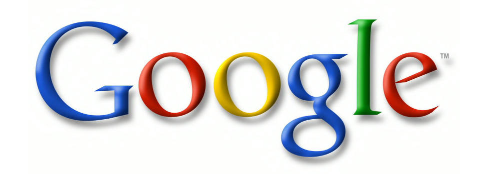
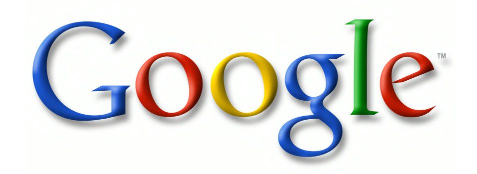






illustriert
von
C. Liebich.

[redacted]



Verlassene Wege.



Verlassene Wege.

Tagebuchblätter

von

Heinrich Hansjakob.

Illustriert von C. Liebich.

Dritte Auflage.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1902.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Am ersten Dezember 1899 habe ich den Entschluß gefaßt, die Schriftstellerei aufzugeben, falls mein unruhiger „Genius“ es zulasse. Zwei volle Monate habe ich nun mit diesem wilden Waisenknaben gekämpft, d. h. versucht, ihn zu unterdrücken. Endlich unterlag ich und schrieb, um den Sieger zu befriedigen, das kleine Büchlein „Aus dem Leben eines Unglücklichen.“ Damit war mein Vorsatz gebrochen, und ich erkannte, daß ich einstweilen noch meinem, so klein er auch ist, unbändigen Genius dienstbar sei.

Der in meinen Tagebuchblättern aus der Karthause erwähnte Schneidermeister Lehnis that einmal den Ausspruch: „So lange ich lebe, muß ich schneidern. Und wenn ich einmal nicht mehr schneidern kann, sterbe ich bald.“ Ähnlich scheint es

auch mir zu gehen. „So lang ich noch lebe, muß ich schriftstellern, und wenn einmal die Feder stille steht, steht auch mein Leben still.“

Drum werden also der alte Schneidermeister und ich in der Karthause fortschneidern, bis wir nicht mehr können, fortschneidern nach der alten Mode.

Dies meine Entschuldigung. Und nun die Erklärung, wie ich zu dem vorliegenden Buche gekommen bin.

Seit Jahren unfähig, auch nur eine halbe Stunde weit zu gehen, fand ich, daß größere und längere Ausfahrten, wie ich sie im Kinzigthal oft machte, jeweils sehr gut auf meinen Schlaf und auf meine Stimmung wirkten. Es kam mir drum im Frühjahr 1900 der Gedanke, einmal im offenen Wagen eine längere Luftkur zu machen und in alter Art durchs Land zu fahren. Aber wohin?

Da war eines Tages im Spätherbst 1899 der damalige Superior der barmherzigen Schwestern in Württemberg, Eisenbarth, jetzt Domkapitular in Rottenburg, bei mir in der Karthause. Er erzählte mir, wie schön das Mutterhaus der Schwestern in Untermarchthal an der Donau gelegen sei.

Seitdem ging es mir oft durch den Kopf, dahin einmal eine Reise zu thun.

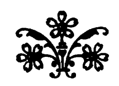
Als nun der Plan, eine längere Wagenfahrt zu machen, auftauchte, war das Ziel gleich gegeben. Zudem hatte ich dem neuen Bischof von Rottenburg, ehedem Professor in Freiburg und ein großer Freund meiner Karthause, einmal einen Besuch versprochen, und es ward brieflich abgemacht, daß wir uns in Untermarchthal treffen wollten.

Ueber den Schwarzwald, durch die Baar, durch den Hegau und Linzgau sollte es drum hinabgehen ins Donauried und von da zurück durch Hohenzollern und den württembergischen Schwarzwald ins heimatliche Kinzigthal.

Da ich die Wirtshäuser, so gut es geht, meiden muß, weil ich in ihrer Unruhe nicht schlafe, machte ich mir, wo immer möglich, Nachtquartier bei einem mir bekannten Pfarrer. Drum würde als Titel meines Buches auch passen: „Von Pfarrhaus zu Pfarrhaus.“ Ich habe aber den etwas poetischeren „Verlassene Wege“ gewählt, weil ich auf den Landstraßen reiste, die in unseren Tagen einsam und verlassen sind. Und das hat mit ihrem Pfeifen die Lokomotive gethan.

Ich habe bei dieser flüchtigen Fahrt in kurzer Zeit vieles gesehen. Es ist mir vieles durch die Seele gegangen, und viele Momentphotographieen habe ich in mir aufgenommen. Meinen „Genius“ drängt es mehr denn je, sich darüber auszusprechen und die Bilder wiederzugeben, mich aber drängt die Gewerbebank Freiburg, das Mißverhältnis, welches die Fahrt in mein Soll und Haben gebracht, wieder auszugleichen.

So entstand dieses Büchlein. Möge der gütige Leser und die versöhnliche Leserin mich nun wohlwollenden Sinnes begleiten auf „verlassenen Wegen“!



Am 17. Juni 1900.

Es ist Sonntag, ein heller, lichter Sommersonntag. Das Wetter ist zum Antritt einer Reise wie gemacht.

Nach acht Uhr des Morgens war der Landauer, der mich begleiten sollte, vorgefahren. Die Firma B. Braun, die erste der Stadt Freiburg im Fuhrwesen, hatte mir ihre ausdauerndsten Pferde und ihren ältesten und bewährtesten Kutscher, den Konrad, geschickt.

Mein Reisekoffer — kein kleiner, weil ich nichts vermissen kann von dem, was ich zu Hause gewohnt bin — wurde aufgeladen, und unter dem eleganten Trab der Pferde rollte der Wagen mit mir davon.

Der Kutscher fuhr auf meinen Wunsch „hintenrum", das heißt nicht durch die Kaiser-, sondern durch die Merian- und Sautierstraße.

„Die zwei Menschenfreunde Merian und Sautier“, so dachte ich, „waren jedenfalls nicht so üppig wie du und haben ihr Geld nicht so leichtsinnig für Spazierfahrten ausgegeben, sonst hätten sie ihre schönen Stiftungen für Arme und Bedürftige nicht machen können.“

Ich tröstete mich aber alsbald, indem ich mir sagte: „Die zwei Herren waren reich von Haus aus, und der Großindustrielle Merian und der Kaufmannssohn und Exjesuit Sautier hatten leichter zu geben als ein Bäckersbub von Hasle, der wie seine Ahnen seine Sache auf nichts gestellt hat und sein Reisegeld wieder sauer verdienen und erschreiben muß.“

Ich habe schon oft erwähnt: Alles, was wir Menschen körperlich und geistig an Sitte und Charakter sind, bringen wir in seinem Urgrund aus den Windeln mit; wir erben es von unsern Eltern und Voreltern. Auch die Sparsamkeit und ihr Gegenteil werden ererbt. Wo viel Geld ist in einer Familie — die Glückspilze unserer Tage, welche über Nacht reich wurden, abgerechnet — ist von jeher gespart worden. Das Sparen vererbte sich von Generation zu Generation meist in sich steigernder Tendenz.

Deshalb finden wir Millionäre, die so geizig sind, daß sie sich selbst nichts Rechtes gönnen.

In meiner Familie hat sich das Sparen nicht vererbt, drum hat sie auch weit mehr leichtlebige und leichtsinnige Individuen produziert als solide und sparsame.

So fuhr denn auch ich in alt Hansjakob'scher Art heute leichten Sinnes durch die Straßen sparsamer Ehrenmänner zur Stadt Freiburg hinaus und dem Elzthale zu.

In den Dörfern Zähringen und Gundelfingen herrschte Totenstille; denn die Bevölkerung war noch in der Kirche. Einsam schlichen die Hühner durch die Dorfstraßen, und stille saß bald da bald dort ein altes Menschenkind hinter dem Fenster und las in einem frommen Buche.

Nicht bloß auf weiter Flur, auch in jedem christlichen Dorfe fühlt man den Tag des Herrn in der heiligen Stille, die überall herrscht. —

Unter dem Dorfe Gundelfingen steht am Scheideweg ein uralter Lindenbaum, wohl der älteste der ganzen Gegend.

Unter seinem riesigen Schattendach hat heute ein Landfahrer mit Wagen, Weib und Kind sich

niedergelassen. Auch diese fahrende Familie hat Sonntag; der Mann liegt im Grase und schmaucht seine Pfeife, während die Frau ihre Kinder putzt und strählt und der alte Klepper, so den Karren zieht, am Wege weidet.



Ich liebe diese Vagabundenfamilien. Sie haben so viel Naturwüchsiges und darum Poetisches an sich, leben ein herbes Leben in Sturm und Wetter und sind in allweg mit wenigem zufrieden. —

Meine Pferde laufen wie englisches Vollblut, und bald sehen wir den Turm der Stiftskirche von Waldkirch aus dem mit Sonnenlicht getränkten

Morgennebel auftauchen, und der alte Schwarzwaldvater, der Kandelberg, begrüßt uns.

Das Städtchen Waldkirch sieht nicht mehr aus wie in den Tagen, da ich vor vierzig Jahren als Student von Freiburg her hier durchzog, Hasle und dem Kinzigthal zu.

Es hat sich neuzeitig herausgeputzt, und eiserne Brücken, mir die widerwärtigsten Zerstörerinnen einer Landschaft, Fabrikantenvillen und sonstige neumodische Prachtbauten „verschönern" es.

In und um Waldkirch feiert die liebe Industrie eine wahre „Kirchweihe" — und Fabrik an Fabrik verkündet den „Fortschritt" unseres Jahrhunderts.

Die alte Kastelburg, ruinenhaft und malerisch am rechten Flußufer gelegen, und die Stiftskirche erinnern allein noch an längst vergangene Tage und an „Gründer" anderer Art als die heutigen.

Burckard I., der wilde Herzog von Alemannien, stiftete hier unter dem Namen „Waldkilcha" schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts seiner Tochter ein Nonnenkloster. Die Nonnen nannten sich „edelgeborene Vestalinnen", bei denen selbst eine Schwester Kaiser Ottos III. eintrat. Die berühmtesten Geschlechter im deutschen Reiche versorgten hier ihre

ledig gebliebenen Töchter, und doch war das Kloster zur Zeit des Basler Konzils, um 1430, so herabgekommen, daß nur noch eine Nonne darin lebte, eine Agathe aus dem alten Breisgau'schen Geschlechte derer von Uesenberg.

Die Väter der genannten Kirchenversammlung beschlossen deshalb, aus dem Frauenkloster ein weltliches Chorherrenstift zu machen. Als solches blühte es dann bis 1805, wo es badisch und alsbald aufgehoben wurde.

Unter den zweiundzwanzig Pröpsten dieses Stifts war manch ein gelehrter Mann; der berühmteste aber und zugleich Waldkirchs größter Sohn war Balthasar Merklin, an den ich heute lebhaft dachte, da ich durch das neumodische Städtchen fuhr.

Merklin wurde als Kind armer Eltern — wahrscheinlich war sein Vater ein Schneider — um 1480 in Waldkirch geboren.

Gute Leute machten es dem talentvollen Knaben möglich, in Schlettstadt, wo damals eine blühende Lateinschule war, zu studieren. Mit Glanz absolvierte er diese Schule, worauf ein Verwandter seiner Familie ihn nach Trier nahm und für sein Weiterstudium sorgte.

In Paris und Bologna setzte Merklin seine Studien fort und zwar in den Rechtswissenschaften. In Bologna holte er sich die Doktorwürde. Ein Doktor dieser Hochschule hatte damals mehr Ansehen in der Gelehrtenwelt, als wenn heutzutag einer an allen deutschen Universitäten doktoriert hätte.

Drum fehlte es dem armen Merklin nicht lange an Stellen. Er wurde in Trier und in Konstanz Chor- und Domherr; die adeligen Pfründnießer an diesen Stiften mußten einen Mann haben, der arbeitete und etwas verstund, und ein solcher war Merklin.

Kaiser Max, ein Volksmann, der die tüchtigsten Leute da nahm, wo er sie damals fand, im Bürgerstand, lernte den gelehrten, bescheidenen und beredten Waldkircher 1507 auf dem Reichstag zu Konstanz kennen und ernannte ihn alsbald zu seinem wirklichen Hofrate.

Nun stieg Merklin von Stufe zu Stufe. Noch zu Lebzeiten des Kaisers Max ward er Propst von Waldkirch. Nach des Kaisers Tod berief ihn dessen Enkel Karl V. alsbald in seine Nähe und behielt ihn fast beständig in seinem Gefolge. Er

begleitete diesen Kaiser nach Spanien, nach Italien, auf die Reichstage in Deutschland und wurde zu den wichtigsten politischen und kirchenpolitischen Sendungen benützt.

1527 ward er Reichsvicekanzler, kaiserlicher Sprecher und Kommissär in Deutschland, Titularbischof von Malta, Koadjutor von Konstanz und Verweser des Bistums Hildesheim, ohne je Priester geworden zu sein; was damals nicht selten vorkam.

Auf dem Reichstag zu Speier 1529 hatte er in Sachen des Kaisers die entscheidende Stimme. Im gleichen Jahre wurde er Bischof von Konstanz. 1530 begleitete er den Kaiser zu dessen Krönung nach Italien und von da zum Reichstag nach Augsburg.

Seine Freunde, Erasmus von Rotterdam und der berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius in Freiburg, sind hocherfreut über seine ruhmvolle Laufbahn. Ueberall, wo Merklin erscheint, sei es in den Niederlanden, sei es am Bodensee, wird er vom Volke festlich empfangen.

Im Frühjahr 1531 ward er vom Kaiser nach den Niederlanden gesandt und besuchte im Vorbeireiten auch Trier und übernachtete in seinem dortigen Pfründhaus.

Als er am andern Morgen, es war am Pfingsttage, das Pferd besteigen wollte zur Weiterreise, traf ihn der Schlag und machte seinem Leben rasch ein Ende. Merklin war kaum 50 Jahre alt. Wer weiß, ob nicht, so er am Leben geblieben, Karl V. ihn anstatt des Adrian Floriszoon von Utrecht zum Papst vorgeschlagen hätte?

Herr Merklin war ein großer Mann, und die Waldkircher dürften ihn besser ehren; denn wenn ein Waldkircher Schneidersbub es zum Reichsvizekanzler eines Weltkaisers, wie Karl V. es war, bringt, verdient der Mann Ehre. Ein Reichsvizekanzler war damals ein viel gewichtigerer Mann im römischen Reich deutscher Nation als heute ein Reichskanzler im deutschen Reich preußischen Herkommens.

Wenn die Waldkircher dem Merklin kein Denkmal setzen wollen, so sollten sie wenigstens eine Straße nach ihm benennen; denn der Schneiderssohn hat seiner Vaterstadt wahrlich alle Ehre gemacht.

Sein Geschlecht aber blüht heute noch, und in Freiburg lebt einer seines Stammes als Orgelbauer. —

Ich war ordentlich froh, daß ich eine Stunde oberhalb Waldkirch aus dem Wald von Fabriken, Fabrikantenvillen und Arbeiterwohnungen draußen war.

Beim „Stollen“ mündet das Simonswälderthal in das der Elz. Wir verlassen das letztere und fahren das erstere hinauf. Hier ist gottlob alles noch ländlich, und kein Fabrikschlot erinnert an die Neuzeit.

Als wir dem Dorfe Unter-Simonswald uns nähern, kehren die Landleute in hellen Scharen aus dem Gottesdienste heim. Mir ging das Herz auf; denn überall sah ich liebliche, alte Volkstrachten, selbst bei einzelnen Mannsvölkern noch den alten Manchesterrock. Alle aber trugen Blumen entweder an den Kleidern oder in den Händen oder hinter den Ohren.

Ich wollte dem Pfarrer, vor Jahren Vikar bei mir an St. Martin, darüber mein Kompliment machen, daß seine Simonswälder noch Landleuten und nicht Fabrikvolk gleichen, und fuhr deshalb hinüber zum Pfarrhaus, das von der Landstraße etwas abliegt.

Bei der „Krone“, dem Wirtshaus mit dem

schönen, alten Lindenbaum, geht der Weg hinüber zur Kirche. Als ich anno 1887 das letztemal hier war, hatte eben die Kronenwirtin ihr Leben ausgehaucht. Heute höre ich, daß nun auch der Wirt, damals ein junger, stattlicher Mann, vor kurzem das Zeitliche gesegnet habe.

Der Pfarrherr war noch in der Kirche und gab der Jugend die „Christenlehre“, eine harte Arbeit, nachdem man nüchtern Predigt und Amt gehalten.

Er ließ die Buben und Maidle laufen, als ich kam. Froher Miene eilten sie nach allen Seiten thalab und bergauf davon. Mir zeigte er dann seine Pfarrhausvilla und überzeugte mich, ohne ein Wort darüber zu sagen, von dem idyllischen Leben eines Landpfarrers, und dann fuhr ich weiter.

Besser oben im Thale lud ich ein älteres Wibervolk ein, mit mir zu fahren, da es gar so heiß war. Sie nahm die Einladung ungeniert an und setzte sich neben mich, als ob wir täglich zusammen spazieren führen. Das gefiel mir; denn herzhafte Menschen gefallen mir allezeit.

Meine Gefährtin ist eine verheiratete Frau, ein Wib, hat aber erst in ihren alten Tagen, im

vergangenen Herbst, einen Mann genommen; auch ein Beweis, daß sie Mut hat.

Sie tadelt an den Mannsleuten, daß sie heutzutage zu viel Bier tränken, selbst im Schwarzwald; von diesem „ewigen Trinken" käme es, daß die Menschen auch in den Schwarzwaldthälern so viel krank seien. Früher, da man den Durst mit „saurer Milch" gestillt, hätten die „Dökter" nicht soviel bei den Bauern zu schaffen gehabt.

Ich hatte kaum Zeit, meinen Beifall zu ihrer weisen Rede zu spenden, als wir bei ihrer Wohnung, einem kleinen Häuschen, angekommen waren.

Ihr Ehemann stund am Fenster und sah mit Blicken, die mehr Eifersucht als Staunen verrieten, seine Ehehälfte aus meinem Wagen steigen. Und ich glaube, nur der Umstand, daß sie neben einem alten Pfarrer saß, hat ihr eine Eifersuchtsscene erspart; so grimmig sah der Mann hinter den Fenstern hervor. —

Genau um die Mittagsstunde gelangte ich vor dem „Engel" in Ober-Simonswald an, wo ich mich zum Essen angemeldet hatte.

Das Thal ist hier schon sehr enge, ohne ro-

mantisch zu sein. Hohe, steile Bergwände, unten Matten und oben am Wald zerstreute Höfe bilden



es, und die lustig dahin murmelnde Wildgutach verleiht ihm einiges Leben.

Der Engelwirt ist zugleich Großbauer, und

diesem Doppelberuf entspricht auch sein stattliches Anwesen.

Nachdem ich köstlich gespeist hatte, zeigte er mir eine noch köstlichere Münzsammlung, die sein Vater angelegt hat und welche viele seltene Stücke enthält.

Ich für meine Person bin kein Freund von solchen Sammlungen. Mir sind die Münzen, so man ausgeben kann fürs tägliche Leben, lieber als diese Raritäten, die nur ein totes Kapital repräsentieren.

So was können sich nur Leute leisten, die sonst Geld genug haben; zu denen gehöre ich nicht, wohl aber der Engelwirt von Ober-Simonswald.

Wichtiger als seine schöne Münzsammlung war mir eine Mitteilung, die mir der Engelwirt machte. In der Gegend, wo sein Haus steht, seien früher Heiden gewesen; ein Roßschädel am Innern des Hausfirstes sei, wie sein Vater und Großvater schon gesagt, ein Beweis davon.

Das war mir neu. Bisher wußte ich nur, daß in Norddeutschland, beim altdeutschen Stamme der Sachsen, bis heute Roßschädel an den Firsten der Bauernhöfe angebracht sind. Nun erfuhr ich,

daß auch die Sueven und Alemannen diesen heidnischen Gebrauch übten und die Erinnerung an das Heidentum im Schwarzwald noch nicht erloschen ist.

Das Lieblingstier des heidnisch-deutschen Göttervaters Wodan war das Pferd. Auf seinem Leibrosse Sleipner ritt er auf den Fittigen des Windes wie auf den Wellen des Meeres über die Erde hin.

Ein Roßkopf am First des Hauses galt darum den heidnisch-deutschen Bauern als Schutz und Segen Wodans, und ein gefundenes Hufeisen bedeutete Glück und wurde an die Stallthüre genagelt. Solche sah ich in meinen Knabenjahren noch oft an den Thüren, aber nie einen Roßschädel an einem First. Erst heute vernahm ich von dieser Sitte auch im Schwarzwald und empfahl dem Engelwirt, das Zeichen seiner heidnischen Ahnen in Ehren zu halten. —

Ich hatte ursprünglich vor, auf meiner Weiterfahrt ins Bregthal hinüber auf der „neuen Eck“, wo einsam ein Wirtshaus steht, mein erstes Nachtquartier zu nehmen. Nun erfuhr ich erst in den letzten Tagen durch einen Schwarzwälder, der in

Freiburg privatisiert, daß die alte Kilpenstraße noch fahrbar sei und man über die „alte Eck“ zum gleichen Ziele komme.

Auf der alten Eck steht ebenfalls einsam eine Herberge, „zum Raben“, dem Lieblingsvogel Wodans. Den Kilpenpaß, die Hauptverkehrsstraße des Mittelalters, kannte ich noch nicht, und der „Raben“ war einst Standquartier meines Vetters Franz, des Kreuzwirts von Hasle, wenn sein ausgedehnter Holzhandel ihn auf den Schwarzwald führte. Auf der neuen Eck war ich vor fünfzehn Jahren mit ihm gewesen, aber nie auf der alten. Eben waren, das wußte ich, seine Töchter, die Marie und die Hermine, „im Raben“ zur Sommerfrische. Drum ward beschlossen, über den Kilpenpaß und über die alte Eck den Weg ins Bregthal zu nehmen.

Das Kilpenthälchen mündet gerade beim Engel ins Simonswälder Thal, und der Engelwirt meinte, mit einem seiner Pferde als Vorspann könnte ich den alten Paß wohl gewinnen.

Um drei Uhr des Nachmittags stund ein dicker, riesiger Fuchsgaul vor meinen zierlichen Wagenpferden, und fort gings auf der schmalen,

steilen, längst vereinsamten Kilpenstraße ein enges Thälchen hinan. Das Kilpenthälchen ist ziemlich reizlos. Die Natur hat sich wenig Mühe gegeben bei seiner Bildung. Es ist Dutzendarbeit, wie man sie schon oft gesehen.

Was mir auffiel, waren die Ruinen verlassener Häuser, die von Zeit zu Zeit auftauchten. Der Knecht, welcher das Vorspannpferd leitete, sagte mir, die Menschen, so hier gewohnt, seien fortgezogen in die Fabriken; der Staat habe ihre Güter gekauft und lege jetzt überall Wald an.

Auch ein Zeichen der Zeit, über das ich schon oft gesprochen. —

Das Pferd, welches den Wagen das Thälchen hinaufziehen half, gefiel mir durch seine Ruhe. Es handelte streng nach dem alten Satz: „Wer langsam geht, geht sicher.“ Langsamen, aber sichern und kraftvollen Schritts ging es seine Bahn. Die Stadtpferde, lebhaften Temperaments, wollten, je steiler es ging, um so rascher einsetzen. Bald waren sie mit Schweiß überdeckt, während der viel dickere Fuchs kein feuchtes Haar hatte.

Weiter oben im Thal trafen wir einen Bauersmann, der lange neben dem Wagen herging. Als

die stärkste Steigung überwunden war, ließ ich ihn zu mir in den Wagen sitzen.

Es war der „Schuretbur" von Ober-Simonswald. Er hat sein Vieh drüben im „Nonnenbachthal" auf der Weide und will nach ihm sehen.

Der Mann sah so stillvergnügt und so behäbig aus, daß ich ihn darüber beschrie und meinte, er habe sein Schäfle jedenfalls im Trockenen.

„Des ha i gottlob," gab er zurück und fügte bei, „aber i ha guat mache g'ha, i ha meh as zwanzigtausend Mark erwîwet."

Ich hatte das Volkswort „erwîwe", das ist mit dem Weib durchs Heiraten bekommen, schon lange nicht mehr gehört und freute mich deshalb.

Der Schuretbur konnte mir nur noch erzählen, daß sein Weib tot sei und seine Töchter viele Freier hätten, aber nicht heiratslustig wären — dann mußte er wieder aussteigen und nach Nordwest bergan steigen, dem Nonnenbach zu.

Bald hernach hatten wir die Paßhöhe, die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, die alte Eck, erreicht, und ein herrlicher Blick über das ganze Zentrum des Schwarzwalds hin entschädigte für die zweistündige, einförmige Fahrt durch den Kilpach.

Gleich über der Wasserscheide drunten liegt das Wirtshaus zum Raben, ein mit Schindeln gedeckter und mit Schindeln gepanzerter Holzbau, wo die zwei „Bäsle“, von meinem Kommen be-



Raben auf der alten Eck.

nachrichtigt, mir ein gar helles, freundliches Quartier besorgt hatten.

Im Haus und um das Haus aber wimmelte es von fröhlichen Sonntagsmenschen, die vom nahen Städtchen Furtwangen herauf gekommen waren und im nahen Wald ein Sommerfest begangen hatten.

Ich machte mich drum, kaum einquartiert,

von dannen und schritt durch das kleine Wäldchen am Hause hindurch auf eine stille, grüne Flur mit einer herrlichen Aussicht auf die Berge des Bregthales.

Friedlich weidete eine Herde auf dem spärlichen Rasen, und die Glocken der Tiere tönten mir wohlthuend in die Seele.

Dort drüben liegt der Hof des Bauern, dem die Herde gehört, ein riesiges einstöckiges, aber malerisches Gebäude. Der Bauer selbst steht im trachtenlosen Sonntagshäs vor seiner Burg; ich schreite hinab zu ihm. Kaum bei seinem Hofe angekommen, sehe ich drunten in des Waldes Gründen ein zweites Gehöfte und erkannte es alsbald wieder.

Es war der Leimgrubhof, der meinem Vetter Franz gehörte und auf dem ich mit ihm vor fünfzehn Jahren gewesen. Daß wir damals aber so nahe an der alten Eck und am Raben waren, überraschte mich jetzt sehr.

Der Bauer bestätigte mir, daß ich recht sehe. Wir setzen uns auf die Bank unter seinem großen Schindeldache, und er erzählt von meinem längst toten Jugendfreund, mit dem er manchen Holz-

handel abgeschlossen habe und an den er jetzt noch oft dankbaren Herzens denke.

Vor uns steht eine kleine Gruppe Vogelbeerbäume, die einzigen, die man neben den Rottannen auf dieser Höhe antrifft.

Ich frage den Bauern, einen bejahrten Mann, wozu er sie gepflanzt, und erfuhr, daß diese Bäume den Wind ableiten und seine Kraft brechen sollen, damit er das Haus verschone. Sodann sollen sie im Herbst die Krammetsvögel zum Fange anziehen; aber es kommen seit Jahren keine mehr.

Eine dritte Bestimmung des Vogelbeerbaums konnte der Bauer nicht finden, wohl aber ich.

Der Vogelbeerbaum war bei den heidnisch-deutschen Bauern dem Donnergotte geweiht. Sie steckten nicht bloß Vogelbeerzweige mit den roten Beeren an die Stallthüren als Blitzableiter, sondern sie strichen auch das Vieh damit, auf daß der Gott Donar es gesund erhalte und gedeihen lasse.

Darum spielt die Vogelbeere bei den Sympathie-Volksärzten heute noch eine Rolle. —

Die Bauern auf diesen Höfen haben nur Wald und Weide; der Ackerbau ist null. Sie hatten deshalb von jeher noch Zeit genug, um Krammets-

vögel zu fangen. Da diese aber nicht mehr kommen, hat der alte Dorer, so heißt der Bauer, mit seinem praktischen Schwarzwäldergeist die Forellenzucht angefangen. Sie gedeiht aufs beste, und er liefert seinem Nachbar, dem Rabenwirt, die nötigen Tafelforellen. —

Während wir so miteinander diskurierten, erinnerte ich mich eines Vorgangs, den ich erlebt, als ich im Jahre 1885 auf dem Leimgrubhof war.

Als mein Vetter und ich dort drunten im Walde stunden, wo viele gefällte Tannen lagen, kam vom Berge herab ein blasser Mann auf uns zu. Er stellte sich vor als einen armen Uhrenmacher, der lange schwer krank gewesen, und bat meinen Begleiter, ihm das Abfallholz um billigen Preis zu überlassen.

Ich sprach meinem Vetter zu, den armen Mann billig zu behandeln, und er gab ihm das Holz um wenige Mark. Freudig dankend ging jener wieder den Berg hinauf.

Heute fiel mir der Mann wieder ein. Ich erzählte den Vorgang dem Bauer, und der sagte alsbald, der Uhrenmacher lebe noch da drüben im

nächsten Haus, das ich bisher für des Bauern Leibgedinghaus gehalten hatte.

Ich erhob mich sofort, um ihn in seiner reizenden Schindelhütte aufzusuchen. Er war gleich gefunden, erinnerte sich auch gar wohl seines billigen Holzkaufes, aber nicht mehr des langen Pfarrers, der dabei war.

Seine soziale Lage hat sich seit jener Zeit nicht gebessert. Sie hat ihm in den fünfzehn Jahren nicht sechsmal gestattet, am Sonntag einen Schoppen zu trinken. Er kann jahraus jahrein kein Pfund Fleisch beim Metzger kaufen. Von dem Schweine, das er sich den Sommer über aufzieht, muß er noch die Hälfte hergeben, um zu barem Geld zu kommen, da sein kleiner Verdienst, 1 Mark 50 Pfennig bis 2 Mark, fürs tägliche Leben aufgeht und er einen Sohn hat, den er in Freiburg geistlich studieren lassen will.

Seine Tochter ist im Dienst, drüben im Gütenbach, und sein Weib auch nicht mehr so gesund, daß sie, wie früher, als Taglöhnerin im Wald noch etwas verdienen kann mit Pflanzensetzen.

Doch die Mutter und er — so meinte der brave Mann — wollten gerne entbehren und

sparen, wenn sie's nur erleben, daß der Sohn ein rechter geistlicher Herr wird.

Ein Sohn, dessen Eltern unter solchen Entbehrungen ihm das Studium ermöglichen, müßte ein Tropf sein, wenn er die Hoffnungen derselben täuschte und nicht ein tüchtiger Mensch würde.

Ich schied nicht mit leeren Worten von dem armen Uhrenmacher, dessen Angaben mir der Rabenwirt vollauf bestätigte. —

Drüben stund der alte Bur und erwartete mich bei seiner kleinen Hauskapelle, die auf lichter, grüner Heide steht und mit deren Glöcklein er seine Nachbarn zum Gebete ruft.

Wir sprachen noch einige Zeit, bis meine zwei „Damen" kamen und dem alten Vetter seinen Havelok brachten; denn es war kühl geworden, und wir befinden uns 1200 m über dem Meere.

Ich kehrte in die indes still gewordene Herberge zurück, hochbefriedigt vom ersten Reisetag.

Lange noch stund ich spät am Abend am Fenster und schaute der Nacht zu, wie sie ihren weichen Schleier über Wald und Heide deckte.

Des Buren Glöcklein sprach dazu des Tages letzten Gruß, und im Nachtwind flüsterten die Tannen.

Am 18. Juni.

Ich beabsichtigte, heute morgen wieder weiter zu fahren, hatte aber die Rechnung ohne das Wetter gemacht. In der Nacht war ein Gewitter niedergegangen, und am Morgen regnete es in Strömen.

Es wäre ein Unrecht gewesen, Pferde und Kutscher dieser Sündflut zu übergeben; drum blieb ich noch und wartete auf heiteren Himmel.

Zum Zeitvertreib ging ich in die Wirtsstube hinunter, traf aber niemanden als den Wirt, einen älteren Mann mit einer imponierend ruhigen Miene. Mit dem redete ich.

Bald erfuhr ich von ihm, daß er in Hasle gar wohl bekannt sei. Er war vor vierzig Jahren Postillon in Hornberg und führte den Postwagen täglich hinab nach Hasle.

Später wurde er Hausknecht in der Sonne in Furtwangen und stieg nach jahrelangem, treuem Dienst da herauf und wurde Rabenwirt und als solcher ein wohlhäbiger Mann; eine ehrenvolle Laufbahn für einen ehemaligen Postle und Hausknecht, wie sie nicht oft einem seinesgleichen zuteil wird.

Heutzutage ist's Mode, daß derartige Leute ihren Verdienst redlich verklopfen und, alt geworden, Staatspensionäre werden und in Armenhäusern ihr Leben beschließen. —

Indes ich mit dem Rabenwirt redete, kam ein Sohn Israels in die Stube. Er ist aus Schmieheim im Breisgau, von wo aus die dortigen Juden das Kinzigthal, den Wald und die Baar hausierend und handelnd durchziehen.

Der, den ich hier traf, trägt den klassischen Champagnernamen Röderer und hausiert mit Kleiderzeug schon 45 Jahre in dieser Gegend des Schwarzwalds.

Da er als Hausierer das Gebiet begeht, welches vor hundert Jahren mein Großvater, der Wälder-Xaveri, beging, war mir der Mann sympathisch, und ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein.

Es stellte sich hiebei heraus, daß ich in seiner Familie nicht fremd bin. Ein Neffe von ihm studierte in Freiburg und kam bisweilen zu mir und gewann mein Wohlgefallen durch sein ebenso energisches als geistvolles Wesen.

Ich gratulierte dem alten Hausierer zu seinem

Neffen, der zweifellos einst eine Zierde sein wird in Israel.

Die Juden sind uns Christen auch insofern über, als sie in der Regel nur sehr begabte Kinder studieren lassen, während bei uns Germanen viele talentlose Menschen dem Studium und durch Büffeln und Stoßen einem höheren Berufe zugetrieben werden. —

Erst spät am Nachmittag heiterte sich der Himmel auf. Da ich aber jetzt mein in Aussicht genommenes Pfarrhaus-Nachtquartier nicht mehr erreichen konnte, beschloß ich, nochmals im stillen, reizend gelegenen Raben zu übernachten, und heute noch eine Fahrt nach dem unfernen Dorfe Neukirch zu machen, das ich noch nie gesehen.

Auf der Höhe führt in südöstlicher Richtung der Weg dahin, vorbei am Dorer-Bur und am braven Uhrenmacher.

Ich habe mich noch selten so gefreut über den Schwarzwald, wie auf dieser kurzen Fahrt. Der Regen hatte das Grün der Matten smaragden gemacht, und die Tannenwälder dufteten so frisch in der Abendsonne, welche weit, weithin Berge und Thäler verklärte.

Ueberall weideten Herden bei friedlichem Geläute. Nur die Hirtenkinder störten mich durch ihre moderne Proletariertracht, die in städtische Winkelgassen paßt, aber nicht auf so malerische Höhen.

Doch auch eine Strohflechterin begegnete mir, und ihr Anblick erfreute mich. Leider ist es am Absterben, dies Flechten. Chinesen und Japanesen tragen es durch ihre Konkurrenz zu Grabe. Beide Völker werden im Laufe der Zeit auch unsern Fabrikschloten, die jetzt so stolz in die Welt dampfen, den Atem nehmen und die Fabrikarbeiter wieder an Pflug und Hacke zurücktreiben. —

Das Dörfchen Neukirch liegt gar einsam und abgeschlossen in einem Thalgrunde; aber sein reizendes, mit Schindeln gedecktes Kirchlein mit dem malerischen Zwiebelturm belebt und hebt das ganze Thälchen. Das Kirchlein stimmt in diese Waldeinsamkeit weit besser als das fürstliche, palastähnliche Schulhaus in seiner Nähe.

Was würde der alte, badische Geograph Kolb sagen, wenn er heute nach Neukirch käme, von dem er anno 1814 schrieb: „Diese Vogtei hat ein Schulhäuslein, worin die Kinder wenig, die Familie

des Lehrers gar keinen Platz findet. Der Lehrer selbst hat seine gute pädagogische Bildung im Seminar zu Rastatt erhalten. Nur schade, daß die 70 Gulden Besoldung dem fähigen jungen Mann, der durch Malen und Uhrenmachen sich den übrigen Unterhalt verschaffen muß, nicht gestatten, sich weiter auszubilden."

Nur wenige Häuser befinden sich in der Nähe der Kirche; die meisten Leute wohnen in Berg und Thal weithin zerstreut, fern vom Gotteshaus.

Diese einsame Vogtei war einst ein Hauptsitz der Schwarzwälder Uhrenindustrie, von deren Patriarchen manch einer hier lebte und wahre Kunst übte. Auch Glockenguß wurde hier betrieben. Die Künstler alle waren nebenher Bauern. In alle Welt trugen Neukircher ihre Produkte.

Der Erfinder der ersten Spieluhr mit Glasglocken war ein Neukircher des 18. Jahrhunderts. Die alten Leute erzählen heute noch, wie der Wehrle-Hans jahrzehntelang grübelte und experimentierte und hungerte, bis er die erste Walze fertig hatte. Und als das Kunststück gelungen war, wurde der Erfinder irrsinnig. —

Aber auch heute noch bringt das weltferne

Neukirch tüchtige Männer hervor. Der Professor für Landwirtschaft an der bayerischen Hochschule zu Weihenstefan, Dr. Steiert, ist ein Neukircher, der Sohn eines Uhrenschildmalers im „Oberleiterloch.“ —

Ich betrat das kleine Kirchlein, eine echte, sturm- und schneefeste Waldkapelle, und den rings um dasselbe gelegenen Gottesacker. Hier fiel mir auf, wie in sinniger Weise der Schreiner oder Uhrenmacher, welcher die Inschriften auf die Kreuze macht, die Toten kurze Ansprachen, halb gereimt, an die Lebenden halten läßt.

So spricht ein junger Mann, der aus erblicher Schwermut sich den Hals abschnitt und dessen Mutter später im Irrenhaus starb, also:

Ihr Jüngling' schauet zu,
Wie ich mein junges Leben
Durch meine Krankheit
Mit Blutstropfen in das kühle
Grab muß geben.

Felix heiß' ich,
In den Himmel reis' ich.
Gute Nacht, Mutter und Geschwister!
Will sehen, was mein Vater im
Himmel oben macht. —

Der Grabstein der siebzehn anno 1844 unter einer Schneelawine Verunglückten erinnerte mich lebhaft an jene Katastrophe. Am 24. Februar des genannten Jahres, nachts 11 Uhr, hatte eine im Schwarzwald seltene Schneelawine einen an einer waldlosen Bergwand stehenden Bauernhof zugedeckt. Der Bauer saß mit seinen Knechten und Nachbarn beim Kartenspiel am Tische, als das Unglück eintrat. Man fand die Spieler alle tot, die Karten noch in den Händen. Vierundzwanzig Personen waren unter den Trümmern des Hauses und unter einem Schneeberg begraben.

Als die Nachbarn, die alle in einiger Entfernung wohnten, am Morgen den „Königen-Hof" nicht mehr sahen, wurden sie erst auf das Unglück aufmerksam. Nur sieben Personen, meist Kinder, wurden noch lebend aus dem Schnee gegraben.

Ich entsinne mich noch wohl — ich war damals kaum sechs Jahre alt — wie Bilder von diesem Unglück im Kinzigthal feil geboten wurden und wie alles lange Zeit davon redete. In jenen Tagen las man im Volke noch keine Zeitungen, und solche Katastrophen blieben länger haften als

heute, wo täglich Unglücksfälle aller Art und aus aller Welt durch die Blätter gehen. Ich erkundigte mich, ob noch jemand von den aus der Katastrophe Geretteten am Leben sei und erfuhr, daß alle tot seien; nur Kinder einzelner leben noch. —

Ich suchte auch den jungen, mir bekannten Geistlichen auf, der unterhalb der Kirche seine bescheidene Residenz hat. In dieser traf ich den Greuel der Verwüstung; denn vorgestern war ein Brand im Hause ausgebrochen und alles geflüchtet worden.

Der geistliche Herr trägt fast einen so schönen Namen wie ich. Er heißt Hasenfuß und zeigte heute in der That ein etwas timides und ängstliches Wesen, das aber auch vom Brandschrecken herrühren mochte. Im übrigen ist er ein viel höflicherer und freundlicherer Herr als ich, sein Leidensgenosse, was den Geschlechtsnamen betrifft. Wenn er aber so gesinnt ist wie ich, so wird er den Namen seiner Ahnen mit keinem hochtönenden Adelstitel vertauschen wollen. —

Noch bevor die Nacht eingebrochen, war ich wieder auf der alten Eck.

Am 19. Juni.

Meine zwei Haslacherinnen hatten drunten im Bregthal, das ich heute durchfahren wollte, noch Geld zu bekommen vom Verkauf eines Waldes,



der ihrem Vater gehört. Sie begleiteten mich deshalb bis nach Hammereisenbach, wo der zu hebende Schatz ihrer wartete.

In Furtwangen, das nach kurzer Thalfahrt von der alten Eck aus erreicht ist, mußte ich staunen.

Seit fünfzehn Jahren hatte ich es nimmer gesehen. Der alte Marktflecken ist indes zur Stadt erhoben worden und hat sich demgemäß herausgeputzt.

Ich bin kein Freund von Fabrikstädten, weder von großen noch von kleinen, aber das muß ich sagen: Furtwangen hat mir am heutigen, sonnigen Morgen mit seinen zierlichen, saubern Häusern imponiert.

Ich gedachte bei der Durchfahrt dreier Originalmenschen, die hier gelebt haben und die ich kannte.

Der eine war der Gerber-Karle, ein echter und rechter Haslacher. Er hatte sich in Furtwangen als Gerber niedergelassen samt seinem Haslacher Humor und Durst.

Da er lieber Bier trank als Felle gerbte, gab er sein Handwerk auf und wurde — Bierwirt und was für einer! Was in München das Hofbräuhaus, das war jahrzehntelang in Furtwangen die Kneipe des Gerber-Karle.

Alles trank sein Bier bei dem originellen Haslacher, und die bessern Bürger des Fleckens verlegten zu ihm ihr „Museum“.

Weil der Karle ein dicker, bärenmäßiger Kumpan war, hieß seine Wirtschaft im Volksmund „zum Bären." Er war seines Hauses bester Gast und trank, trank, trank, bis der Tod ihm den schäumenden Becher aus der Hand nahm. —

Das zweite Original war der Romul, Romulus Krenzer, Schildmaler, ein Furtwanger Kind, ein Freund Auerbachs und des schwäbischen Germanisten Birlinger.

Sein Großvater hatte die ersten lackierten Holzschilde für Uhren erfunden. Sein Vater Plazidus trieb die Schildmalerei schwunghaft und studierte als junger Mann nebenbei römische Geschichte und griechische Mythologie.

Ein Student aus dem Kirchspiel Furtwangen, der spätere Professor Furtwängler in Freiburg, der Sohn eines Bauern, des Bachbartle, hatte in den Ferien viele Bauersleute mit seinen klassischen Studien angesteckt.

Drum ließ der Schildmaler Plazidus seine Buben auf Romulus und Apollo und seine Maidle auf Aquila und Priszilla taufen.

Furtwänglers Bruder, der Bur im Schwefeldobel, hatte gar einen Sohn Hektor.

Des Schildmalers Apollo hatte auch etwas von dem Gotte mit der Lyra geerbt; er war ein Musikant mit Leib und Seele und ein Virtuos auf Orgel und Klavier. Da aber solche Lieblinge der Götter nicht alt werden, starb der Apollo von Furtwangen schon in den vierziger Jahren.

Der Romulus, der mit dem Apollo die väterliche Hütte und die Schildmalerei geteilt, heiratete des Siedle-Tonis Cölestine aus der Vogtei Neukirch. Sie war eine Schönheit und ihr Vater Bur und Glockengießer in einer Person.

Der Romulus kaufte nun den „Löwen“ im benachbarten Schönenbach und malte Schilde und leistete nebenbei seinen Gästen Gesellschaft, bis ihm nach einigen Jahren der Wein ausging; denn ideale Leute, wie der Romul, wie er im Volke hieß, sind zu keiner Zeit auf Erden gewesen, um reich zu werden.

Arm kehrte er wieder nach Furtwangen zurück und malte im Hafnergäßle weiter Schilde auf Blech und Glas nach eigener Erfindung.

In dieser Zeit lernte ihn der Dichter Auerbach kennen, da er auf dem Schwarzwald umherreiste, um Stoff zu suchen für seine philosophischen

Dorfgeschichten. Denn der Romul war daheim im Leben und in der Geschichte des Volkes im Bregthal. Er schrieb ja selbst eine Geschichte seiner Vaterstadt und korrespondierte in Zeitungen aller Art.

Ja, er schriftstellerte lieber, als er Uhrenschilde malte. Da aber die Schriftstellerei meist eine brotlose Kunst ist, so blieb der Romul allzeit ein armer, aber heiterer, sorgenloser Mann.

Doch unentwegt war er thätig für das Wohl seiner Heimat. Er predigte in allen Werkstätten und in allen Wirtshäusern seinen Schwarzwäldern die Notwendigkeit einer Eisenbahn. Diese war seiner Reden erstes und letztes.

Das erstemal sah ich den Mann mit dem glattrasierten Gesichte und den hellen Augen im Sommer 1865 beim dritten Originale, beim Lorenz Bob an der Halde vor Furtwangen draußen.

Dieser Lorenz war ein kongenialer Freund des Romul, ein Uhrenmacher, Erfinder und Denker wie kein zweiter in seinem Beruf. Er hatte den Kopf eines alten Philosophen der jonischen Schule. So wie er muß ein Thales von Milet ausgesehen haben.

Da aber diese schöne Erde nicht für das Glück von Denkern und Erfindern eingerichtet ist, kam der Denker an der Halde in Furtwangen auch auf keinen grünen Zweig, so wenig wie sein Mitgenie, der Romulus.

In den siebziger Jahren sah ich diesen wieder in Karlsruhe als Sprecher und Führer von Deputationen um eine Eisenbahn durchs Bregthal.

In der gleichen Zeit besuchte ihn öfters der Germanist Birlinger, ein auch mir wohl bekannter genialer, riesiger Schwabe, der zu begabt war, um im rechten Geleise zu bleiben.

Als Birlinger Ende der siebziger Jahre das letztemal am Bodensee bei mir war, sagte er mir, er gehe jetzt noch hinab auf den Schwarzwald zu seinem Freunde Romulus.

Bald darauf fällte der Tod den Giganten, und der Romul folgte ihm wenige Jahre später nach.

Er starb als armer Mann bei einer Tochter unfern der Heimat, in Gütenbach.

Aber die Furtwanger erinnerten sich jetzt seiner Verdienste. Sie ließen den toten Romul holen, bahrten ihn auf im Hause des Bürgermeisters und begruben ihn feierlich auf Gemeindekosten in heimischer Erde.

Und als wenige Jahre darauf die Eisenbahn, für welche der Romul so wacker und unermüdlich gekämpft hatte, zum erstenmal in Furtwangen einfuhr, trug die Lokomotive ihm zu Ehren den Namen „Romulus“. —

Auch an den Lorenz Bob dachte ich, da wir unten an der Halde hinfuhren, und an die Zeit, da ich, ein Achtundzwanzigjähriger, neben ihm in seiner Werkstätte stund und dem Mann mit dem großen Philosophenschädel und den roten Haaren bei seiner Arbeit zuschaute.

Damals war ich jung und dumm, sonst wüßt' ich heute mehr zu erzählen aus dem Leben dieses genialen Schwarzwälders. —

Als ich vor fünfzehn Jahren in der Gegend war, wußte ich noch nicht, daß mein mütterlicher Urgroßvater in dem reizenden Schindelkirchlein von Schönenbach getraut worden sei.

Drum hielt ich heute bei der Weiterfahrt das Bregthal hinunter bei diesem Waldkirchlein an, um sein Inneres zu besehen.

Es ist innen so lieblich ausgestattet wie außen, ein echtes, rechtes Schwarzwälder Volksheiligtum, farbig und goldig und blumig.

Ich fragte ein altes Weiblein, das am Kirchweg den Kehrbesen handhabte, wo der Pfarrer



Schönenbach.

wohne und ob sie vielleicht die Mutter des Sakristans sei. Die letztere Frage verneinte sie; aber sie wohne beim Meßner als Jungfrau und Näherin. Sie sei jetzt, so fuhr sie zu reden fort, 76 Jahre

alt, doch am Rande des Grabes ihr einziger Trost der, daß sie ihre Jungfräulichkeit bewahrt und alle Kämpfe siegreich bestanden habe.

Das sprach sie so strahlenden Auges und so ernstlichen Herzens, daß es mich rührte, um so mehr, als in ihren greisen Zügen noch Spuren einstiger Schönheit zu lesen waren.

Ich gab ihr ein Geschenk, und dafür wünschte sie mir eine „glückliche Reise, erquickend für Leib, Seele und Gemüt.“ —

Der Pfarrer wohnt in einem behaglichen Bauernhaus, das im vorigen Jahrhundert samt den dazu gehörigen Wäldern und Weiden von ledigen Geschwistern zur Gründung einer Pfarrei geschenkt worden war.

Wir hatten uns seit mehr denn dreißig Jahren nicht wieder gesehen, der Kollege im Bregthal und ich. Damals pastorierte er im Rheinthal bei Säckingen, ein ernster, junger Mann; heute ist er ein noch ernsterer, wortkarger, stiller Greis, der seit einem Vierteljahrhundert sich hier in dieser Einsamkeit gefällt.

Ich war in jenen Jahren ein junger, windiger, eitler Schwätzer, und heute bin ich bloß alt, die übrigen Fehler haben sich wenig gemildert.

In Gedanken verglich ich mich mit dem ernsten Pfarrherrn von Schönenbach, und ich sagte mir: „Glücklich, wem die Schicksalsgöttinnen solche Gaben in die Wiege legten wie diesem braven Mann, der einem gefrorenen Teiche gleicht, während du eine Windmühle bist." —

Bei der Kirche that ich auch noch einen Blick hinab auf den Kirchenbauernhof und gedachte eines wackern Mannes, der in demselben geboren wurde.

Es ist dies des Kirchenbauern David, der heute als Rentner in Freiburg lebt und der mir vor Jahren bei Spaziergängen auf dem Schloßberg aus seinem Leben erzählte.

Der alte Kirchenbauer, sein Vater, war ein Riese, der einen Heuwagen nach rechts und links allein „lupfte", wenn's nötig war. Sein Sohn aber, der David, war ein Schwächling von Natur aus.

Als Hirtenbube seines Vaters sah er die Uhrenhändler, die als Herren aus England kamen, und wollte auch so ein Herr werden.

Zum „Kronenwirt" kommt er in die Lehre und begreift gut. Drum engagiert ihn, als er ausgelernt, der „Schneider-Birkle", der einen Sohn in England hat, für diesen als Hausiergehilfen.

Ueber den Kilpenpaß zieht der David 1854 via Mannheim, Köln und Ostende nach London und später nach Worcester.

Viele Jahre lang hausierte er von letzterer Stadt aus mit Uhren auf dem Lande, von Dorf zu Dorf, zuerst in fremdem Dienst, dann für sich.

Als reicher Mann kehrte er nach dreißig Jahren wieder heim, und da ihm Schönenbach zu klein war, zog er in die schöne Dreisamstadt, wo noch viele Schwarzwälder Engländer auf ihren Lorbeeren ruhen.

Man muß sie sehen, diese Rentiers, wie sie stillvergnügt durch Freiburgs Straßen wandern mit der Miene von Männern, die nach langer, mühevoller Arbeit sich des Feierabends freuen. —

Ich fuhr von der Landstraße ab gen Norden, um den Stammhof meiner Ahnen in Rohrbach zu sehen. Am Scheideweg hielt ich aber noch an, um die Sonnenwirtin zu begrüßen.

Sie hatte meinen Vetter und mich einen Tag begleitet bei meinem letzten Hiersein, und in den „Dürren Blättern" steht von ihr geschrieben.

Fünfzehn Jahre lassen im Leben einer Frau n der Regel Spuren großer Verwitterung und

Zerstörung erkennen. Die Sonnenwirtin aber hat ein gütiges Geschick und ein gesundes Klima davor bewahrt.

Sie ist immer noch eine stattliche Frau, und mein Kompliment in der Richtung machte sie erstrahlen; denn auch ein Wibervolk in einsamer, weltferner Gegend hört so was gerne, weil ja „eine ist wie die andere.“ —

In einem kleinen, ziemlich reizlosen Waldthälchen fand ich den Stammhof meiner mütterlichen Ahnen, ein echtes, großes Schwarzwaldhaus. Es gehört jetzt der Gemeinde, die darin an arme und ärmere Leute Wohnungen vergiebt; auch ein Schuster hat darin seine Werkstätte und schlug heute lustig auf sein Leder in den sonnigen Morgen hinein.

Eine alte Frau erzählte mir, daß hier einst eine „große Bauernfamilie“ gehaust habe, die aber verarmt sei, und als ich ihr sagte, ich sei auch ein Nachkomme dieser Familie, da sprach sie nur: „So, so.“

Daß dieses Wibervolk nicht mehr wissen wollte, machte auf mich einen wohlthuenden Eindruck, und ich glaube, in der „Reibsch“, wie das Thälchen

heißt, giebt es Frauen, die nicht neugierig sind. Es ist am Ende doch nicht wahr, daß eine wie die andere ist. —

Ich dachte lebhaft an meinen Großvater, wie er in seinen Hausiererjahren mit der Kiste oft hier aus- und einging, um beim Bruder seines Vaters etwas von seiner Ware abzusetzen oder übernacht zu bleiben.

Das geschah vor hundert Jahren, und heute steht sein Enkel, allerdings ein alter Knabe, vor dem gleichen Haus und sagt sich: Das Menschenleben ist doch nicht so kurz; es umfaßt von des Großvaters Jugend bis zu des Enkels Alter ein ganzes Jahrhundert. —

Noch vor Mittagszeit fuhr ich im Städtchen Vöhrenbach ein und begrüßte, ohne auszusteigen, den Kreuzwirt, meinen Herbergsvater vor fünfzehn Jahren.

Der Mann ist alt geworden in dieser Zeit. Mit der Miene eines Gramgebeugten stund er vor mir und erzählte, daß sein einziger Sohn und seine einzige Hoffnung in diesem Frühjahr ihm gestorben sei und er jetzt daran denke, alles zu verkaufen und fortzuziehen.

Ich gedachte des heitern Abends, den ich bei meinem letzten Hiersein im Kreuz verlebt, und wie der Tod seitdem die Heitersten unter den Heitern heimgeholt hat — meinen Vetter Karl und den gewaltigen Sänger Maier.

„Wenn nochmals die gleiche Zeit vorüber sein wird," so sprach's in meinem Innern, „dann bist auch du längst unter den Toten." Trüben Sinnes zog ich weiter.

Draußen vor dem freundlichen Waldstädtchen vor einem Fabrikgebäude ließ ich wieder halten. Hier wollte ich zwei einfache Arbeiter grüßen, die ich kenne und von denen jeder in seiner Art ein Original ist.

Der eine ist der Brosi (Ambrosius) von Hange, der kaum in die Schule ging, als ich an den Bodensee kam. Er war der Sohn einer armen Ledigen und auf Gemeindekosten in Pflege beim alten Metzger Caprano, von dem ich in meinen „Schneeballen vom Bodensee" erzählt habe.

Der schwächliche Knabe hütete meiner Schwester oft die Hühner, damit diese nicht in die nahen Weinberge gingen, und machte mir bisweilen Botengänge in die benachbarte Seestadt Meersburg. Als armer,

illegitimer Bube hatte er eine herbe Jugend. Wer Zeit und Lust hat, plagt ja solche unglückliche Kinder. Es ist das auch eine jener Brutalitäten, über die selbst unsere humane Zeit nicht hinauskommt.

Der Brosi kam mir, nachdem er der Schule entlassen war, aus Auge und Sinn, weil er alsbald das Dorf verließ.

Vor zwei Jahren tauchte er plötzlich bei mir in Freiburg auf und erzählte mir aus seinem Leben. Es gäbe ein ganzes Buch, was der Brosi erlebt hat in den untern Regionen des Menschtums.

Er war in seinem noch nicht langen Leben Schuhmacher, Speißbube, Küfergeselle, Stromer und Fechtbruder, Bierbrauer, Soldat, Schiffsanbinder, Matrose und Gassenkehrer. Fast in allen diesen Stellungen hatte er zu leiden: als Schuhmacher wurde er entlassen, weil er wegen schwacher Augen den Draht nicht sah; als Stromer wurde er oft eingesperrt; als Soldat, an Asthma leidend, für einen Simulanten erklärt, als solcher geplagt und in Arrest gesteckt; als Matrose wegen des gleichen Leidens entlassen, und als Küfer und Bier-

brauer war er oft in Lebensgefahr, weil seine kranke Lunge die schlechte Luft und den Schwefel beim Auspichen der Fässer nicht ertrug.

Trotz seines Asthmas mußte der Brosi aber in jungen Jahren schon als Straßenkehrer in Konstanz ein Weib haben. Er bekam eines, das so wenig sein eigen nannte wie er, und darum konnte, so meint er heute noch, keines dem andern die Armut vorhalten.

Nach Jahr und Tag ist er arbeitslos und sie krank. Aber Weiber wissen immer Rat in schlechten Zeiten. Sie war eine Schwarzwälderin, aus Schönenbach, und verschaffte brieflich ihrem armen Mann um Gottes willen Arbeit in einer Schraubenfabrik in Vöhrenbach.

Aber es fehlt das Geld zur Hinreise und zum Transport der armseligen Habe.

Da kommt dem Brosi ein erlösender Gedanke. Auf der Insel Mainau ist der Großherzog. Dem will er eine Bittschrift übermitteln, damit der arme Mann, sein Weib, seine Kinder und seine Habe freie Fahrt bekommen auf der badischen Bahn.

Der Brosi schreibt sein Bittgesuch selber, stellt

sich einen halben Tag auf die Insel und wartet, bis der Landesvater vorbeifährt.

Der Wagen kommt, der Brosi hebt seine Schrift in die Höhe, der Kutscher hält, und der Fürst nimmt das Schreiben in Empfang.

Wenige Tage darauf hat der arme Mann das nötige Reisegeld, und hinab geht's im Herbst 1889 in den Schwarzwald.

Krank kommen beide an. Das Weib erholt sich nimmer. Der Brosi schafft und darbt, bis der Tod seine Ehehälfte erlöst und diese ihm zwei schwachsinnige Kinder hinterläßt.

In seiner von Fabrikarbeit freien Zeit kolportiert der Brosi katholische Schriften, besorgt der Krankenkasse Botendienste und deklamiert im Arbeiterverein Gedichte.

Er erspart sich was, heiratet wieder und kauft mit Hilfe seines Fabrikherrn ein Häuschen, in das er ein neues Weib heimführt, eine Dienstmagd aus dem benachbarten Schwanenbach.

Am dritten Tage bekommt sie die Fallsucht, die sie nie mehr verliert, bis sie einem Anfall derselben erliegt.

Den Brosi schlug nie ein Unglück ganz dar=

nieder. Er heiratet eine dritte, die nichts brachte als ein Mädchen von drei Jahren.

In seinem Häuschen treibt er nebenbei Hühnerzucht, die ihm schon wiederholt Preise eintrug, hält zwei Geißen und nennt sich heute „glücklich und zufrieden.“

An Sonn- und Feiertagen oder an sonnigen Abenden steht er in seinem Hausgärtchen und bläst sein Glück in der Melodie eines Kirchenlieds trotz Asthma durch eine Trompete ins stille Thal hinab. —

Er zeigte mir heute von ferne seine Burg, ein helles, nettes Häuschen auf einer Berghalde.

Seine Martyrien haben ihn älter gemacht als er ist; aber eines glaube ich ihm, daß er trotz allem zufrieden ist. Man sieht's ihm an.

Zufriedensein ist aber das einzige Glück, so hienieden wächst, und dieses Glück verleiht dem Brosi sein religiöses Gemüt, das er schon als Knabe besessen und, wie es scheint, in den Kämpfen des Lebens nicht verloren hat. —

Brosis Mitarbeiter in der Schraubenfabrik ist der Adolf Heizmann, den ich seit Jahren kenne.

Er ist heute in seinem Vollbart und mit den

ernsten Gesichtszügen der Typus des biedern Schwarzwälders. Daheim ist er im Fuchsloch, einem „vergessenen“ Dobel unweit Vöhrenbach. Eine arme Magd war seine Mutter.

Beim Fuchsbur wurde er Hirtenbub und blieb Hirte bis zur Entlassung aus der Schule, in die er täglich eine Stunde weit zu gehen hatte.

Aus seinem Hirtenleben blieb ihm, was den armen Fabrikarbeiter heute groß macht, — der ideale Sinn für die Natur und für seine Heimat und ihre Gebirgswelt.

Als Holzmacher, der er später wurde, zog er an Sonntagen, mit einem alten Fernrohr bewaffnet, einsam über die Berge und Höhen des heimatlichen Schwarzwalds und betrachtete und studierte die fernen Bergspitzen bis hinüber zu den Alpen. Das war seine Sonntagsfreude.

An den langen Winterabenden las er Bücher über Erd- und Himmelskunde und aus der Vergangenheit des Bregthales.

Das Verlangen nach mehr und beständigem Verdienst, um sich Bücher anschaffen zu können, trieb den Holzmacher ins Fabrikleben. Und nun begann er sich seine Bibliothek anzulegen, die aller-

meist, die Bauernbücher von Hansjakob ausgenommen, aus streng wissenschaftlichen Werken über Geschichte und Naturkunde besteht.

Selbst das große fürstenbergische Urkundenbuch in fünf Quartbänden schaffte sich der Fabrikarbeiter an zu eigenem Studium.

In der romantisch gelegenen „Kieninger Mühle“ im Langenbach, eine Stunde von der Fabrik entfernt, schlug er seinen Wohnsitz auf und gründete eine Familie.

In sternenhellen Nächten, nach zwölfstündiger Tagesarbeit und nach zweistündigem Marsch von und zu der Arbeit — sitzt der wackere Mann oft auf dem ihm benachbarten Hirzbühl und studiert mit Hilfe von Sternkarten das Himmelszelt.

Er kennt den gestirnten Himmel besser wie mancher Professor.

An Sonntagen wandert er zur Sommerszeit auf den Burgruinen herum, deren Geschichte er studiert. Vom Zindelstein und von Altfürstenberg im Bregthal bis hinab zum Wildenstein im fernen Donauthal und bis hinauf zum Hohentwiel im Hegau kennt er alle Trümmer einstiger Rittersitze und deren Vergangenheit.

Sein Eifer für die heimatliche Geschichte hat ihn auch zum Mitglied „des Vereins für die Geschichte der Baar" in Donaueschingen gemacht. Und eben ist er beschäftigt mit der Abfassung einer Geschichte der Stadt Vöhrenbach.

Seine Mutter lebt noch im Armenhause in der „Ure", d. i. in der unsern einsamen Waldgemeinde Urach. Von Zeit zu Zeit kommt sie herab zur Fabrik und holt ihren Trostpfennig beim Sohn. —

Während ich mit den zwei Fabrikarbeitern außen redete, rasselte innen das Maschinenwerk der Fabrik, und ich mußte mich wundern, wie die zwei, trotzdem sie täglich zwölf Stunden in diesem Gerassel zubringen, am Abend noch Lust haben, der eine die Sterne des Himmels zu betrachten und der andere seine Zufriedenheit in die Welt hinaus zu trompeten.

Fürwahr, so dachte ich, wie schon oft, im Weiterfahren, man muß die idealen Menschen nicht auf der Höhe und in der Mitte der Gesellschaft suchen, sondern unten im gemeinen Volk. Daß es selbst in dem mühseligen Fabrikvolk noch ideale Leute giebt, das erfuhr ich erst heute. —

Im Bregthal unterhalb Vöhrenbach bemerkte

ich, wie seit meinem letzten Hiersein ganze Bergwände abgeholzt wurden und Kahlhiebe die ganze Natur schänden.

Die Spuren Mammons, des Gottes unserer Zeit, trifft man eben überall. Er schont nichts, was Geld bringt, am wenigsten die Tannen unseres Schwarzwalds. Und der Bauersmann im Kinzigthal, der mir jüngst sagte: „Wenn's so fort geht bei uns, so kann man den Schwarzwald in Kahlwald umtaufen", hat nur zu recht. —

In Hammereisenbach zeugt das stattliche Wirtshaus noch von der verschwundenen Pracht eines ehemaligen großen fürstenbergischen Hammerwerks und der Name des Orts vereinigt in sich sowohl das Erz, das hier gewonnen wurde, als auch dessen Verarbeitung.

Die fürstenbergischen „Hämmer," die ziemlich zahlreich im Schwarzwald waren, sind längst eingegangen. Die liebe Eisenbahn hat die Konkurrenz der unterrheinischen Eisenwerke herbeigeführt und die sämtlichen Schwarzwald-Hämmer, die ehedem Tag und Nacht in Berg und Wald dröhnten, zum Schweigen gebracht.

Das einstige Hammerwirtshaus ist heute Kur-

hotel. Es waren schon Gäste da, aber auch der Schatzmeister für meine Begleiterinnen, der alte „Fischerbeck“. Sie wollten die Nacht hier zubringen, während ich am Nachmittag wieder von dannen zog.



Es war Mitte August des Jahres 1865, als ich das letztemal den Weg von hier aus bregabwärts zu Fuß zurücklegte, um nach Donaueschingen zu wandern, von dessen Gymnasium ich im Frühjahr nach Waldshut versetzt worden war.

Jung, frohgemut und leichtesten Sinnes

schritt ich damals durch dieses Thal wie durch das Leben.

Singend und pfeifend zog ich fürbaß. Beim „Fischer“ und beim „schwarze Bua“, zwei uralten Herbergen, ward eins getrunken und auf der romantisch gelegenen Ruine Zindelstein gejubelt.

Und in Wolterdingen, das heute so hell und freundlich vor meinen Sinnen liegt, wie ehedem, während ich alt und düster geworden bin — in Wolterdingen lenkte ich an jenem August-Nachmittag meine Schritte sehnsüchtig dem Pfarrhaus zu.

In diesem wohnte damals der alte Pfarrer Baptist Basler, den ich im Jahre 1864 von Donaueschingen aus bisweilen besucht und lieb gewonnen hatte.

Ueber den Berg und durch den Wald war ich jeweils herabgestiegen vom Brigthal herauf an Mittwoch-Nachmittagen und saß dann im alten, stillen Pfarrhäuschen beim Bier und beim jovialen Pfarrherrn und lauschte seinen Erzählungen.

An obigem Augusttag, da ich wiederkam, hat der dicke Baptist gleich ein ganzes Faß Donaueschinger „Hofbräu-Bier“ angestochen, und wir tranken, bis die Sonne über den Zindelstein hinabgesunken war.

Und was hat mir der Baptist bei meinen Besuchen erzählt? Von seiner Mutter hat er gesprochen und unter Thränen gesprochen; denn er hatte sie lieb über alle Maßen, trotzdem sie schon fünfzehn Jahre tot war.

Heute, da ich 35 Jahre später wieder in das stille, freundliche Dorf an der Breg komme, denke ich an den lieben, guten Pfarrherrn, der schon bald dreißig Jahre unter dem Boden liegt, und denke an seine Mutter und an das, was er mir von ihr erzählt.

Sie hieß Katharine und war die Tochter eines Bauern, der Michel Preiser hieß und in dem kleinen Orte Mauchen im südöstlichen Schwarzwald hauste.

Der Preiser-Michel, ein kreuzbraver Mann, hatte neun lebendige Maidle. Die Katharine war die schönste und stärkste unter ihnen. Weil sie hellblonde Haare hatte, hieß sie nur „des Preisers Rote."

In der Schule hatte sie — in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts — zum Lehrer den Schuhmacher Hertenstein, einen Bürger, der neben seiner Schusterei die Jugend vortrefflich im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete.

Auch bei ihm war die rote Käther Numero eins; nur konnte die Mutter es nicht leiden, daß die Tochter so viele Freude am Schreiben hatte. Die alte Preiserin meinte, Maidle sollten gar nicht schreiben können, weil sie diese Kunst höchstens zu Liebesbriefen mißbrauchten.

Die Käther mußte deshalb in den Häusern ihrer Schulkamerädinnen ihrer Schreiblust sich hingeben.

Im Dorfe wohnte, als die rote Maid von Mauchen in schönster Blüte stand, ein Bäcker und Kleinwirt Namens Basler, ein ernster Witwer mit drei Kindern und noch so alt als die schöne Käther.

Den sollte sie heiraten. Sie wehrte sich gegen eine Verbindung mit dem „alten Murrle"; aber die Eltern redeten ihr so lange zu, bis sie nachgab und sich von dem Bäcker anno 1800 heimführen ließ.

Da in der Regel nur die Heiraten aus Liebe unglücklich ausfallen, ward die nüchterne Verstandes-Heirat der schönen Roten glücklich.

Die Leute hatten keine Zeit und keine Anlage zu Liebeskummer; sie arbeiteten und hausten und

sorgten, wie es eben Tag und Zeit mit sich brachten. Und Sorgen gab es genug in jenen Tagen, auch im weltfernen Mauchen, wo französisches Kriegsvolk plündernd und zerstörend durch das Land zog und die Einwohner flüchtig in die Wälder trieb.

Schon 1808 starb infolge eines unglücklichen Sturzes der Bäcker von Weib und sieben kleinen Kindern weg.

Als junge Witwe griff die Käther nun das erstemal zur Feder und wurde Dichterin. Ihr erstes Lied, wie ihr Sohn Baptist mir oft gesagt, war ein Trauerlied. Es lautete:

Wem auf Erden soll ich's klagen,
Daß ich so verlassen bin?
Alle Stunden, welche schlagen,
Rufen mir es in den Sinn.

Ich muß trauern, ich muß weinen,
Niemand hört mich auf der Welt.
Taub ist alles gleich den Steinen
Auf dem weiten, öden Feld.

Ach, ich muß es anders fassen,
Daß die Sorg' mich nicht erdrückt,
Muß mich ganz auf den verlassen,
Welcher mir es zugeschickt.

Und sie faßte es in Gottes Kraft anders. Sie ersetzte ihren Mann und wurde selbst Bäckermeister. Sie buk das Brot, so sie verkaufte, ganz allein und so gut, daß alles nur von der Baslerin sein Brot haben wollte.

Ihr Humor und ihr Geist zogen auch viele Gäste ins Haus der schönen Bäckerin und Wirtin. Aber auch Neid, Verleumdung und Verfolgung trafen die junge Witib.

Damals herrschte noch die staatliche Aufsicht über die Bäcker. Man sagte ihnen obrigkeitlich, was ihr Brot wiegen und kosten solle. Uebertretungen wurden gestraft.

Die Feinde der schönen Dichterin gaben nun schlechtes und nicht vollgewichtiges Brot für das ihrige aus und denunzierten sie beim Amtmann in Stühlingen.

In den vordersten Reihen ihrer Verfolger stund der Vogt im Dorf. Achtunddreißigmal zog er die arme Frau vors Amt, und ebenso oft wurde sie freigesprochen.

Die Bäckerin weinte und betete, buk weiter ihr Brot, kredenzte ihren Gästen die Becher und — dichtete.

Mach' dich auf, bedrängte Seele,
Aus dem Schlaf der Traurigkeit!
Was hilft's, daß ich mich quäle,
Wenn mich drücken Kreuz und Leid?

Wenn dich schwer das Unglück drücket
Und der Feind dich unterjocht,
Sollst zum Himmel hin du blicken,
Wo der alte Gott lebt noch.

Mußt du auch in Sorgen leben,
Hast du weder Gut noch Geld,
Magst dein Herz zu Gott erheben;
Er hat dir es zugestellt.

Bist du krank und voller Wunden,
Leide stets nur in Geduld;
Gott zählt deine Schmerzensstunden,
Zieht sie ab von Sündenschuld.

Ihr Gottvertrauen wurde belohnt. Ihre Habe wuchs, und anno 1811 kaufte sie ein Nachbarhaus, erweiterte ihr Anwesen und legte viel von dem guten Wein ein.

Den Wibervölkern wird es aber gerne zu wohl in bessern Tagen, und auch die Bäckerin von Mauchen war nicht erhaben über alle Schwächen ihres Geschlechts.

Der Vogt, so sie Jahre lang verfolgt und

vor Gericht geschleppt hatte, ward Witwer, hielt um die Hand der 36jährigen schönen Frau an und — erhielt sie. So geschehen anno 1813 in Mauchen auf dem Schwarzwald, wo die Wibervölker waren und sind wie überall auf Erden.

Der Vogt hatte sieben Sprößlinge, die Baslerin sieben; drei kamen noch dazu, so daß das Ehepaar im Bäckerhaus siebzehn lebendige Kinder sein eigen nennen konnte.

Die Dichterin sang:

Ich muß darein mich geben,
Weil ich es doch nicht ändern kann;
Siebzehn sind am Leben,
Sprechen mich als Mutter an.

Alle meine Hilf' begehren,
Alle, alle, groß und klein,
Meine Lebenstag' beschweren,
Machen mir viel Sorg' und Pein.

Während der Befreiungskriege standen sechs Söhne von ihr unter den Waffen. Und als Napoleon, der große Korse, niedergeworfen war, sang die Bäckerin von Mauchen:

Sag', wo bist du hingeraten,
Bonapart, du großer Held?

Hast beschlossen deine Thaten,
Ziehest nicht mehr in das Feld.

War nicht durch dein ganzes Leben
Krieg zu führen dein Pläsier?
Willst dich jetzt zur Ruh' begeben,
Das kommt mir verdächtig für.

Wolltest mehr sein als ein König,
Aller Monarchie zum Spott.
Jeder war dir noch zu wenig,
Hieltest dich für einen Gott.

Wo ist jetzo deine Stärke?
Wo ist deine Kaisermacht?
Wo sind deine Wunderwerke,
Welche dich so stolz gemacht?

Je älter sie wurde, um so lieber dichtete die wackere Frau neben ihrer Arbeit her und schrieb das so Gedichtete in freien Augenblicken nieder.

Zeitverhältnisse, Familienereignisse, lokale Begebenheiten, Mordthaten, alles zog sie in den Kreis ihrer Lieder.

Als ihr Sohn Baptist, der spätere Pfarrer, in Donaueschingen studierte und im Schlosse Kosttage erhielt, dichtete sie zum Dank dafür das Haus Fürstenberg verschiedentlich an.

Noch im hohen Alter, als in den vierziger Jahren der Rongeanismus in Deutschland spukte, machte sie geharnischte Verse gegen den Stifter der neuen deutschen Kirche.

Ronge, Religionsrebeller,
Woher kommt dein' Wissenschaft?
Ronge, falscher Schriftensteller,
Thust du dies aus Gotteskraft?

Hast du nicht die Treu' versprochen
Dem, der Erd und Himmel schuf?
Nun hast du den Eid gebrochen
Und geschändet deinen Ruf!

Ronge, neuer Kirchenstifter,
Gieb uns eine Probe an,
Daß man sich darnach kann richten
Und an dich dann glauben kann!

Mache Taube hörend, Blinde sehend,
Ruf' Tote aus dem Grabe her,
Kranke mach' gesund und Lahme gehend!
Doch dies ist dir allzuschwer.

Kannst du auch dem Meer befehlen
Und den Winden, still zu stehen,
Daß die Schiffe durch die Wellen
In dem Sturm nicht untergehen?

Man könnte dir noch viel aufzählen;
Aber das ist schon bekannt,

Daß dir solche Kräfte fehlen;
Zu dem bist du außer Stand.

Auch gegen die badische Revolution von 1848 trat sie in Versen auf.

Sie überlebte ihren zweiten Mann, mit dem sie gut gehaust, um zwanzig Jahre und stund ihrem Hauswesen vor bis zu ihrem im September 1849 erfolgten Tod. Allen ihren siebzehn Kindern war sie eine besorgte Mutter.

Weil sie gern alle Vorkommnisse in der Heimat besang und als kluge Frau jedem, der einen Rat wollte, einen gab, war sie weithin bekannt und beliebt.

An ihrem Begräbnistag kamen die „Völker" von allen Bergen, um ihr die letzte Ehre zu erweisen, und nicht bloß die Thränen ihrer vielen Kinder wurden ihr nachgeweint. —

Ich erkundigte mich nach meiner Rückkehr in ihrer Heimat nach der Dichterin. Sie lebt heute noch frisch im Andenken der älteren Bewohner von Mauchen.

Als geflügeltes Wort von ihr geht noch der folgende Reim, der auch für einen Pfarrer passen würde, um:

Wenn ich thäte, was ich lehrte,
Wär' der Himmel mein.
Und wenn du thätest, was du hörest,
Kämst du auch hinein.

Ihre vielen Kinder und die meisten ihrer Enkel sind lange schon tot.

Auf dem Bäckerhaus ist heute ein ander Geschlecht, und selbst ihr Grab und ihr Grabkreuz sind verschwunden.

So vergehen die Geschlechter und selbst die Gräber der Menschen auch im einsamsten Dorfe. —

Aber nicht bloß an den Pfarrer Basler und an seine Mutter dachte ich, während mein Wagen durch Wolterdingen rollte. Noch was fiel mir ein.

Der Pfarrer Basler war damals der Beichtvater aller bessern Bürger und Beamten in Donaueschingen. Zu ihm wanderten sie regelmäßig in der Fastenzeit, um dem milden, guten Baptist ihre Sünden zu bekennen.

Wenn er heute noch lebte und amtete, der brave Mann, kämen „die Herren" nicht mehr über den Berg. Der Fortschritt der Naturwissenschaften und der Bildung überhaupt hat die besseren Bürger und Beamten längst gelehrt, daß es unnötig sei,

seine Sünde zu beichten, trotzdem jene Wissenschaften die Welträtsel ebenso wenig lösen als eine alte Katze hinter dem Ofen. —

Mit Wolterdingen haben wir den Schwarzwald verlassen und sind in die alte Bertholds-Baar eingerückt.

Ja, Wolterdingen ist einer der ältesten Orte dieses fränkisch-alemannischen Gaues.

Der älteste uns bekannte Gaugraf der Baar, Adalbert, siegelte am 4. März 775 zu „Wulterdingas" einen Vergebungsbrief ans Kloster St. Gallen.

Die Baar unterscheidet sich wesentlich vom Schwarzwald. Sie entbehrt seiner Romantik, seiner düstern Wälder, seiner Felsen und seiner Wasserfälle; aber dafür ist sie auch nicht so rauh und so kalt, und während ihre Höhen lichte, herrliche Wälder krönen, gedeihen in den Thälern und auf den Ebenen noch reichlich alle Halmfrüchte.

Drum hat die Baar auch einen viel wohlhäbigern, aber auch stolzern Bauernstand als der Schwarzwald.

Heute, im hellen Sommersonnenschein, da ich den ersten Blick in sie hineinthat, machten mir ihre

langgezogenen, waldigen Bergrücken und ihre grünen, satten Triften den Eindruck süßer Elegie, und ich sagte mir: „Die Baar ist halt auch schön.“ Sie hat eben ihren eigenen Charakter, und den Charakter muß man nicht bloß bei Menschen, sondern auch bei der Natur in Ehren halten. —

Vor Wolterdingen draußen verließ ich die Landstraße im Bregthal und fuhr in südlicher Richtung bergauf.

Ich wollte nach dem Dorfe Hubertshofen, um einen braven Mann zu besuchen, der, ein Leser meiner Bücher, mich in Freiburg schon öfters aufgesucht und mein Wohlgefallen gefunden hat.

Je höher ich hinaufkam, um so lieblicher und elegischer erschien mir das Land ringsum, und als ich das kleine Dorf erreicht hatte, staunte ich über die stille Schönheit seiner Lage.

Von langgestreckten Tannenwäldern umrahmt, liegt es so malerisch, so weltfern und friedlich auf einer Berghalde, daß es der lieblichsten Orte einer ist, die ich je gesehen.

Ein reizendes, im Innern nur zu dunkles Kirchlein erhöht die Lieblichkeit.

Vor der Dorfschmiede ließ ich halten; denn

den alten Schmied Silvester Weißer wollte ich besuchen.

Kaum war ich ausgestiegen, so schritten eilig von der Dorfstraße herab ein älterer Mann und eine junge Frau auf mich zu und hießen mich freudig willkommen.

Es waren die Lehrerin und der Bürgermeister. Dieser hatte „den großen Mann mit dem großen Hut" schon in Freiburg gesehen und mich der Lehrerin verraten. Diese ließ es sich denn nicht nehmen, mir zu sagen, daß sie zu meinen Leserinnen gehöre.

Daß ich mich freute, im weltfernen Hubertshofen eine Verehrerin zu finden, versteht sich von selbst. —

Indes kam der Silvester des Wegs daher vom Felde heim, die Hacke auf der Schulter. Denn die Schmiede hat er dem Sohn übergeben, hilft diesem aber noch bald im Feld, bald an der Esse.

Sein biederes, von einem weißen Schweizerbart umrahmtes Gesicht strahlt vor freudigem Staunen, mich vor seiner Schmiede zu treffen.

Er führt mich in sein Haus und in seine

Stube, zeigt mir seine Bibliothek und seine Chronik, die er angelegt und aus der wir ihn kennen lernen wollen.

Sein Ahnherr zog in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Schwarzwald, von dem Dorfe Unterkirnach bei Villingen, herauf nach Hubertshofen als Holz-Uhrenmacher.

Sein Urenkel, der Silvester, lernte das Schmiedhandwerk, und da er anno 1852 in die Fremde ziehen wollte, ging er nach Donaueschingen, um ein Wanderbuch beim Amt zu holen.

Bei der Gelegenheit sah er, wie im Schloßhof Preußen, die von der Revolution her noch im Lande saßen, Rekruten aus der Baar drillten.

Es geschah dies so unzart, daß der Silvester, der demnächst auch Soldat werden sollte, einen solchen Respekt davor bekam, daß er alsbald nach Amerika zu verziehen beschloß, um der preußischen Liebenswürdigkeit gegen badische Rekruten zu entgehen.

Ein Vetter von ihm aus der neuen Welt war eben im Dorf und stund im Begriff, wieder dorthin zurückzukehren. Dem schloß sich der junge Schmied mit seinem jüngeren Bruder an.

Von Havre aus ging's mit einem Segelschiff in 42 Tagen nach New-York. Nach langen Kreuz- und Querfahrten bekommt der Silvester Arbeit in New-Orleans, von wo ihn das heiße Klima aber bald zurücktreibt nach Louisville. Hier plagt ihn das Heimweh, und er fährt 1856 europawärts der Baar zu.

Hier spielte er den bummelnden Amerikaner, bis ihn die Angst, noch nachträglich unter die Soldaten gesteckt zu werden, bewog, wieder nach Louisville zurückzukehren, nachdem er sein Heimweh gestillt hatte.

Unterwegs lernte er auf dem Schiff eine Schwäbin kennen, aus Oberndorf im Schwarzwald. Die läßt er nach einiger Zeit nach Louisville kommen und heiratet sie.

Er arbeitet als Schmiedgeselle in einer Fabrik, und sein Bruder, der Amerika nicht verlassen hatte und ein Rasierer geworden war, giebt dem jungen Ehepaar Quartier.

Da kam der Krieg zwischen Süd und Nord; alle Geschäfte stockten, und weil der Silvester auch keine Lust hatte, in Amerika Soldat zu werden, so nahm er Weib und Kinder und zog wieder in die Baar.

Im Sommer 1861 ist er wieder daheim, pachtet einen Schopf und errichtet eine Schmiede, trotzdem seine Mitbürger scheel dazu sehen und den armen Mann als kommende Gemeinde-Last fürchten.

Und diese Gefahr war nicht klein; denn im ersten halben Jahr, so berichtet die Chronik des Schmieds, verdiente er 48 Gulden (82 Mark). Aus dieser Armseligkeit nahm ihm der Tod sein Weib weg.

Aber unverdrossen schmiedet der Silvester weiter. Es kommt bald besser, und auch ein zweites braves Weib findet sich. Nach Jahr und Tag kann er ein Haus kaufen, später Felder; er wird angesehen unter seinen Hubertshofenern und sitzt lange Jahre in ihrem Senat. Er legt eine Baumschule an und predigt in Wort und That den Obstbau.

Heute hat das Dorf einen Wald von tragbaren Obstbäumen.

Der Silvester interessiert sich aber für noch Höheres — für die Geschichte seiner Heimat. Was er in der Richtung bei seinen Studien finden konnte, hat er in einem eigenen Buche niedergeschrieben, von den Römerzeiten bis auf unsere Tage.

Auch die Reihenfolge der Pfarrer und Lehrer in Hubertshofen hat unser Schmied zusammengestellt und die Witterungsverhältnisse der Jahre aufgeschrieben: Blitz, Hagel und Ungewitter, gute und schlechte Zeiten.

„Dieses Buch," so heißt es in seiner Chronik, „wünsche ich von meinen Nachkommen aufbewahrt und fortgeführt; dann hat es seinen Zweck erreicht."

Ich lernte den wackern Mann kennen durch seine Tochter, die Irene. Diese ist barmherzige Schwester und Köchin im Heilig-Geist-Spital zu Freiburg. Die Irene ist ebenso fromm, als sie gut kocht, und in alleweg eine heiligmäßige Jungfrau und eine Königin der Köchinnen.

Sie sandte ihrem Vater meine Bücher, und so oft er die Tochter besucht, besucht er auch mich. Und ich freue mich jedesmal über die gesunden Urteile des alten Schmieds von Hubertshofen. —

Der Bürgermeister, der Lehrer und der Silvester begleiteten mich noch im Wagen vor das Dorf hinaus, um mich zur schönsten Aussicht zu führen.

Im Weiterfahren ließ ich mir auch das Geburtshaus meines Studienfreundes Ludwig

Winterhalter zeigen, der mir schon vor vierzig Jahren im Konvikt zu Freiburg von Hubertshofen erzählte.

Winterhalter war einer der begabtesten Studenten meiner Zeit und hätte einen der besten Advokaten der Welt abgegeben, wenn er die Rechtswissenschaft ergriffen hätte. Einen schärfern Dialektiker als Winterhalter hat es meines Erachtens nicht mehr gegeben seit Zeno, dem Eleaten, dem Erfinder der Unterredungs- und Disputierkunst.

Dieser Zeno, der um 490 vor Christus lebte, war auch ein guter Demokrat und ein politischer Held. Er verschwor sich gegen Nearchos, den Tyrannen seiner Vaterstadt Elea in Unteritalien. Die Verschwörung wurde entdeckt und Zeno vor den Tyrannen geführt. Um seine Mitwisser nicht verraten zu müssen, biß er sich die Zunge ab und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht. Dieser ließ ihn dafür in einem Mörser zerstampfen.

So tapfere Philosophen giebt es längst keine mehr. Diese Herren sind in unseren Tagen allermeist die gehorsamsten Diener der Fürsten. —

Winterhalters Vater war „Säckleweber“ in Hubertshofen. Er fertigte die Salzsäcke für die be-

nachbarte Saline Dürrheim und wurde ein vermöglicher Mann.

Mein alter Freund hat einen Fehler mit mir gemeinsam. Er kann nicht schweigen, wenn andere dumm reden. Er beweist jedem Esel, und mag er noch so hoch stehen in der Gesellschaft, haarscharf, daß er ein Esel ist, was bekanntlich diese Sorte von Menschen am meisten erzürnt.

Drum hat sich Winterhalter viele Feinde im Leben gemacht und wenig glückliche Tage gesehen.

Heute lebt er alt und krank und pensioniert in dem Dorfe Herthen bei Basel, und die Welt ist ihm jedenfalls längst vergällt. —

Oben im Dorfe stieg ich mit meinen Begleitern aus, und diese zeigten mir in einem Baumgarten eine königliche Fernsicht. Vom Fürstenberg, der die Baar beherrscht, bis hinab zur Zollernburg auf der rauhen Alb lag die Welt vor meinen staunenden Blicken.

Hier nahm ich Abschied von Silvester, dem biedern, hellen Schmied von Hubertshofen und den zwei andern lieben Männern und fuhr seelenvergnügt auf einem herrlichen Waldweg wieder bergab dem Bregthal zu.

Unten angekommen, lag das Städtchen Bräunlingen im Abendlichte gar freundlich vor mir. Erst jetzt kam mir in den Sinn, daß ein alter



Aus Bräunlingen.

Bekannter von mir, den ich aber schon bald drei Jahrzehnte nicht mehr gesehen — hier Pfarrer sei. Ich beschloß, nicht an ihm vorbeizufahren und ihm wenigstens guten Abend zu sagen.

Das Pfarrhaus liegt vor dem östlichen Stadt-

thore, und ich mußte dahin durch einen großen Teil des Ortes fahren.

Freund Metz hatte eben das Nachtessen eingenommen, als ich eintrat. Nach einigem Betrachten erkannte er mich wieder und lud mich ernstlich ein, doch bei ihm zu nächtigen.

Trotzdem ich im nächsten Pfarrhaus, in Hüfingen, für diese Nacht angesagt war, blieb ich, da die Lage des Hauses mir Stille verriet. Zudem war ich müde und die Nacht nahe; auch wollte ich dies alte Städtlein noch genauer besehen am kommenden Morgen.

Ich telephonierte nach Hüfingen, daß ich andern Tags erst käme, und ließ mich häuslich nieder in dem fürstlichen Gastzimmer.

Es kam am Abend noch ein junger Bräunlinger ins Pfarrhaus, der in Rom studiert hat.

Vor sechs Jahren ging er vom Pflug weg nach der ewigen Stadt, und heute kehrt er als Priester zurück. Bei uns braucht man mehr als die doppelte Zeit von Jahren, um Priester zu werden, weil die „Humaniora", das viele Latein und Griechisch, welches später für die Katz ist, gar viele Zeit wegnehmen.

Der junge Bräunlinger hat in einer neuen Ordensgesellschaft, die ein Pater Jordan gegründet, seine Studien gemacht und ist auch Mitglied dieses Ordens.

Jordan ist ein Original auf religiösem Gebiet. Er war vor dreißig Jahren zu gleicher Zeit mit mir in Waldshut und fungierte als Lehrling bei einem Anstreicher.

Mein Freund Werber, der heutige Monsignore und Dekan in Radolfzell, damals Kaplan in Waldshut, gab dem unscheinbar aussehenden Malerlehrling Stunden im Latein.

Heute ist Jordan Ordensstifter, hat viele Anstalten seiner Kongregation in aller Welt und in Rom einen Palazzo, und seinem Orden sind bereits verschiedene Missionsgebiete zugeteilt.

Ich sage, Respekt vor dem Mann und vor seiner Energie und unermüdlichen Schaffenskraft!

Spät in der Nacht stund ich noch am Fenster meines Zimmers und schaute in die stille Nacht hinein.

Der Vollmond ging über Berg und Thal und beleuchtete magisch ein weißes Kirchlein am Walde drüben.

In des Kirchleins Schatten ruhen die Toten des Städtchens, und Mondlicht über Gräbern ist ein Urbild des Friedens.

Und von diesem Frieden senkte sich ein Stück auch in meine Seele, an der heute so vieles vorüber gezogen war.

Am 20. Juni.

Diesen Morgen ging ich, wie es einem reisenden Priester geziemt, zuerst in die Kirche. Bräunlingen ist in der ganzen Baar berühmt ob seines neuen Gotteshauses.

In der That verdient dasselbe auch seinen guten Ruf. Wenn der romanische Stil an ihm auch nicht echtester, alter Art ist, so imponiert der Bau durch seine Größe und durch den schönen, blaugrauen Granitstein doch in hohem Grade. Im Innern aber ist die Kirche eine wahre Kathedrale in Schmuck und Raum. Und die Bräunlinger und ihr Pfarrherr, in dessen Amtszeit sie gebaut wurde, dürfen stolz sein auf ihr Heiligtum. —

Ich fuhr vor meiner Weiterreise auch noch durch das Städtchen und hinauf zu der Kapelle, welche gestern abend im Mondlicht meine Blicke so gefesselt hatte.

Ich habe noch wenig kleine Landstädte gesehen, die mir so gut gefallen haben wie Bräunlingen, das ich bisher nicht gekannt hatte, trotzdem ich 1864—65 ein Jahr in seiner Nähe verlebt habe. Was aber mein Wohlgefallen hervorrief, waren zwei ganz verschiedenartige Dinge. Einmal hat es noch sehr viele Häuser aus spätgotischer Zeit, die so malerisch wirken und Aug und Herz erfreuen. Sodann ist Bräunlingen noch ein Landstädtchen alter Art, wie ich sie in meinen Knabenjahren sah. Jeder Bürger ist Bauer, hat Felder und Vieh und vor seinem Hause noch als Wahrzeichen der Landwirtschaft und als Symbol aller echten Kultur den — Misthaufen. Und das Letztere hat mich baß gefreut.

Zwar sollen die Amtmänner von Donaueschingen längst Krieg führen gegen die so stolz plazierten Düngerhaufen. Daß sie dieselben aber nicht vertreiben konnten, das rechne ich den Bürgern von Bräunlingen so hoch an, als wenn sie bei Sempach oder bei Sedan mitgefochten hätten.

In Wahrheit, wenn, wie Friedrich der Große gesagt, alle Kultur vom Magen ausgeht, der Magen aber nur von der Landwirtschaft lebt und

diese vom Mist, so lob' ich jeden Bauer und jeden Bürger, der seinen Dunghaufen vor das Haus setzt und nicht hinter dasselbe. Er will damit sagen, daß nächst Gottes Segen und nächst seiner Arbeit — der Dunghaufen das meiste zum Gedeihen seines Berufes und damit zum Leben der Menschheit beiträgt.

Drum taxierte man auf dem Schwarzwald noch in meiner Knabenzeit den Vermögensstand und den landwirtschaftlichen Betrieb eines Bauern nach der Größe und Gestalt des Misthaufens vor seinem Hofe.

Amtmänner, Stadtgigerl und Damen rümpfen die Nase, wenn sie solch ein Kulturzeichen in einem Dorfe sehen; mir aber ist, offen und ehrlich gesagt, für Auge und Nase ein Misthaufen etwas lieblicheres als ein parfümierter Gigerl und eine von „Patschouli" durchseuchte Pariser Mode-Dame.

Drum, ich wiederhole es, dreimal Respekt vor den Stadtbürgern von Bräunlingen, daß sie die alten Kulturträger noch in Ehren halten und nicht wie andere Städtebewohner unseres Landes, zu denen jetzt auch Hasle im Kinzigthal gehört, Landwirtschaft und Misthaufen verachten! Von

den letztern geht fürwahr mehr Nutzen für die Menschheit aus als von mancher Universität, auf der Materialismus und Affentheorie gelehrt werden.

Die braven Bräunlinger, welche ihre Dunghaufen in Ehren halten, bilden aber auch eine in alleweg geregelte Gemeinde. Die Bürger bezahlen nicht bloß keine Gemeindesteuer und beziehen ihr Holz gratis, es bekommt jeder auch noch jährlich 35 Mark bares Geld aus der Gemeindekasse. —

Die Gottesacker-Kapelle, die mich durch ihre Lage gestern abend so eingenommen hatte, ist innen ziemlich verwahrlost. Aber unter der weißen Tünche von Chor und Schiff schauen gotische Malereien hervor, die auf einen wohlerhaltenen Bilderschmuck schließen lassen.

Wenn die reiche Gemeinde diese prächtigen Malereien wieder dem Auge zugänglich machen und der Zukunft erhalten wollte, würde auch diese Kapelle eine Zierde für Bräunlingen werden. —

Wohlbefriedigt von meinem Aufenthalt in dem alten, freundlichen Städtchen fuhr ich gegen Mittag von dannen.

Als ich im Bregthal die großen Wiesengründe sah, die vor dem Städtchen liegen, wurde mir

klar, daß Bräunlingen einen verhunzten Namen trägt, der mit braun so wenig zu thun hat als mit weiß oder schwarz.

Im Mittelalter hieß der Ort, wie heute noch im Volksmund, Brülingen; brül, brüel bedeutet aber im Mittelhochdeutschen einen feuchten Wiesengrund.

Aehnlich sind eine Menge mittelalterlicher Ortsnamen verhunzt, weil die fortschreitende Bildung eben vornehmer klingende Namen verlangte. —

Kaum ist man vor Bräunlingen draußen, so zeigt sich von ferne in der Bregniederung malerisch schön seine Nachbarin, das Städtchen Hüfingen.

Ich kam anno 1864 von Donaueschingen aus oft nach Hüfingen und hab' im dortigen Schloßgarten mein Bier getrunken. Von Bräunlingen aus, das ich damals nie betreten, sah ich es nie. Drum war ich ganz entzückt von dem reizend elegischen Bild, das es mir heute bot, und respektvoll fuhr ich durch das alte Schloßthor in das freundliche Städtchen ein.

Hüfingen ist ein alter Ort, und schon die Römer hatten hier Teile der elften Legion stationiert. Als Tiberius nach der blutigen Schlacht am

Bodensee die Vindelicier überwältigt hatte, zog er an die Quellen der Donau und ließ daselbst Besatzungen zurück.

Zahlreiche Funde, die in Hüfingens nächster



Nähe gemacht wurden, sprechen heute noch für das Dasein der Römer, die sich wohnlich da eingerichtet hatten, wofür die wieder aufgedeckten Bäder zeugen.—

Kaiser Rudolf I. belehnte das Haus Fürstenberg mit der kleinen Stadt, und sie blieb fürstenbergisch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

Dienstmannen dieses Hauses, zuerst die von

Blumberg und dann die von Schellenberg, trugen das Städtlein zu Lehen, nachdem ein eigenes Rittergeschlecht von Hüfingen ausgestorben war.

Hans und Burghard von Schellenberg saßen auf ihren zwei Schlössern im Städtlein, da 1524 der Bauernkrieg losbrach. Als der Obergeneral der Schwarzwälder Bauern, Hans Müller von Bulgenbach, anrückte, ergriffen die zwei Junker mit ihren Kleinodien die Flucht.

Die benachbarten Villinger hielten es aber, wie meist alle Bourgeois jener Tage, mit den Herren und halfen den Hüfingern gegen die Bauern, welche, von den Villingern bedrängt, für diesmal abziehen mußten.

Bald darauf kam aber der Hans Müller mit 4000 Bauern den Hegau herunter, und jetzt öffneten sich ihm die Thore von Hüfingen, und die ganze Baar, die Stadt Villingen ausgenommen, kam in seine Gewalt, selbst die hohe Veste Fürstenberg.

Ulrich, der Verbannte, suchte Müllers Hilfe nach, um mit der Bauern Macht sein Land wieder zu erobern. Aber der wackere Hans verweigerte ihm den Zuzug, indem er meinte, „die Bauern wären aufgestanden, nit um Herren ein=, sondern abzusetzen.“

Dieser Volksgeneral mußte schon wissen, daß die Farbe der Revolution rot sei, denn er zog im roten Mantel und mit rotem Barett voll wallender Federn vor seinen Bauern her.

Hinter ihm kam der „Zierwagen", der mit Laubgewinden und Bändern geschmückt war und auf dem eine „schwarz-rot-goldene Fahne" stund, die Sturmfahne seiner Armee.

Hans Müller, „Hauptmann der großen christlichen Bruderschaft," war zweifellos eine der bedeutendsten Gestalten jener Zeit. Als Lanzknecht hatte er bei Pavia unter dem König Franz von Frankreich gekämpft, war also „geaicht" zum Bauerngeneral und verband mit seinen militärischen Kenntnissen eine große Schlauheit und mächtige Beredsamkeit.

Ein Chronist jener Tage sagt von ihm: „Er war ganz wohlberedt und fürwitzig; seinesgleichen Redner mocht man nit befinden. Alle Menschen fürchteten denselben Hans Müller. Ich hab' ihn auch wohl gekannt: er war ein ziemlicher Mann in rechter Mannes Länge, welcher hiervor in Frankreich gekriegt hatte."

Leider hielten die von ihm befehligten Schwarz-

wälder Bauern nicht so tapfer stand, wie die Lanzknechte bei Pavia. Sie liefen gerne davon, nicht bloß vor dem Feinde, sondern auch zur Erntezeit.

Aber auch der Hans selber ließ mit andern Hauptleuten die Bauern, welche Radolfzell am Bodensee belagerten, im Stich, als Graf Felix von Werdenberg gegen sie heranzog. Dieser schlug die führerlosen Haufen, und sie mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Das Haupt des Hans Müller fiel zu Laufenburg am Rhein unter dem Beile des Henkers, und die Bauern wurden geknechtet wie vorher. —

Es ist merkwürdig, daß die mannigfachen Bauernaufstände, welche die Geschichte kennt, jeweils mit der Niederlage der Bauern endigten, während die Revolutionen der Plebejer und Proletarier in den Weltstädten vielfach siegreich waren.

Der Bauer mußte sich von alters her am meisten gefallen lassen; so oft er sich aber, der Schinderei satt, erhob, wurde er niedergeschlagen. Nur ein Bauernvolk kämpfte sich frei — die Schweizer.

Dem Bauer fehlt eben meist das rechte Gefühl für Freiheit und Vaterland. Er ist zufrieden,

wenn's nur irgend zum aushalten ist, die wahre Freiheit kennt er nicht. Und wo er die wenigsten Lasten zu tragen hat, da ist sein bestes Vaterland.

Nur wenn die Begeisterung für Freiheit und der Abscheu gegen Tyrannei und Unrecht den Menschen ganz erfaßt, wird er alles niederwerfen, was ihm den Weg zur Freiheit vertritt. Daher die Siege der verlumpten und ungeübten Heere, welche die französische Republik am Ende des 18. Jahrhunderts im Namen der Freiheit über den Rhein sandte.

Es wird aber dem Bauer des 20. Jahrhunderts, wenn sein Los einmal unerträglich geworden sein wird, nichts anderes übrig bleiben, als mit dem Proletariat der Städte sich zu verbinden. Wir leben jetzt schon in Tagen, in denen bei der elenden Lage des Bauernstandes diese Gefahr immer größer wird.

Uebrigens liegt in dem Schwärmen fürs Vaterland etwas Heidnisches. Im alten Heidentum war das Vaterland, der Staat, eine Gottheit, der die Bürger alles zu opfern hatten. Diese Gottheit macht seit anno 1870 auch brillante Geschäfte bei den Deutschen, die gar nicht aufhören, Opfer zu bringen und Hurra zu schreien, trotzdem

das Glück, dem deutschen Vaterlande anzugehören, immer teurer wird.

Die größten Patria-Narren waren bisher die Franzosen. Wir Germanen machen ihnen aber zur Zeit scharf Konkurrenz.

Ich aber sage, was nützt ein geeintes Vaterland ohne Freiheit und ohne wahre Volkswohlfahrt! Ein Vaterland, in dem der Militarismus und die Kaserne die erste Geige spielen, ist, für mich wenigstens, nichts zum Schwärmen und sicher auch nicht für den deutschen Bauer. —

Kaum hundert Jahre nach dem Bauernkrieg mußten die einst so reichen Junker von Schellenberg ihr Hab und Gut an die Fürstenberger verkaufen und verarmt von dannen ziehen.

Im dreißigjährigen Krieg aber saß in Hüfingen ein poetischer Pfarrherr, Wiehl, dem die Versekunst selbst nicht ausging unter den Greueln, die 1632 in Hüfingen verübt wurden.

Ein junger katholischer Graf Pappenheim, dessen Vater das benachbarte Städtchen Engen zu Lehen trug, zog mit einer Schar württembergischen Volkes, worunter viele Bauern, vor Hüfingen und belagerte es.

Nach tapferer Gegenwehr der Bürger und der Bauern aus den umliegenden Dörfern mußten sie kapitulieren. Der noble Pappenheimer hielt den Akkord nicht und wütete mit seinen Leuten hunnenmäßig gegen die Bewohner der kleinen Stadt.

Der Pfarrer schrieb die blutige That in Versen in sein Jahrzeitbuch. Die letzte Strophe will ich hersetzen:

Aus Hüfingen und darum, so darf ich sagen,
Haben die Ketzer zweihundert Leut' erschlagen.
Und dieweil's nit dabei verblieben,
Wohl tausend Stück Vieh hinweg getrieben;
Haben gestohlen viel Hab und Gut
Und vergossen viel unschuldig Blut.
Vier Kelch' und ein' Ampel der Kirch' entwendet
Und daneben zwei schöne Kapellen geschändet.
Die Kirchenzier und die Meßgewand'
Trug ein jeder Ketzer in seiner Hand;
Die Pfeifen der Orgel schleppten's herum
Und machten damit auf statt einer Trumm;
Die Heilthum' der Altär' rißen's heraus —
Ach Gott, wie war das mir ein Graus!
Als ich in der Kirch' die Augen thät auf,
Sah ich ein manchen unzücht'gen Hauf'.
Gott woll' den Gemürd'ten die Seligkeit geben,
Die begehrten, den Ketzern zu widerstreben.

Eine Nonne, Schwester Veronika in Engen,

schrieb bald darauf in ihr „Zeitbuch“: „Zu Hüfingen in dem Städtlein hat der von Pappenheim mit den wirtenbergischen Bauern die dortigen Bürger und Landleute in großer Zahl niedermachen lassen, um des willen es viel' Wittwen und Waisen gegeben. Und nimmt man an, dies erbärmliche Wesen sei vom Himmel dadurch gerächt worden, daß der pappenheim'sche Grafenstamm bei uns bald darauf verdorret und abgestorben.“ —

Gleichzeitig mit mir war auch ein heftiges Gewitter in Hüfingen eingetroffen, und unter Blitz und Donner fuhr ich durch das freundliche Städtchen dem Pfarrhaus zu, dessen Lage ich noch kannte aus längst vergangenen Tagen.

Hier lud ich meinen Koffer ab, wartete, bis der Regen aufhörte, und zog dann weiter dem unfernen Donaueschingen zu, das ich seit drei Jahrzehnten nicht mehr betreten hatte und drum heute kurz besuchen wollte.

Von der Vorstadt Allmendshofen an ließ ich den Kutscher im Schritt fahren; denn hier wohnte ich vor 36 Jahren und wollte in Ruhe wieder alles an mir vorüberziehen lassen.

Das kleine Häuschen, in dem ich als Lehr-

amtspraktikant damals gehaust, hat heute ein neues Röcklein an, sonst ist es das gleiche geblieben. Sechshundert Gulden Gehalt hatte ich damals, und ein-



hundert davon bezahlte ich für die Wohnung: drei Zimmerchen und eine Küche.

Mein Hausherr war der alte Registrator Hauger, ein lieber, stiller Herr, der mit seiner greisen Frau und einer ältern Tochter, die Putzmacherei trieb, den untern Stock bewohnte, während

meine Schwester und ich den zweiten Stock einnahmen.

Ich verlebte jung und weltfroh ein Jahr in diesem kleinen Haus. Meine Mutter sandte mir vom Kinzigthal herauf Gemüse, Fleisch und Wein, so daß ich mit meinen übrigen fünfhundert Gulden wohl auskam.

Mein unmittelbarer Nachbar war der fürstliche Bibliothekar Barack, der kürzlich als Oberbibliothekar in Straßburg aus dem Leben schied. Wir wurden bald gute Freunde. In seinem kleinen Gärtchen saßen wir oft an den Sommerabenden des Jahres 1864, tranken Bier und redeten dazu von allem, was des gebildeten Menschen Herz bewegt.

Er war ein Schwabe, aus Oberndorf im Schwarzwald. Ursprünglich Student der Theologie, wandte er sich später germanistischen Studien zu.

Ich habe dem liebenswürdigen und gelehrten Manne, der zehn Jahre älter war als ich, viel zu verdanken. Er und der Archivar des Fürsten, von Schreckenstein, als Archivdirektor in Karlsruhe gestorben, haben mich vieles gelehrt, was ich vorher nicht wußte. Sie haben mich auch

verführt, den „Doktor zu machen", was ich damals für eine Großthat ansah. —

Ich erkannte im Weiterfahren all die Häuser wieder, an denen ich täglich vorüberging dem Gymnasium zu. Sie hatten sich wenig oder gar nicht verändert. Aber mir fremde Menschen sah ich heute, und fremde Firmenschilder las ich überall.

Die Häuser waren geblieben, die Menschen aus ihnen sind fort in eine andere Welt.

Da wohnte unweit von mir ein kleiner Mann, ein Messerschmied, der, ich mochte noch so spät in der Nacht vom Museum weg meiner Wohnung zugehen, jedesmal vor seinem Hause stund und mich anredete. Er hatte aber eine so gute Meinung von mir, daß er jeweils meinte, ich hätte so spät einen Kranken oder Sterbenden besucht. Seine stete Redensart war: „Herr Professor, Sie sind gewiß wieder zu einem Kranken gerufen worden. Ein geistlicher Herr hat eben Tag und Nacht keine Ruhe."

Ich sagte ihm zwar jedesmal, ich sei bei Gesunden gewesen; aber er glaubte es nicht, und am nächsten Abend that er wieder den gleichen Spruch.

Ich dachte heute lebhaft an den braven Mann

und wünschte ihm alles Gute in der Ewigkeit, schon um seines Herzens Arglosigkeit willen. —

Beim „Schützen" hielt ich an, um Mittag zu machen. Ich betrat die Gaststube zum erstenmal in meinem Leben.

Ich kam während meines einjährigen Aufenthalts in Donaueschingen nur in ein öffentliches Lokal, und das war das Museum, ein schönes, einsam am Eingang zum Schloßgarten gelegenes, von den Fürsten von Fürstenberg für Vergnügungszwecke erbautes Gebäude.

Hier versammelten sich die vielen fürstlichen mit den badischen Beamten zum Biertrinken, Caecospielen, zu Konzerten und Bällen. Hier habe auch ich viele Abende zugebracht, gespielt und getrunken.

Die einzige Berühmtheit unter den damaligen Museumsbesuchern war der alte fürstliche Hofkapellmeister Kalliwoda. Der freundliche, militärisch aussehende Herr hatte aber keine Kapelle mehr und lebte als Pensionär.

Früher, besonders in den zwanziger und dreißiger Jahren, hielten die kleinen Fürstenhöfe sehr viel auf eine gute Hofkapelle; heute sind Sport und besonders Rennställe bei diesen Herren beliebter.

Ich erinnere mich noch wohl, wie der Maëstro Kalliwoda jeden Abend ängstlich schaute und zählte, ob nicht dreizehn Mann am langen Tisch säßen. Sobald dies eintrat, verließ er schleunigst seinen Platz, um den Folgen der Unglückszahl zu entgehen.

Von den „Herren", die in jenen Tagen das Museum frequentierten, leben heute wohl wenige mehr. Die mit mir damals am Gymnasium Lehrer waren, sind alle, alle tot. —

Der heutige Schützenwirt Buri, dessen Vater ich noch wohl kannte, hat den alten „Schützen" zu einem Hotel ersten Ranges umgestaltet und Donaueschingen zu einem Kurort gemacht. Er läßt die Soole von der benachbarten Saline Dürrheim in sein Haus bringen, wo er Soolbäder eingerichtet hat, und die Kurgäste kommen lieber zu ihm als nach dem öden Dürrheim, dessen Name schon so unheimlich klingt. —

Nach dem Essen schritt ich am Arm des freundlichen Hoteliers hinüber zum Schloß, von dem ich gehört hatte, es sei so schön restauriert. Ich war aber ziemlich enttäuscht, und es kam mir diese neue Residenz nicht viel schöner vor als ein Hotel ersten Ranges in einem internationalen Kurort.

Wenn ich Fürst von Fürstenberg wäre, würde ich die Burg meiner Ahnen auf dem Fürstenberg drüben wieder aufbauen, dort residieren und im Hinabschauen auf Baar und Schwarzwald, auf Hegau und schwäbische Alb fünf gerade sein und Welt und Menschen ihren Gang gehen lassen.

Seitdem der Adel von seinen Burgen auf lichten Bergeshöhen herabgezogen ist in die Tiefe der Städte und Dörfer, ging diesem Stande auch die Poesie verloren.

Die allermeisten Minnesänger waren ritterliche oder adelige Herren. Aber sie saßen draußen in Gottes freier Natur und empfingen von dieser nicht bloß den Genius der Dichtkunst, sondern auch gesundes Blut.

Warum sind die allermeisten Adelsgeschlechter des Mittelalters ausgestorben? Weil sie von den Burgen herabstiegen und in die Städte zogen, in diese Kirchhöfe der Menschheit. —

Nur einen einzigen Bekannten hatte ich noch im heutigen Donaueschingen, und das ist der frühere Bibliothekssekretär und heutige Kanzleirat Schelble, der wie vor 35 Jahren heute noch auf der Bibliothek amtet.

Ihn wollte ich aufsuchen und ging vom Schloß weg der Bibliothek zu. Aus dem schwarzbärtigen, jungen Mann, der mir einst unzählige Bücher geholt, war ein Graubart geworden, und nur aus seinen Augen schaute die jugendliche Freundlichkeit von ehedem. Die Räume selbst kamen mir, obwohl sie ungeändert sein sollen, so fremd vor, als wäre ich nie dagewesen. So hatten fast vier Jahrzehnte an meinem Raumgedächtnis gezehrt.

Täglich, wenn die Schule zu Ende war, ging ich jeweils entweder auf die Bibliothek oder in das Archiv, um zu lernen. Damals war ich noch nicht so nervös, gab wöchentlich 26 Stunden Unterricht, predigte jeden Sonntag den Studenten, studierte noch täglich zwei Stunden auf den fürstlichen litterarischen Schatzkammern und sah trotzdem und mit 600 Gulden Gehalt den Himmel voller Baßgeigen. Leichenblaß und mager wie der Tod schritt ich durch die Straßen, aber im Herzen war es Frühling.

Heute komme ich im Spätherbst des Lebens an die klassische Stätte, und alles ist mir fremd, so fremd wie das Jugendglück und die Heiterkeit und Weltliebe jener Tage.

Ich meine, es seien hundert Jahre seitdem vergangen, so weit fort scheint mir die Zeit, da ich hier jung und lebensfroh gewesen.

Auch die Häuser haben sich hier oben verändert. An der Stelle des alten, verwahrlosten Gymnasiumsgebäudes steht jetzt eine schmucke, freundliche Bäckerei und Mehlhandlung, für das Glück der Menschheit jedenfalls wichtiger als eine höhere Bildungsanstalt; denn mit der wachsenden Bildung ziehen der Zweifel und die Unzufriedenheit in uns Menschen ein, und wir wollen glücklich werden und Rätsel lösen, die unlösbar sind durch die Wissenschaft. —

Die Wehmut hatte mich so ergriffen, daß ich nicht mehr imstande gewesen wäre, zum Schützen zurückzugehen. Ich mußte meinen Begleiter bitten, mir den Wagen zu holen.

Ich hatte von Donaueschingen genug gesehen, um zu erkennen, wie flüchtig unser Leben ist. Drum fuhr ich, ohne eine Rundfahrt durch die Stadt gemacht zu haben, schon nach vier Uhr wieder auf dem gleichen Weg, den ich gekommen, von dannen.

Ich unternahm nun noch eine Abendfahrt

ins Land hinein nach dem zwei Stunden von Hüfingen südlich gelegenen Dorfe Mundelfingen.

Der dortige Pfarrherr und Dekan Streicher hatte mich schon öfters besucht in Hagnau und in Freiburg und war einstens als Vicari in Hasle, da ich noch ein leichtfertiger Rastatter Studio gewesen.

Drum wollte ich, heute in seiner Nähe, ihn auch einmal aufsuchen in seinem weltfernen, einsamen Pfarrsitz.

In Hüfingen stieg noch der Pfarrer, mein Herbergsvater, in den Wagen. Ich weiß heute nicht mehr, woher ich den Pfarrer Rauber, der einige Jahre vor mir Priester wurde, kenne; aber ich kenne ihn seit vielen Jahren als einen liebenswürdigen Mann und hatte ihn deshalb von Freiburg aus um ein stilles Nachtquartier gebeten, und er hat es mir freundlichst zugesagt. Er ist ein Mann, von dem ich lernen könnte; denn er ist die Gemütsruhe zu Pferd. —

Es war kühl, der Himmel trüb und regendrohend, da wir ins Land hineinfuhren.

Ueberall sah man die Spuren der Eisenbahn, die vom Schwarzwald her sich eben die Wege

bahnt in die Baar, um Freiburg, Neustadt und Donaueschingen zu verbinden.

Nach längerer Fahrt durch einförmige Gegend, die nur durch das malerisch gelegene Dorf Hausen vor Wald einigermaßen belebt wird, haben wir die Hochebene erreicht, auf der das alte Dorf „Munolfingen" gelegen ist.

Ich weiß nicht, ob Munolf, der schon im achten Jahrhundert dem Dorf seinen Namen gab und es dem Stift St. Gallen schenkte, ein Franke oder ein Alemanne war, aber das weiß ich jetzt, daß seine Stiftung ein langweilig gelegener Ort ist für Leute meiner Art. Ich will Romantik in der Natur: Wald, Berg, Fels, Wasser, Schluchten, Thäler. Das alles eben fehlt hier.

Für Bauern, die auf ebenes Feld alles halten, mag Munolfingen ein vortrefflich gelegener Ort sein, und die Hauptsache ist doch, daß ein Dorf seinen Bewohnern gefällt.

Fast noch weniger als die Gegend gefiel mir das Pfarrhaus, ein alter, finsterer, engstiegiger Bau, der gar schlecht zu der guten Pfründe paßt.

Drum möcht' ich in Mundelfingen nicht

Pfarrer sein, selbst dann nicht, wenn die Bauern alle Engel wären und das Einkommen eine Million betrüge.

Und doch lebte hier Jahre lang als Pfarrer ein badischer geheimer Rat und ein Mann von vielem Kunst- und Schönheitssinn. Es war dies der ehemalige Direktor des katholischen Oberkirchenrates in Karlsruhe, Evangelist Engesser.

Geboren in dem hochgelegenen Städtchen Fürstenberg, bekam er in jungen Jahren die reichste Pfründe in der Baar. Unter Beibehaltung derselben kam er 1825 zuerst als Rat und dann als Direktor der katholischen Kirchensektion ins Ministerium nach Karlsruhe.

Großherzog Ludwig, dessen Liebling er war, wollte ihn selbst zum Koadjutor des Erzbischofs Boll ernennen lassen. Der Tod dieses Fürsten vereitelte dies Vorhaben, und unter seinem Nachfolger ward Engesser aufgegeben. Er ließ sich 1832 pensionieren und zog sich auf seine einsame Pfarrei zurück, wo er bis 1867 lebte.

Ich kannte ihn noch und sah ihn anno 1864 ein oder das andere Mal mit seiner stolzen Karosse, gezogen von zwei ebenso stolzen Rappen, in Donau-

eschingen einfahren, um den Fürsten von Fürstenberg zu besuchen.

Er war eine große, vornehme Erscheinung, ein Mann, dem man die Hoffähigkeit und den geheimen Rat auf den ersten Blick ansah.

Man hat den Pfarrer Engesser und seine hohe Gunst in Karlsruhe in Verbindung gebracht mit der bekannten Kaspar Hauser-Geschichte.

Dieser angebliche Prinz von Baden soll auch im Pfarrhaus in Mundelfingen eingesperrt gewesen sein, und die Sage bezeichnet heute noch eine finstere Kammer neben dem Zimmer des Vikars als den Kerker des Unglücklichen.

Ich bin nicht ungeneigt, zu glauben, daß Kaspar Hauser kein gewöhnlicher Sterblicher war, aber Engesser und sein Kirchenratskollege Eschbach, den ich auch noch kannte und der als Pfarrer in Hochsal auf dem Hotzenwald den Knaben ebenfalls in Haft gehalten haben soll, sind meines Erachtens beide unschuldig.

Engesser war in den Zeiten, da die Kaspar Hauser-Sache spielte, in Karlsruhe, und Eschbach wurde erst 1831 Pfarrer in Hochsal, seinem Geburtsort, also zu einer Zeit, als Hauser längst in Bayern lebte.

Ich habe vor mehr denn 30 Jahren in Waldshut einen alten Arzt gekannt, der, in Hochsal geboren, in jenen Tagen Student war und fest behauptete, Kaspar Hauser sei im Pfarrhaus zu Hochsal interniert gewesen.

Das kann aber nur bei einem Vorgänger Eschbachs geschehen sein, und in der That finden wir dort einen Pfarrer Dietz, der 1815 Vikar in Karlsruhe war und alsbald mit zwei Dienstjahren die Pfarrei Hochsal, der besten eine, erhielt.

Dietz soll später seinen Freunden Eschbach und Engesser Mitteilungen gemacht haben. Gewußt haben wohl beide um die Sache, aber thätig war wahrscheinlich keiner von ihnen dabei.

Mir ist der 1833 in Ansbach ermordete Unbekannte deshalb besonders eine geheimnisvolle Persönlichkeit, weil seine Geschichte nicht ruht.

Viele Menschen werden alljährlich, ähnlich wie er, aus dem Leben geschafft; aber wenige Jahre später sind sie und ihr Untergang verschollen und vergessen.

Bei Kaspar Hauser ist dies nicht der Fall. —

Daß der kunstsinnige, vornehme geheime Rat Engesser in Mundelfingen so lange aushielt, ist

mir ein Rätsel. Bei seinem heutigen Nachfolger, der auch schon einige Jahrzehnte in dieser Einöde lebt, finde ich es begreiflich.

Dieser ist ein heiligmäßiger Mann, und Menschen dieser Art brauchen nicht wie unsereiner eine schöne Gottesnatur neben dem Allein- und Einsamsein. Sie genügen sich in ihrem Gottesfrieden selbst.

Das Pfarrhaus in Mundelfingen enthält, so kunstlos und primitiv es auch ist, außer dem vorgeblichen Gefängnis des angeblichen Prinzen Kaspar Hauser eine interessante Persönlichkeit.

Dies ist eine brave, jüngere Magd, die an der seltenen Krankheit der Schlafsucht leidet. Beim Melken, beim Kochen, überall, wo dies Mädchen allein ist, schläft es ein.

Ich habe gar nicht gewußt, daß es eine so beneidenswerte Krankheit, die ihre Opfer durchs ganze Leben begleitet, giebt.

Ich wollt', ich hätte dieselbe einmal für Jahr und Tag, und jedes an Schlaflosigkeit leidende Menschenkind wird die glückliche Schläferin von Mundelfingen beneiden. —

Auf dem Rückweg erzählte mir mein Be-

gleiter, wie gerne er ehedem bei meinen „Erzbauern“ in Schapbach Pfarrer gewesen sei. Die Leute in jenen Thälern besäßen ebensoviel Gemüt als Religion, und nur die beschwerlichen Versehgänge hätten ihn bei zunehmendem Alter veranlaßt, in eine ebene Gegend zu ziehen.

In der Baar sitzen eben reine Alemannen, und überall, wo dieser Stamm vorherrscht, wie auch in der Schweiz und auf dem Hotzenwald, wird man kühlere Naturen, mehr Verstand und weniger Gemüt finden als bei der mehr keltischen Bevölkerung, wie sie in den obern Thälern des nördlichen Schwarzwalds wohnt.

Es ist dies die alte Geschichte von den Langköpfen und von den Rundköpfen. In der Baar wohnen alemannische Langköpfe und in den obern Thälern des Schwarzwalds keltische Rundköpfe.

Ein Anthropologe hat in neuester Zeit den Nachweis erbracht, daß in Norwegen ganze Dörfer und Bezirke nur Rundköpfe, Kurzschädel, und andere Gegenden nur germanische Langköpfe zeigen. Darnach unterscheide sich auch die ausgesprochene Richtung der betreffenden Norweger. Die Rundköpfe seien monarchisch, konservativ, kleri=

kal, rückständig; die Langschädel liberal, freisinnig und demokratisch.

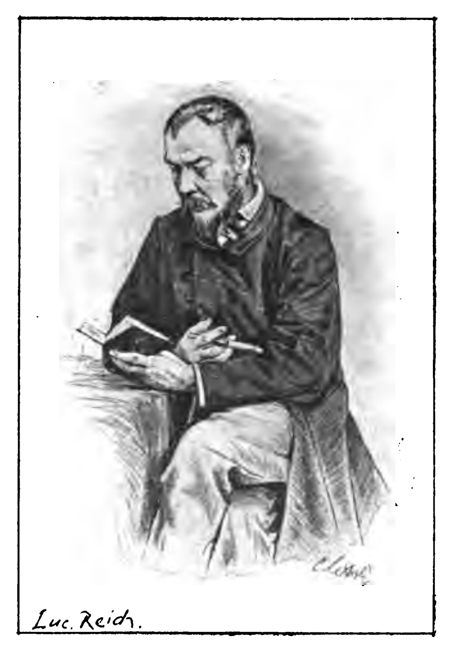
Das stimmt auch bei unsern keltischen Schwarzwäldern und den Alemannen; die ersteren wählen meist „ultramontan", die letztern, zu denen die „Baaremer" gehören, liberal.

Aber die Demokratie ist unter den deutschen Langschädeln schlecht vertreten. Die bessern und besten der Nation sind in alleweg Langschädel, und doch finden sich unter ihnen die meisten Byzantiner und Wedler. —

Es war Spätabend, da wir nach Hüfingen zurückkamen. Die Sonne war untergegangen, und tiefer Friede herrschte in Stadt und Land. Die Hüfinger tränkten ihre Kühe und Rinder an den Brunnen und würden das Bild des Friedens noch erhöht haben, wenn sie nicht dabei mit den Peitschen geknallt hätten. Und ich sagte mir angesichts der so still schlürfenden Tiere und der knallenden Hüfinger: Der Mensch ist eben doch der Hauptkrakehler und Friedensstörer in der Natur.

Im gastlichen Pfarrhaus fand ich ein sehr stilles Quartier und damit eine gute Nacht, wenn auch zweifellos nicht so gut, wie die glückliche

Schläferin im öden Munolfingen, die ich noch spät in der Nacht um ihre Krankheit beneidete.



Am 21. Juni.

Ehe ich heute meine Reise fortsetzte, besuchte ich noch einen alten Ehrenmann, der einst in

Rastatt mein Zeichenlehrer war — den Maler und Volksschriftsteller Lucian Reich.

Im dritten Stocke eines kleinen Häuschens, über dessen schmale Treppe ich mich förmlich hinaufzwängen mußte, traf ich ihn. Er war hocherfreut über meinen Besuch, der dreiundachtzigjährige Greis, in dessen Zügen Bitterkeit und Biederkeit sich die Wage halten.

Er kommt seit Jahren nicht mehr aus seiner Stube und unter die Menschen, und sein einziges Kind, eine Tochter, pflegt ihn.

Unermüdlich ist er aber noch geistig thätig, liest und zeichnet und schriftstellert.

Reich ist ein geborener Hüfinger. Sein Vater war hier Lehrer und Bildhauer, und dessen beide Söhne Lucian und Xaver erbten seine künstlerische Begabung. Ein Bruder der Mutter, der bekannte Musiklehrer Schelble, hatte in Frankfurt eine geachtete Stellung inne und nahm die zwei Buben des Lehrers mit dahin ins Städel'sche Institut.

Später studierten beide auch in München, und Xaver wurde ein bedeutender Bildhauer und Lucian ein eben solcher Maler und Schriftsteller.

Er half dem berühmten Maler Schwind die

Kunsthalle in Karlsruhe mit Bildern schmücken und malte später auch im neuerbauten Hoftheater.

In dieser Zeit erschien sein bestes Buch und eines der besten Volksbücher überhaupt, „Hieronymus, Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald.“ Es ist einfach, schlicht und lieb geschrieben und ebenso vom Verfasser illustriert.

Reichs Jugendfreund, der Lithograph Heinemann, welcher heute auch noch in Hüfingen lebt, war sein Mitarbeiter und zeichnete die Bilder auf Stein. Der Fürst von Fürstenberg gab den beiden einen Vorschuß, um die Herausgabe des Werkes zu ermöglichen.

Dasselbe mußte in Kommissionsverlag genommen werden, da sich kein Verleger fand, der es übernahm. Trotzdem es sehr gut ging, blieb, nachdem die fürstliche Kasse ihren Vorschuß wieder erhalten und — nicht sehr fürstlich — auch genommen hatte, dem Autor und seinem Lithographen ein — Defizit.

Aehnlich oder nicht viel besser ging es dem wackern Lucian mit seinen spätern Werken: „Wanderblüten“, „Bruder Martin“, „Novellen und Skizzen“ u. a.

Die malende Kunst ging bei uns in Baden in den fünfziger Jahren betteln, und Reich, der mit Illustrationen sich durchschlug, nahm 1855 die Stelle eines Zeichenlehrers am Lyceum zu Rastatt an. Kurz vorher war ihm auch vom Prinzregenten, dem jetzigen Großherzog Friedrich, der Auftrag geworden, die Insel Mainau und den Bodensee zu beschreiben und zu illustrieren.

Im Rastatter Schloß bekam er ein Atelier, wo er zeichnete und malte und kleinere und größere Aufträge, die aber nicht häufig waren, ausführte.

Ich erinnere mich noch gar wohl an den stillen, ernsten, sinnigen Zeichenlehrer, wie er von Schüler zu Schüler ging und jedem mit Rat und That beistand. Er selbst konnte mir heute noch den Platz bezeichnen, auf dem ich, ein schlechter Musikant im Zeichnen, im Zeichensaal saß.

Von 1855—1889 wirkte der bescheidene Mann am Lyceum und konnte es trotz wiederholter Bitten nie auch nur zu den Rechten eines Reallehrers bringen. Er blieb Hilfslehrer mit einem Höchstgehalt von 116 Mark monatlich und ohne Anspruch auf Witwen- und Waisenversorgung und Pension.

Und als er schied, bekam er gutthatsweise

einen Ruhegehalt von monatlichen — 71 Mark und 50 Pfennig. Von dem sollte der Biedere leben, und er lebte noch elf Jahre in Armut und Entsagung.

Aber bitter hat er's empfunden und bitter mir heute darüber geklagt, daß er kaum zum Leben habe und seine Tochter mittellos zurücklassen müsse.

Wie hat Napoleon I. gesagt? „Um arm zu sterben, genügt es, ein braver Mann zu sein."

Wie hat Lucian Reich sein ganzes Leben hindurch nur für Ideale gelebt! Wie hat er in seinen Büchern geschwärmt für Fürst und Vaterland, für Volk und für Volkstum, für Wahrheit und Recht!

Und heute treffe ich ihn in einem armseligen, einsamen Stüblein mit einem Gnadengehalt von 71 Mark und 50 Pfennig!

Ich war dummerweise empört, da ich den greisen Ehrenmann so vor mir sah und seine Klagen hörte. Ich sage dummerweise, weil ich eigentlich längst wissen könnte, daß diese schöne Erde und die Gesellschaft, welche sie bewohnt, zu keiner Zeit weniger eingerichtet war für Ehrenmänner à la Lucian Reich, als in unseren Tagen.

Drum sagte er mir auch, daß es ihm jeweils

ein Labsal sei, meine Anschauungen über Zeit und Menschen zu lesen, und ich versprach ihm, für seine Besserstellung Schritte zu wagen.

Zum Abschied gab er mir noch ein interessantes Schriftstück mit, das er vor wenigen Jahren von einer Sterbenden erhalten hatte. Er meinte, ich könnte es am besten verwerten, da ich auch ein junger Achtundvierziger gewesen und von dorther ein Herz hätte für die alten Achtundvierziger.

Das Schreiben ist nämlich der letzte Brief eines 1849 standrechtlich Erschossenen an seine Braut.

Heute, am 21. Juni, sind es gerade vierzehn Tage, daß ich in Rastatt die Zusammenkunft alter Lyceisten mitmachte. Am Morgen ging ich auf den Kirchhof, um die zu meiner Studentenzeit lebenden, jetzt längst toten Rastatter zu besuchen und sah da auch das Denkmal, welches vor kurzem den Opfern des Standrechts von 1849 errichtet wurde.

Ich las die Namen der Erschossenen und darunter auch den mir von meinen Rastatter Tagen her wohlbekannten des Feldwebels Joseph Kilmarx.

Und heute übergab mir Lucian Reich dessen letzte Worte vor seinem Tode

Seine Braut, eine Waise, wohnte in Rastatt im Häuschen einer Base, die sie erzogen und die als Mietsleute entfernte Verwandte, den alten napoleon'schen Feldwebel Kilmarx und dessen Weib, bei sich hatte.

Der alte Kilmarx hatte den Feldzug nach Rußland mitgemacht und seine Frau ihn als Marketenderin begleitet. Beide waren glücklich heimgekommen, aber der Feldwebel hatte beim Rückzug den einen Arm verloren; beide erhielten eine Pension aus einem Vermächtnis des großen Kaisers.

Ihr Sohn Joseph wurde auch Soldat und die schwarzlockige Magdalene Peter seine Braut. Sie hatten sich von Kindheit an kennen gelernt, und beide waren 1838 bei den Erstkommunikanten in Rastatt. Da die Revolution ausbrach, war Kilmarx junior ein beliebter Feldwebel; er schloß sich derselben an und wurde alsbald ein tüchtiger Offizier, der in Wort und That voranging.

Als die Festung kapitulieren mußte, nahmen ihn die Preußen gefangen, und das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode.

Am 8. Oktober 1849 sollte er erschossen wer-

den. Am Morgen schrieb er noch den folgenden herrlichen Brief:

Rastatt den 8. Oktober Morgens 6 Uhr 1849.

Liebes Bäßle und Magdalene!

Die Todesstunde nahet. Schauerlich pfeift der Wind in meinem Kerker, als wär er der Verkündiger meines Dahinscheidens. Ich schrecke nicht davor, ich bin versöhnt mit Gott, dem Allmächtigen und sterbe als Christ, der keine böse That begangen hat. Längst einer halben Stunde gehe ich zu meinem und zu eurem Vater, zu meinen Geschwistern und zu euern, wo ich's besser finden werde als allhier. Ich vertraue auf Gott, habe mich zu ihm gewendet, und er wird mir alles verzeihen und mich zu sich in sein Reich aufnehmen. Denkt auch später an mich, schließt mich in euer Gebet ein, ich werde es auch thun.

Den Allmächtigen werde ich bitten, daß er euch Segen willfahren läßt. Der Magdalene wünsche ich Glück in allem, was sie je unternehmen wird, wenn sie einstmals Frau sein wird.

Die Thüre wird geöffnet, zum Todesplatz gehts: Lebet wohl, im Himmel sehen wir uns wieder. J. Kilmarx.

Der Brief ist mit fester, sicherer Hand geschrieben, und sein Inhalt läßt uns in dem unglücklichen Feldwebel einen Mann erkennen, der mit dem Heldenmut des Christen in den Tod geht.

Und wie vornehm entbindet er seine Braut ihrer Treue zu ihm, indem er ihr alles Gute wünscht, wenn sie einst Frau sein werde.

Wie er schrieb, so ging er auch in den Tod — furchtlos. Sein greiser, invalider Vater, den ich noch wohl kannte, begleitete ihn auf dem Todesgange und rief ihm zu: „Joseph, bleib' standhaft!"

Der Sohn ließ sich die Augen nicht verbinden. Sein letzter Blick galt dem tapfern Vater, der als alter Krieger mutvoll zuschaute, wie sie ihm seinen Joseph erschossen, dessen letzte Worte waren: „Leb' wohl, Vater!"

Die armen Eltern lebten noch bis zum Jahre 1865, und sang- und klanglos hat man die zwei Invaliden aus schwerer Kriegszeit zu Grabe getragen, obwohl Militär genug in Rastatt lag.

Die Magdalene aber war solchen Bräutigams würdig. Sie blieb ihm treu ihr Leben lang, und auf seinem Grabe legte sie alljährlich am Todestag einen Kranz der Liebe nieder.

Als geschickte Näherin und gesuchte Lehrmeisterin im Nähen und als fromme Christin lebte sie noch 35 Jahre in Rastatt, vielfach, wie alle anständigen Menschen, verfolgt und verkannt.

Es war darum nicht zu verwundern, wenn sie sich nach den vielen traurigen Erlebnissen in ihrem spätern Alter vor den Menschen fürchtete und an Verfolgungswahn litt.

Der Arzt riet ihr einen Aufenthalt in höherer Luftlage, und das Spital in Hüfingen nahm sie als Pfründnerin auf. Hier teilte sie ihr Zimmer mit einer blödsinnigen Person und litt an namenlosem Heimweh nach Rastatt. Noch zehn kranke Jahre verlebte sie in Leiden und Beten, bis der Tod sie erlöste.

Vor dem Sterben übergab sie dem Ehrenmann Lucian Reich, dessen Familie sie von Rastatt her wohl kannte, ihr höchstes Kleinod, den Abschiedsbrief ihres Joseph.

Es ist merkwürdiger Weise gerade der 8. Oktober 1900, der Todestag des braven Joseph, da ich diesen Brief für mein Buch abschreibe und dem unglücklichen Liebespaar, das dem „gemeinen Volk“ entsproßte, meine Bewunderung zolle.

Fürwahr, diese Erde ist und bleibt für Menschen, wie der Feldwebel Kilmarx und seine Magdalene es waren, ein Golgatha!

Mögen beide jetzt vereint sein in jener bessern Welt, an die sie so unerschütterlich geglaubt haben. —

Drei Tage nach meinem Besuch schrieb mir Lucian Reich nach Freiburg einen Brief, in welchem er mir noch einige Notizen über sein Leben nachsandte und bemerkte, er fühle sich unwohl; er glaube, es sei dies der Anfang vom Ende. Der Schluß lautete: „Mit meinem letzten Lebewohl und Gruß Ihr von dieser Welt scheidender Lucian Reich.“

Als ich von meinen Fahrten heimkam, fand ich diesen Brief und zugleich die Nachricht von seinem Tode vor, der wenige Tage nach dem Schreiben des Briefes erfolgt war.

Ich war tief ergriffen und doppelt froh, den braven Mann kurz vor seinem Ende nochmals gesehen zu haben.

Er hatte in obigem Brief gebeten, mich nach seinem Tode etwas um seine mittellose Tochter anzunehmen. Ich that es, und durch die mächtige Vermittlung des Finanzministers Buchenberger erhielt sie eine namhafte Unterstützung von Karlsruhe.

So wird einigermaßen gesühnt, was an dem Vater versäumt wurde. —

Es war halb neun Uhr des Morgens, als ich das alte Häuschen in der Hauptgasse von Hüfingen verließ, bitter gestimmt über das, was ich gesehen und gehört. Trüb wie das Wetter fuhr ich zum Thor hinaus. Ich hatte noch einen weiten Weg vor mir bis zum nächsten Quartier im Pfarrhaus zu Beuren an der Aach.

Doch Pferde und Kutscher waren munterer als ich, und es ging rasch bergauf, um aus der Mulde der Baar hinauszukommen.

Beim Dörfchen Behla auf der Höhe angelangt, lasse ich halten und nehme noch einen langen Abschiedsblick von der schönen Baar.

Sie lag, wenn auch nicht sonnenbeglänzt, doch so stattlich und so bescheiden vornehm vor meinem Auge, daß ich mir sagte: „Fürwahr, wenn ich kein Schwarzwälder wäre, möchte ich aus der Baar sein.“ Die Residenz Donaueschingen glänzte von unten zu mir herauf wie eine reizende Hirtenkönigin.

Ueber Riedböhringen, ein einsames Dorf, schon auf der Rückseite der Baar, nicht unmalerisch

gelegen, geht's hinab in das einstige Seebecken, das den Randen von der Baar trennt. Schwarze Erde und Torfstiche zeugen von der Wasser- und Schlammzeit.

Die Riedböhringer Bauern gelten im Volksmunde der Baar als Leute, die Fremde gerne necken. Ein Sprichwort, welches in dieser Gegend umgeht, besagt:

Wer durch Riedböhringen kommt ohne g'necket,
Durch Opferdingen ohne g'stecket[1]),
Durch Mundelfingen ohne g'schlage,
Der kann von Wunder sage. —

Auf der Sohle der Mulde angekommen, machte ich einen kleinen Abstecher. Dort drüben, von meiner Route abseits, schaute das alte Städtchen Blumberg hervor.

Hier saßen die Herren von Blumberg, die sich auch von Blumenegg und von Blumeck schrieben und einst ihre Zweige bis in mein heimatliches Kinzigthal ausstreckten. Drum wollt' ich ihren Stammsitz einmal sehen.

Ich glaubte ein altes Städtchen zu finden

[1]) d. h. ohne daß er im Schmutz stecken bleibt. Das Dorf liegt eine halbe Stunde westlich von Riedböhringen.

und fand, enttäuscht, ein ziemlich modernes Dorf. Nur am Ende des Ortes, gegen das Wutachthal hin, stehen einzelne große Holzhäuser aus vergangenen Jahrhunderten.

Mein Kutscher mußte hier die Pferde etwas erfrischen, und ihm selbst ließ ich ein Glas Wein geben. Als ich, vor dem Hause stehen bleibend, die Wirtin fragte, wo der Pfarrer wohne, meinte sie: „Welcher? Der römischkatholische oder der altkatholische?“ Jetzt erst erinnerte ich mich, daß die Gegend am und auf dem Randen vielfach altkatholisch sei.

Ich suchte den römischen Mitbruder auf, ohne ihn zu kennen, lediglich um den Mann zu sehen, der auf einem so heiklen Posten steht. Ich denke mir nämlich, daß bei der Kürze der Trennung die Pastoration in so frisch gespalteten, kleinen Gemeinden für die Geistlichen beider Konfessionen eine unerquickliche sein muß.

Der Pfarrsitz des römischen Pfarrers ist ein kleines Bauernhaus, da der altkatholische Geistliche im eigentlichen Pfarrhaus wohnt. Auch die Kirche wurde seiner Zeit den Altkatholiken überwiesen.

Ich traf den Kollegen nicht an; er sei, so hieß es, auf dem Randen in der Schule. Die Haushälterin stellte sich mir dann vor als die Schwester eines einstigen Kursgenossen von mir, des in Heitersheim unweit Freiburg gestorbenen Pfarrers Berger, eines stillen, braven Mannes.

Das Fräulein dauerte mich; in Säckingen im lachenden Rheinthal geboren, muß sie jetzt, alleinstehend, ihre alten Tage in dem öden Blumberg zubringen, das seinem schönen Namen so wenig entspricht.

Ich nahm mir angesichts dieser Pfarrersschwester vor, sparsamer zu leben, damit meine Schwester ihre Tage dereinst in Hasle sorgenlos beschließen kann. —

Als ich zum Wirtshaus — ich glaube, zum Hirschen ist es benamst — zurückkehrte, hatte sich eine Schar Schulkinder vor demselben versammelt. Die ersten Kirschen waren eben ins Städtle gekommen. Ein Mann hatte sie in einem kleinen Handkarren von Hüfingen herauf dahergezogen und hielt sie feil.

Gierig schauten die Kleinen in die Körbe mit den roten Früchten. Ihre Augensprache und

ihr Geldmangel rührten mich. Ich ließ drum all den Kleinen Kirschen auswägen und die Taschen füllen — eingedenk meiner eigenen Begier in jungen, geldarmen Jahren.



Freudig eilten die Kinder von dannen, und ich selber wurde bei dem ganzen Vorgang wieder jung und dachte an die Augenblicke, da ich vor einem halben Jahrhundert vor den Kirschenkörben in der Rathaushalle von Hasle stund. Froh da=

rüber, Kinder fröhlich gemacht zu haben, fuhr ich aus Blumberg hinaus.

Vor dem Städtchen draußen begegnete mir der römische Mitbruder, und ich sprach noch kurze Zeit mit ihm, der noch ein junger, aber ernster Mann ist. Er beklagt sich, daß er nirgends rechte Hilfe finde, um in den Besitz der Pfarrkirche zu gelangen, trotzdem die römischen Katholiken heute noch so viele Seelen zählen als die Altkatholiken.

Ich bin kein Feind der Altkatholiken, weil ich jedem Menschen seine religiöse und politische Ueberzeugung lasse; aber daß die Majorität der Gemeinde nur eine Notkirche, die Minorität aber die Pfarrkirche besitzt, finde ich nicht recht. —

Ich nahm Abschied von dem eifrigen Diener Gottes, wie von einem Manne, der eine schwere Last mit Mut trägt und deshalb unsere Achtung verdient — und fuhr weiter, dem Randen zu.

Der Randen ist ein gewaltiger Bergklotz aus Jurागestein, die Fortsetzung des Schweizer Jura.

An seinem westlichen Fuße liegt das alte Zoll- und Posthaus, wo vor der Eisenbahnzeit die Herkünfte aus der Schweiz verzollt wurden und die Post-

wagen von und nach Schaffhausen auf ihrem Wege aus und nach dem Kinzigthal anhielten.

Wehmutsvoll schaute ich im Vorbeifahren das Wirtshaus an; denn es dämmerte in meiner Erinnerung lebhaft jene Sommernacht des Jahres 1851 auf, da ich mit meiner Großmutter hier anfuhr und eine Tasse Kaffee bekam.

Wir waren in Einsiedeln gewesen und hatten, weil ich weder mehr zu Fuß gehen und noch weniger im Gehen beten wollte, in Schaffhausen am späten Abend den Postwagen bestiegen, um mit ihm zu fahren bis Hasle.

Da ich neben der Großmutter bei jenem nächtlichen Kaffee saß, bis die Pferde umgespannt waren, sprach sie mit mir kein freundlich Wort, weil ich auf dem Wallfahrtsgang so leichtsinnig gewesen war.

Fast ein halbes Jahrhundert ist seitdem an mir und am „Zollhaus“ vorübergegangen, und der junge Wallfahrer, der damals nicht zu Fuß gehen und nicht beten wollte, passiert heute jenen Wallfahrtsweg als alter Mann, der nicht mehr marschieren könnte, selbst wenn er wollte.

Reue erfaßte mich über mein damaliges Benehmen der guten Großmutter gegenüber. Ich

nahm, da mich die Pferde mühsam den steilen Berg hinaufzogen, meinen Rosenkranz aus der Tasche und betete zur Sühne meiner Knabenschuld für die Seelenruhe meiner frommen Wallfahrtsbegleiterin. —

Durch üppigen Tannenforst geht's am Randen hinauf. Bei dem Weiler gleichen Namens ist die Höhe erreicht. Es wird licht, und eine herrliche Fernsicht lohnt den fahrenden Wanderer, ostwärts in den Hegau, südlich auf die Berge des Klettgaus und westwärts auf den Schwarzwald.

Das ist das Schöne einer Wagenfahrt gegenüber dem Eisenbahnkoupé. Man kann halten und aussteigen nach Belieben. So machte ich es auch heute auf dem Randen und genoß, bald da bald dorthin mich wendend, das seltene Landschaftsbild in vollen Zügen.

Die Sonne hatte die trüben Wolken verscheucht und verklärte alles Land weithin.

Da steigen die Menschen unserer Tage mit Lebensgefahr viele, viele Stunden weit an kahlen Felswänden hinauf, um, oben angekommen, nichts zu sehen als Stein und wieder Stein, Eis und wieder Eis, Schnee und wieder Schnee.

Auf dem Randen stund ich kaum 800 Meter hoch und sah zu meinen Füßen eine grüne, tannengekrönte, fröhliche Welt, die einem das Herz erwärmt, während man auf jenen höchsten Bergspitzen staunt und friert. —

Weite, rauhe Kulturflächen decken die Ostseite des Randengebirges; aber je tiefer man hinabkommt, um so näher rückt der liebliche Hegau mit seinen Kegelbergen und seinen malerischen Ruinen.

Mit Scheffel möchte man singen:

Der Hohenstoffeln winkt's vertraut
Dem Hohenhöwen zu,
Durch Wald und Flur erklingt es laut:
Mein Hegau, schön bist du!

Tief unten in einer Spalte des Berges liegt auf einem Hügel gar romantisch der Hauptort des Randens, Thengenstadt, mit seinen Burgruinen; zweifellos die vereinsamteste Stadt nicht bloß Badens, sondern des ganzen deutschen Reiches. Sie ist wohl auch der kleinsten eine, denn sie hat kaum 300 Seelen und keine Straßen; die Gebäude bilden ein geschlossenes Viereck.

Merkwürdig ist auch, daß die Stadt zu dem

fast unmittelbar an sie anstoßenden, auf einer Anhöhe sich hinziehenden Dorfe Thengen eingepfarrt ist.

Beide Orte sind, der eine durch seine malerischen Ruinen, der andere durch seine Lage, zweifellos die landschaftlichen Perlen an dem öden Leibe des Randengebirgs.

Einst im Besitze der Grafen von Thengen, kam die kleine Grafschaft am Randen im 17. Jahrhundert an die Fürsten von Auersperg und wurde gar ihres Zeichens eine „gefürstete“ des Reichs, und ihre Besitzer saßen auf der weltlichen Fürstenbank des schwäbischen Kreises.

Heute herrscht Kirchhofsfriede ringsum in dieser Grafschaft; die Ritter, Grafen, Fürsten und ihre Beamten sind verschwunden und die stattlichen Burgen zerfallen.

Die Landstraße vom Randen herab führt zwischen beiden alten Orten hindurch. Es läutete gerade zwölf Uhr von der malerischen Kirche von Thengendorf herab, als ich dasselbe passierte. Reizvoll lag droben auf dem Hügel das kleine Pfarrhäuschen.

Gerne hätte ich, da der Pfarrer mir bekannt ist, die Aussicht, die seine Residenz bieten muß,

bewundert; aber ich halte es für ein Verbrechen, um die Mittagszeit jemanden unverhofft ins Haus zu fallen. Deshalb begnügte ich mich mit einem Blick auf die reizende Höhe und fuhr meines Weges weiter.



Kaum hatte ich den lieblichen Eindruck, welchen die beiden Thengen auf mich gemacht, in mir etwas verarbeitet, so stieg ein noch reizenderes Landschaftsbild vor mir auf: das alte Städtchen Blumenfeld.

Auf einem kleinen Hügel inmitten einer Schlucht erhebt sich, alles andere beherrschend, eine wohl er=

haltene mittelalterliche Burg, stolz und kühn wie die Ritter jener Zeit.

Hier saßen einst die von Blumenegg und nach ihnen das alte thurgauische Geschlecht derer von Klingenberg, das eine große Anzahl kirchlicher Würdenträger hervorbrachte, später aber ganz verarmte. 1441 legten die schwäbischen Städte die Burg nieder. Die Klingenberger bauten sie in ihrer heutigen Gestalt wieder auf.

Des einst reichen Geschlechtes Verarmung begann Ende des gleichen Jahrhunderts, und schon 1488 verkauften die von Klingenberg Stadt und Herrschaft Blumenfeld an die Deutschordens-Kommende Mainau, bei der sie blieb bis 1806, wo Baden sie durch einen napoleonischen Federstrich bekam.

Ich hatte bisher nicht geglaubt, daß im Lande Baden noch eine so wohl erhaltene Ritterburg sich fände, und war hocherfreut, sie heute am Eingang in den Hegau in weltferner Einsamkeit zu treffen.

Auf dem gleichen Hügel, zwischen dem äußern Burgthor und der Burg selbst, liegt das winzige Städtlein, aus drei Gäßchen bestehend und noch

kleiner an Seelenzahl als die Nachbarin Thengen; denn es zählt kaum über 200 Einwohner.

Auch Blumenfeld hat seine Merkwürdigkeit: Es hat nur einen Ein- und Ausgang; zu dem Thor, das hineinführt, muß man auch wieder hinaus. Drum heißt es in dem „Hegauer Volkslied“:

Und z' Blumafeld gieb acht ufs Thor,
Wo d' inni gohst. Es het si G'fohr.
Wenn d' nimma weißt, wo d' inni bist,
Du find'st en and're Usgang nit.

Mit freudigem Staunen fuhr ich durch das alte Thor ein und fand im Schatten der Burg eine reizende Sammlung alter, verwitterter Häuser. Es kam mir vor, als reiste ich im 16. Jahrhundert und als säßen droben noch die Deutschordens-Ritter und unten im Burgfrieden die Bürger und Bäuerlein jener Tage.

Im ersten Haus am Thore ist die einzige Wirtschaft, eine greise Taberne. Hier stieg ich aus und fragte nach dem brävsten Mann im Ort, nach dem Schneider und Meßner Dor, um dessentwillen ich eigentlich in dem alten Rittersitz angefahren war.

Bis er gesucht wäre, wollte ich schnell die alte Burg besehen. Der junge Pfarrherr, der gerade vor seinem zierlichen Pfarrhöfchen unweit des Burgthores stund, begleitete mich.

Eine Burg, wie sie im Buche steht, zeigte sich mir nun und erfreute mein Herz; schade nur, daß einzelnes schöne Alte durch neumodische Thüren und Fenster zerstört wurde. Wo aber die neue Architektur neben der alten sich zeigt, tritt einem die absolute Geschmacklosigkeit der erstern so kraß entgegen, daß man's fast nicht sehen kann; denn es wirkt wie eine Faust auf einem Aug'.

Auch daß dem Fremdling statt der Ritter und Knappen in den ehrwürdigen Räumen Scharen alter Proletarier begegnen, stimmt nicht.

Die Burg, im 19. Jahrhundert lange noch Sitz eines badischen Bezirksamts, ist nämlich heute ein Asyl für enterbte, arbeitsunfähige und kranke Mannsleute aus den Dörfern des einstigen Amtes Blumenfeld und aus verschiedenen Orten der Nachbarschaft, selbst der angrenzenden Schweiz.

So hausen heute Sperlinge von den Dorf- und Landstraßen in einem alten Adlerhorst, und nur die sie pflegenden barmherzigen Schwestern

mit ihren weißen, mittelalterlichen Hauben passen noch auf die Wendeltreppen und in die Kemenaten.

Als in den sechziger Jahren das Amt Blumenfeld aufgehoben wurde, kaufte der Domdekan Hirscher die herrliche Burg um den Spottpreis von 500 Gulden und gründete darin eine Waisenanstalt, die aber allerlei Hindernisse halber nach Hirschers Tod wieder einging. —

Von den Kemenaten und Sälen bot sich mir heute eine Fernsicht, wie sie Gott nicht oft geschaffen und nicht jeden Tag sehen läßt. Da liegt vor den Blicken der Hegau, dort die Alpenwelt der Schweiz und Vorarlbergs, hier der Randen mit seinen waldigen Ausläufern. Wohin wir schauen, Gottes Größe und Gottes Frieden; nur im Innern des Schlosses friedlose, armselige Menschen. Ein Geisteskranker verfolgte uns durchs ganze Haus.

Als ich wieder heraustrat aus dem stolzen Edelsitz, stund vor dem Burgthor ein kleines, altes Männlein, bartlos mit sinnigen, vornehmen Zügen, aus denen laut Geist und Frieden sprachen. Es war der Schneider und Meßner Dor. Ihn hatte ich gesucht um seines Sohnes willen, der ein so

wackerer Mann ist, daß sein Vater unbeschaut der brävste Mann in Blumenfeld sein mußte, noch ehe ich ihn gesehen.

Seit zwei Jahren versammeln sich, wie schon oben erwähnt wurde, in Rastatt die alten Lyceisten zu einem „Tag“, von dem ich in meinem nächsten Buch erzählen will. Bei dem ersten dieser Tage, im September 1899, lernte ich den jungen Kaplan Dor kennen, der seit Jahren in Rastatt amtet.

Ich lernte ihn kennen als einen so geraden, offenen und biedern Mann, wie ich in seinem Alter noch keinen zweiten getroffen. Dabei ist er hellen Geistes, sehr belesen und voll von vernünftigen Anschauungen. Er kann darum auch auf allen Sätteln reiten, ist ein tüchtiger Kanzelredner, ein eifriger Seelsorger, ein gewandter Journalist und die Seele aller katholischen Vereine der Murgstadt.

Ich weiß aber nicht, wem ich die Palme reichen soll, dem Vater oder dem Sohn. Der erstere hat mich durch sein stilles, bescheidenes Wesen, aus welchem eine ganz vornehme Menschennatur hervorschaut, fast noch mehr für sich eingenommen als sein Sohn.

Wenn stets die rechten Leute am rechten Platze

stünden, verdiente der alte Dor Domdekan in einem adeligen Kapitel zu sein, während er nur Meßner ist an einem winzigen Kirchlein.

Ich besah dasselbe auch; es ist offenbar die Schloßkapelle der Klingenberger und stammt aus ihrer Zeit. —

Ins Wirtshaus zurückgekehrt, traf ich in dem alten Wirt und seiner Frau zwei Breisgauer. Er ist aus Wasenweiler am Kaiserstuhl und sie aus Krozingen bei Freiburg. Vorher Lehrer hier, kaufte er nach seiner Pensionierung das „Kreuz“ und wurde der einzige Hotelier in der alten Stadt.

Mein Kutscher, der trotz meines Verbots stets den Leuten verrät, wen er in seinem Wagen führt, hatte mich, während ich die Burg besehen, wieder verraten. Die Wirtin meinte drum, als ich in ihre Stube trat, es freue sie, mich einmal zu sehen. Sie habe schon so viel von mir in den Blättern gelesen und schon oft gedacht, „das müsse auch ein kurioser Herr sein.“

Diese Schlußworte der Frau freuten mich; denn in der That gehöre ich zu den kuriosen Menschen, zu den Sonderlingen unserer Zeit. Heutzutag muß sich ein Mensch im öffentlichen

Leben irgend einer Partei verschreiben und zwar mit Haut und Haar. Dreht oder bürstet er auch nur ein Haar nach der Seite einer andern Partei, so fällt man über ihn her.

Da ich zu jenen dummen und unklugen Leuten gehöre, die nicht mit dem Strom schwimmen, sondern an jeder Partei Gutes und Schlechtes finden und es offen sagen, so stoße ich bald bei dieser, bald bei jener Partei an, und jede läßt mich dann durch die Gassen ihrer Presse Spießruten laufen oder lobt mich, je nachdem meine Aeußerungen in ihren Kram passen oder nicht.

Uebrigens bin ich dies Spießruten-Laufen anfangs so gewohnt, daß es mich nimmer angreift. Selbst wenn gewisse Blätter sagen würden, ich hätte silberne Löffel gestohlen, käme ich nicht mehr in Aufregung. — Aber ich bin selbst schuld daran, warum habe ich meine Haslacher Zunge immer in der Feder. —

Der alte Meßner wollte mir einen nähern Weg, abseits der Landstraße, zeigen, damit ich schneller nach Engen käme, wo ich mich zum Mittagessen angesagt hatte. Um keinen Preis ließ sich der bescheidene Mann aber bestimmen, sich

zu mir in den Wagen zu setzen. Er ging neben her.

Vor dem Thore draußen warf ich noch einen Blick in die Schlucht hinab, welche Blumenfeld umgiebt. In ihr liegt die untere Mühle, und ein Menschenkind aus ihr ist meine Nachbarin in Freiburg. Es ist dies die barmherzige Schwester Innocenz im Heilig-Geist-Spital, die ihrem Namen alle Ehre macht und ebenso still als frei von jeder Schuld und Sünde durchs Leben geht.

Sie war, ehe sie in den Orden trat, eine reiche Müllerstochter, der aber aus der einsamen Mühle in der Schlucht von Blumenfeld heraus das klösterliche Leben jedenfalls nicht schwer wurde.

Im Mutterhaus der barmherzigen Schwestern zu Freiburg bediente sie Jahr und Tag den berühmten Alban Stolz, während sie heute den Kaplänen von St. Martin, die im Heilig-Geist-Spital essen, serviert — zufrieden, wo immer man sie hinstellt. —

Nicht gar weit vor dem Thor draußen wies uns der greise Führer einen armseligen Weg an einem Hügel hinauf und überließ uns dann unserm Schicksal.

Ich fuhr befriedigt weiter, vorab erfreut über das schöne Bild von Blumenfeld, das ein „Dichter“ vergangener Jahrzehnte also schmähte:

Als Gott die Hölle wollt' erweitern,
Da sah er Blumenfeld sich aus;
Doch dieser Plan, ach, mußte scheitern,
Denn selbst die Teufel all' ergriff ein Graus.

Die Blumenfelder mögen einigen Trost darin finden, daß der Dichter „Gänseblum“ hieß und wahrscheinlich irgend ein Beamter gewesen ist, dem es in dieser weltfernen Einsamkeit nicht gefallen hat, weil es ihm zu langweilig war.

Ein Bauer findet es auf dem abgelegensten Berghof nicht langweilig; er weiß sich zu beschäftigen und ist nicht so gelüstig und so bedürfnisvoll wie gebildete und halbgebildete Kulturmenschen.

Diese sind, namentlich je mehr ihre Bildung nur eine halbe ist, — und sie ist es selbst bei sehr vielen sogenannten akademisch Gebildeten — eine Art Gesellschafts- oder Herdentiere. Drum fühlen sie sich „schrecklich“ unglücklich, wenn sie in einem einsamen Orte leben und wirken sollen, wo es kein Museum, kein Theater und keine vollbesetzten Stammkneipen giebt. —

Nachdem der Hügel erreicht und ein kleiner Weiler durchfahren war, gings bergab den ersten ruinengekrönten Basaltkegeln Hohenhöwen und Hohenstoffeln zu.

Zwischen beiden liegt im Thal das einförmige Dorf Welschingen, in welchem ich die liebende Vorsorge der badischen Amtmänner von Engen bewunderte. Die Dunghaufen waren zierlich eingefaßt mit Cementmauern; was zweifellos auf bezirksamtliche Verordnung zurückzuführen ist.

Besser gefielen mir die an die Stallthüren genagelten, abgestorbenen Tannenbäumchen, die am Palmsonntag statt der Palmen in die Kirche getragen und dort gesegnet worden waren.

Die Palme des Nordens ist die Tanne und mir lieber als eine echte Palme im Wüstensand. Ich schaute als alter Bekannter an dem Hohenhöwen hinauf. Im Mai 1869, am Tage nach jener Rede auf der Volksversammlung in Engen, die mich glücklich auf die Festung brachte, bestieg ich mit meinem Freunde Markus Kärcher, dem damaligen Pfarrer von Engen, den Hohenhöwen und seine Ruinen.

Heute wäre mir eine Besteigung unmöglich,

und ich verglich den alten Mann, der nun im Wagen unter dem Höwen hinfuhr, mit dem damaligen jungen Wildfang und kam zu dem Schlusse: Doch lieber alt und bresthaft sein, aber dabei etwas ruhiger und vernünftiger, als jung und dumm und unüberlegt durch Feld und Wald springen. —

Alte, angesehene Geschlechter saßen einst auf diesen zwei Burgen, aber Raubritterei trieben sie trotzdem, die Herren von Höwen, wie die von Stoffeln und alle ihre Nachbarn in dem burgenreichen Hegau.

Selbst die echt adeligen Grafen von Lupfen in Engen und die Grafen von Thengen hielten es nicht für eine Schande, Heckenreiterei und selbst Seeräuberei zu treiben.

Auf dem Bodensee und Rhein hielten diese Hegauer Ritter eigene Jagdschiffe auf Kaufmannsgut.

Um 1440 ließen die Grafen von Lupfen einmal Waren, die sie Genfer Kaufleuten abgenommen, durch 50 Pferde und 200 Bauern auf den Hohenhöwen schleppen.

Was aber diese ritterlichen Räuber von den neuzeitigen Großgaunern vorteilhaft unterscheidet,

ist zweierlei. Einmal beraubten jene nur einzelne Personen oder Orte, die heutigen Großdiebe ziehen ganze Völker und Nationen aus. Sodann trugen die mittelalterlichen Heckenreiter ihre Haut selbst zu Markt, wenn sie auf Raub ausgingen; die



Engen.

heutigen Goldhyänen lassen andere für sie den Mammon erjagen. Sie vergießen das Blut von Hunderttausenden, die sich für sie schlagen müssen, während sie ruhig in ihren Palästen sitzen. Beispiel: die englischen Geldprotzen, denen die Söhne des englischen Volkes die Goldminen holen

und dabei eine ganze, freie Nation vernichten sollen. —

Als wir Welschingen passiert hatten, lag vor meinen Blicken das alte Städtchen Engen so heiter und so malerisch und so imponierend, daß ich es fast gar nicht erkennen wollte.

Ich ärgerte mich, da Engen so bezaubernd zu mir herübergrüßte und nachdem ich Thengen und Blumenfeld gesehen hatte, über das spöttische Sprichwort, das in der Baar und im Hegau umgeht und besagt:

Enge, Thenge, Blumefeld
Sind die schönsten Städte in der Welt.
Doch wär' Enge nit dabei,
So wär' es nichts mit alle drei.

Wie mag dieses Engen vor dem dreißigjährigen Kriege prächtig ausgesehen haben, da es noch eine blühende, gewerbsame Stadt, mit Mauern, Türmen und Thoren geziert, darstellte und als die zahlreichen Burgen, welche in weitem Halbkreise es umstehen, noch im Flor waren!

Kein Gau in Deutschland, selbst der Rheingau nicht ausgenommen, hatte so viele Burgen wie der alemannische Hegau. Noch vor dem dreißig-

jährigen Kriege stunden gegen fünfzig wohlerhaltene Edelsitze auf seinen Hügeln und Bergen.

Aber es ist auch ein heiteres, fröhliches Stück Land, das den Hegau bildet. Die Alpenwelt schaut zu ihm herab, der Bodensee und Rhein bespülen ihn, und lachende, waldige Hügel und grüne Thäler bilden ihn.

Die Baar ist viel elegischer, viel ernster und viel rauher.

Und nicht mit Unrecht heißt's im Hegauer Volkslied:

Wem wär' de Hegau nit bekannt
Als schönste Gau in üsem Land?
E milde Luft und Sunneschi,
's rift Obst und Frucht und guate Wi.

E flißig Volk bewohnt de Gau,
Im Schaffe übt si Ma und Frau;
Selbst uf der höchste Berge Rand
Goht no der Pfluag durchs Ackerland.

Ins Städtchen Engen eingefahren, merkte ich gleich, wie die Neuzeit auch in ihm sich geregt, seitdem ich es nimmer betreten; überall neue Gebäude, neue Wege und neue Brücken.

Nur die alten Giebelhäuser auf der Höhe grüßen noch unverändert den alten Wanderer.

An nagelneuen Fabriken, meinen Lieblingen, fuhr ich vorbei, und ihr Rauschen und Klappern verfolgte mich, bis der Wagen in der Unterstadt vor dem stattlichen Postwirtshause anhielt.

Es war schon nach zwei Uhr des Nachmittags. Wie staunte ich aber, als der alte Posthalter Donat Munding die Treppe herabkam, mich zu begrüßen, derselbe, bei dem ich schon im August 1861, noch Student, Einkehr gehalten habe!

Ich glaubte, der Mann sei längst unter den Toten, und freute mich um so mehr, ihn so frisch und kraftvoll unter den Lebendigen zu sehen. Wenn man selbst alt ist und noch rüstige ältere Leute sieht, so täuscht man sich gerne und hält sich noch für jung. Und von Täuschungen und von beglückendem Wahne leben wir Menschen viel lieber als von der Wahrheit, die uns meist unangenehm ist. —

In den letzten vierzig Jahren konnte man das Städtchen Engen im Hegau nicht nennen, ohne zugleich vom Posthalter Munding zu reden. Er gilt als der beste Landwirt des Hegaus und hat zur Hebung der Landwirtschaft in und um Engen sehr viel beigetragen.

Er ist heute ein Achtziger, leitet seinen ganzen

Betrieb noch allein und gleicht in seiner äußern Erscheinung einem Staatsminister a. D. oder besser einem mittelalterlichen Nürnberger oder Ulmer Ratsherrn.

Wir hatten uns seit 1869 nicht mehr gesehen und beide seitdem vieles erlebt. Am wenigsten wollte er, der auch Ordensritter ist, begreifen, daß ich einen Orden abgelehnt.

Ich konnte einem so vielbeschäftigten Mann, wie Donat Munding einer ist, der kaum dazu kommt, die Tagesblätter auf seinen Wirtstischen zu lesen, — es nicht zumuten, meine Bücher gelesen zu haben, sonst hätte er meine Ordensablehnung begreifen müssen.

Ein Dienstmädchen in den Rheinlanden, das zugleich Dichterin ist und meine Schriften kennt, hat diese Ablehnung begriffen und darüber unter anderm gesungen:

Einen Orden konnt' er nicht annehmen,
Einen Orden groß und schön,
Würde sich sonst selbst beschämen,
Vor der Welt blamiert dasteh'n.

Ich war eigentlich gerührt, daß die badische Regierung einem alten politischen Sünder Heil widerfahren ließ. Kirchlicherseits würde mir so

was nie passieren, daß ich irgend eine Anerkennung fände. Da kennt man seine „Pappenheimer“ besser und zeichnet Leute meiner Sorte nie aus, weil sie es gar nicht verdienen, aber auch ebensowenig wünschen. Unsereiner hält auf einen Monsignore- oder Geistlichen Rats-Titel gerade so viel als auf einen Orden.

Wenn ich auch für meine Person einen Orden für ein höchst lächerliches Ding halte, so will ich damit nicht sagen, daß das Ordenswesen verwerflich sei.

Ich halte es, so lange die meisten Menschen sind, wie sie heute sind — und sie werden noch lange so sein — für das billigste Mittel, sich loyale, hurra- und hochfreudige Unterthanen zu schaffen. Und wenn ich Minister eines regierenden Fürsten wäre, ich würde noch weit mehr, als es geschieht, gesinnungstüchtige Bürger und Beamte zur Dekorierung vorschlagen und aus manchem demokratischen Saulus einen monarchischen Paulus machen — lediglich durch ein farbiges Seidenband und durch bemaltes Blech. —

Hatte ich in Blumenfeld in dem greisen Meßner einen biedern Mann gefunden, so sollte mir in Engen ein zweiter begegnen in dem Vater eines der Kapläne an St. Martin.

Ich hatte dem letztern zugesagt, auf meiner Reise seine Eltern zu besuchen. Der Vater, von meinem Kommen benachrichtigt, erwartete mich nun in der Post, um dann mit mir in seine Heimat zu fahren.

Er ist Bürger im benachbarten Dörflein Bittelbrunn und beschäftigt sich im Winter mit Holzmachen und im Sommer mit dem Verladen und Versenden des gemachten Holzes.

Aus seinem ganzen Wesen spricht der Ernst eines Mannes, der all seinen Lebtag mit harter, ehrlicher Arbeit sein Brot verdiente — und es spricht aus ihm die Biederkeit, die lange, ehrliche Arbeit den Zügen eines solchen Mannes aufdrückt.

Ich versuchte nach Tisch etwas Siesta zu halten in einem Fremdenzimmer des Gasthauses, aber es war mir unmöglich zu ruhen. Engen ist die Stadt der knallenden Peitschen. So häufig und so kraftvoll habe ich dies mir so widerwärtige „Klepfen“ in meinem Leben nie gehört.

Unmutig darüber erhob ich mich bald, ließ einspannen, nahm Abschied von dem liebenswürdigen, greisen Posthalter und fuhr von dannen.

Das Dörflein Bittelbrunn liegt ziemlich hoch

an einer Berghalde. Durch Tannenwald geht's dahin. In einem Wald von Obstbäumen versteckt finden wir es, oben angekommen.

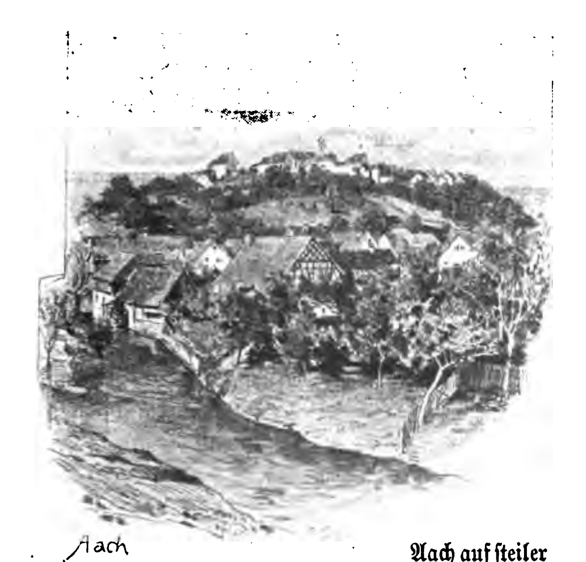
Es ist berühmt durch seine Baumschulen, die eine Familie Fehringer hier angelegt hat und aus denen junge Bäume in alle Welt hinausgehen. Ein Glied der genannten Familie hat es gar zum kaiserlichen Garteninspektor in St. Petersburg gebracht.

Bittelbrunn soll eine sehr schöne Fernsicht gewähren auf Hegau, Bodensee, Rhein und Alpen. Aber mir war sie heute verschlossen. Der Himmel war weithin verhängt, und Regen fiel.

Ich besuchte nur schnell das Häuschen meines Begleiters und seine Familie und zog dann in anderer Richtung durch Wald bergab und auf die Landstraße, die nach Aach führt.

Vor bald vierzig Jahren bin ich an einem heißen Sommernachmittag die gleiche Strecke zu Fuß gegangen und seitdem nie mehr in diese Gegend gekommen.

Es war mir drum heute alles fremd, als ob ich nie hier gewesen, bis ich, aus einem herrlichen Buchenwald herauskommend, das Städtchen



Nach auf steiler Bergeshöhe wiedersah und erkannte.

Die Lage dieses Städtchens hat mich aber diesmal weit mehr entzückt als das erstemal, und ich konnte mich nicht satt sehen an diesem reizenden Landschaftsbild. —

Am Fuße des Berges, der den malerischen Ort trägt, wandte sich mein Weg gen Süden.

Es war nach sieben Uhr des Abends. Die

Fabriken an dem wasserreichen Aachflüßchen stunden stille, und alles hatte Feierabend; nur das Wasser ruhte nicht; kraftvoll zog es seinen Weg, obwohl so nahe seiner Quelle.

Die Donau versinkt zwischen den Orten Immendingen und Möhringen zu einem großen Teil in eine Erdhöhle, tritt unter einem Felsen beim Städtchen Aach als sehr starker Bach wieder aus der Unterwelt hervor und ergießt sich nach kurzem Laufe in den Bodensee. So geht ein Teil der Schwarzwaldtochter Donau in das schwarze Meer und ein anderer mit dem Vater Rhein der Nordsee zu.

Stille war's ringsum in Feld und Flur, da ich meine Fahrt durch üppiges Ackerland fortsetzte. Leise träufelte der Regen in den halboffenen Wagen; nirgends eine menschliche Seele, nicht einmal ein verspäteter Fabrikarbeiter war zu sehen.

Es fiel mir hierbei ein, daß uns heute bei der langen Fahrt von Hüfingen bis hierher außerhalb des Weichbildes der Städtchen und Dörfer kein Mensch auf den Straßen begegnet war. So verlassen sind sie in unseren eisenbahnreichen Tagen. —

Die Sonne war schon lange hinter dem Hohentwiel hinabgesunken, als ich vor dem Pfarrhause in Beuren an der Aach anhielt.

Ich wollte es fast nicht glauben, daß diese feine Villa der Sitz eines Dorfpfarrers sei, bis der Pfarrherr Augustin unter der Thüre erschien und seinen alten Lehrer und Prinzipal, den er seit zwei Tagen erwartet, freudig willkommen hieß.

Froh, nach so weiter Fahrt ein stilles Quartier gefunden zu haben, trat ich ein.

Am 22. Juni.

Der Pfarrherr von Beuren an der Aach, Augustin Haas, gebürtig von Gremmelsbach im nördlichen Schwarzwald, fünf Stunden von Hasle entfernt, — war vor 36 Jahren mein Schüler in Donaueschingen. Elf Jahre später kam er einen Winter und einen Sommer über zu mir als Vikar nach Hagnau. Im Winter war ich damals im Landtag, im Sommer in Italien.

Ich hatte ihn seit dieser Zeit nur selten mehr gesehen und ihn als fertigen Mann gar nicht kennen gelernt.

Aus dem blassen, jungen Studenten und Vikar mit dem schwarzen Haarwald und der feinen Stimme war indeß ein ganz grauer Fünfziger geworden mit hageren, ascetischen Zügen.

In Sprache und Haltung ist er heute der Typus eines frommen, geistlichen Universitätsprofessors, der sich auf eine Pfarrei zurückgezogen hat, um hier in friedlicher Weltferne seine Tage zu beschließen.

Seit zwanzig Jahren schon sitzt der stille Augustin in dem kleinen, kleinen Dörfchen, und ich begreife es vollauf, wenn er heute noch nicht ans Fortgehen denkt. Ein Pfarrhäuschen wie ein Schmuckkästchen, friedlich abseits vom Dorfe an lieblichen Wassern gelegen, mit einem Blick auf grüne Matten und burggekrönte Hügel — eine brave Gemeinde und in seiner gescheiten Nichte eine sparsame Haushälterin — was kann der Augustin mehr wünschen? —

Ich hatte vorgehabt, diesen Morgen wieder weiter zu fahren, aber es regnete derart sündflutlich, daß ich wohl oder übel bleiben mußte.

Ich entschloß mich aber gerne zu einem Rasttag, weil die gestrige Fahrt für die Pferde sehr

ermüdend gewesen war und weil es mir gar gut gefiel in dem stillen, so wohnlich ausgestatteten und so schön gelegenen Häuschen.

Wenn aber ein Pfarrer schön möbliert ist, muß er auch ein schön geschmücktes Gotteshaus haben. Und das hat der Augustin. Die Kirche ist geschmackvoll und reich dekoriert und macht dem Pfarrer und der Gemeinde alle Ehre. —

Diesen Morgen stund ich lange am offenen Fenster und schaute der Aach zu, wie sie so satt und so behäbig ihre Wasser daher brachte. Es hat mir selten ein Gewässer ein solches Wohlgefallen abgewonnen, wie dieser kraftvolle Bach, der so bescheiden, so wohlhäbig und so gemessen dahinfließt.

Enten und Gänse tummelten sich auf ihm und führten ihre Jugend darauf spazieren. Kühe und Rinder kamen aus dem Dorfe und ergingen sich behaglich in der leisen Flut.

Die Aach hat bei Beuren sehr viele Forellen und der Müller Schmutz im benachbarten Friedingen die Fischerei. Er ist aber auch ein Leser meiner Schriften, und da er gehört hatte, daß ich im „Büremer Pfarrhaus" sei und es heute Freitag ist, so sandte er, mich zu ehren, Forellen.

Ich habe noch blutwenig solcher Weihegeschenke für meine Schriftstellerei erhalten. Ich verdiene sie aber auch nicht und verzichte gerne auf solche Dinge. Die wenigen „Präsenter“ aber, die mir so zukamen, waren — zu ihrem Lob sei es gesagt — von „Damenhänden“; ein neuer Beweis, wie versöhnlich und liebenswürdig die weiblichen Ebenbilder Gottes sind.

Der erste Mann, der mich für meine Schreiberei ehren wollte, war der Müller an der Aach.

Augustin, der Pfarrherr, ist der Verbreiter meiner „Muse“ in und um sein Dörflein herum; drum hab' ich an der Aach manch einen Leser und viele Leserinnen. —

Gegen Mittag suchte ich meinen Hausherrn in seiner Studierstube auf, in der ich ihn den Morgen über hatte auf- und abgehen hören. Wie er mir sagte, ist dies Gehen seine tägliche Gewohnheit; er liest und studiert, und dann geht er im Zimmer auf und ab, um das Gelesene in sich zu verarbeiten. Also der Philosoph, wie er im Buch steht.

Eine merkwürdige Mitteilung machte er mir in seiner Stube, die nämlich, daß wir zwei eigent-

lich noch blutsverwandt seien. In den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ habe er, so lautete seine Eröffnung, gelesen, daß meine Urgroßmutter aus Gremmelsbach und eine Tochter des Vogelhansen gewesen sei. Von diesem Vogelhans stamme aber auch er in direkter Linie ab durch seine Mutter, eine Enkelin desselben Hansen.

Ich freute mich dieser Entdeckung, weiß aber nicht, ob der Augustin aus der Art geschlagen hat oder ich. Oder können aus dem gleichen Blute Geier und Tauben, Bären und Kaninchen, Krähen und Nachtigallen hervorgehen?

Daß ich und der feinfühlende und feinsinnige, stille Augustin vom gleichen Vogelhans kommen sollen, konnte ich nicht recht begreifen. Aber so wie er mir den Stammbaum auseinandersetzte — unterliegt es keinem Zweifel. —

Da hab' ich vor kurzem eine andere Entdeckung gemacht, die weit mehr stimmt. In Bayern hatte ein armer Schuhmacher, der mit dem gleichen edlen Geschlechtsnamen, wie ich, gesegnet war, vor mehr denn zwanzig Jahren meinen Namen in den Blättern gelesen. Von dieser Zeit an sandte er mir jedes Jahr einen oder den andern Brief, in wel-

chem er von Hasle stammen wollte und mich als „Onkel" titulierte und anbettelte.

Ich kenne so ziemlich die Geschichte des erlauchten Hauses, dem ich entsprossen, wußte aber von einer Verwandtschaft mit dem bayerischen Schuhmacher nichts, schickte ihm aber trotzdem im Lauf der Jahre manche Mark.

In diesem Jahre starb er, und ein Geistlicher des Orts schrieb mir zu der Todesnachricht: „Der Schuster Hansjakob war ein origineller Mann, hat aber seine Zunge nicht bezähmen können und mit Vorliebe über geistliche und weltliche Obrigkeit räsonniert. Er ist infolge dessen öfters eingesperrt gewesen."

Nachdem ich dies gelesen, glaubte ich von Stund an, daß der Mann in seinen Ahnen von Hasle stamme und mit meiner Sippe verwandt sein möchte. —

Der Regen hörte am Nachmittag auf, und ich beschloß, noch eine kleine Rundfahrt mit dem stillen, neuen „Vetter" zu machen.

Wir fuhren hinüber nach dem Dorfe Hausen an der Aach, dem Geburtsort meines Lehrers, des Theologieprofessors König, der eben in Freiburg im Sterben lag, als ich hier weilte.

Von Hausen nahmen wir den Pfarrer Hirt mit, der noch mit mir im Konvikt war und den ich seither nie mehr gesehen und gänzlich vergessen hatte. Er gehört zu den glücklichen Sterblichen, die im Verborgenen leben, und soll noch frömmer und ascetischer sein als sein Nachbar in Beuren.

Beide übertreffen mich sicher an wahrem, innerem Werte um einige Elephanten-Längen. —

Wir fuhren am Fuße des Hohentwiel hin gen Singen. Der Hohentwiel, den Scheffel durch seine Dichtkunst überall bekannt gemacht, war einst Wohnung zweier Männer, an die ich heute lebhaft dachte, da ich an dem Bergklotz hinaufschaute.

Es sind dies die beiden Landgrafen Erchanger und Berthold, welche im 10. Jahrhundert ein ähnliches Los traf, wie im 16. die zwei Grafen Egmont und Hoorn.

Vor mehr denn dreißig Jahren wollte ich einmal eine Monographie schreiben über den Gegner der beiden alemannischen Grafen, über Bischof Salomon III., Abt von St. Gallen und Bischof von Konstanz.

Damals schon stellte ich mich auf die Seite der beiden tapfern Brüder.

Salomo, ein großer Diplomat, wußte den Kaiser Konrad I. zu bestimmen, seinen Stiften St. Gallen und Konstanz Güter zu übergeben, welche die Familie der Brüder und diese selbst inne gehabt.

Daß diese sich dafür an dem Bischof zu rächen suchten, ihn überfielen und gefangen setzten, entsprach ganz der Uebung jener Zeit.

Salomo hatte die zwei Grafen außerdem noch gereizt, weil er sie, die tapfere Krieger, aber — wie Egmont — billige Denker waren, hänselte und zum besten hielt.

Bei einem Mahle an seiner Abtstafel zu St. Gallen hatte er Leibeigene als Herren verkleidet und so die Grafen veranlaßt, sie als solche zu grüßen. Als sie es gethan — lachte er sie aus.

Daß ihr Zorn wegen der Vergabungen sich auch gegen ihren Schwager, den König Konrad, wandte, ist ebenfalls erklärlich. Sie erhoben sich gegen ihn, schlugen seine Anhänger bei Wahlwies im Hegau, und Erchanger ließ sich als Herzog ausrufen.

Eine Synode verurteilte ihn und seine Parteigänger wegen Auflehnung gegen den König

und wegen Gefangennahme des Bischofs Salomo zur Buße in einem Kloster. Erchanger, sein Bruder Berthold und ihr Neffe Luitprand zögerten, diese Buße anzutreten. Der König forderte sie deshalb vor sein Gericht zu Hattingen im Hegau, 917. Sie kamen, hofften vom königlichen Schwager Recht und Milderung, wurden aber zum Tode verurteilt.

Im Volke aber lebten sie noch lange als Helden fort in Liedern und Sage. Denn im Jahre 913 hatten sie am Inn mit ihrem Neffen Arnulf von Bayern die Ungarn glänzend geschlagen. Aber nicht bloß als Besieger dieser Plaggeister waren sie im Volke beliebt, sondern auch als Volksherzoge, die das von den fränkischen Königen unterdrückte Herzogtum Alemannien wieder aufrichten und das schwäbisch-alemannische Volk wieder selbständig machen wollten.

Bischof Salomo reute es später, zum Tode der Volkshelden so viel beigetragen zu haben. Er machte eine Bußwallfahrt nach Rom und errichtete nach der Rückkehr seinen Feinden zu Wannwil bei Reutlingen, einem Lieblingssitze Erchangers, eine Gedächtniskirche. —

Ueber Friedingen, das gar lieblich im Angesicht des Hohentwiel und des Hohenkrähen im Aachthale liegt, nahmen wir den Rückweg. Ich besuchte den Müller, dankte ihm für seine Forellen



und versprach ihm dafür ein Buch von mir, das er noch nicht gelesen.

In dem Pfarrer dort fand ich einen Bruder meines ehemaligen Lehrers Forster, der als junger Lehramtspraktikant mir angehendem Studentlein eines Tages sagte: „Geh' du wieder heim, mit dem Studieren ist's bei dir doch nichts!"

Hätte ich ihm gefolgt, so wäre ich sicher heute nicht vor dem Pfarrhause in Friedingen vorgefahren. —

Gar schön liegt über dem Dörflein auf einem Hügel das „Friedinger Schlößle." Hier saßen Erchanger, Berthold und Luitprand als Gefangene des Königs, bis sie hingerichtet wurden.

Das Dienstmannengeschlecht, so auf der damaligen Burg saß, die Herren von Friedingen, gab dem Bistum Konstanz zwei Bischöfe. —

Kaum ein Dorf und Dörflein wird im Hegau sein, das im Mittelalter nicht sein eigenes Rittergeschlecht gehabt hätte.

Auch im kleinen Beuren sah ich bei der Heimkehr auf einer kleinen Insel der Aach noch ein ziemlich wohlerhaltenes Schlößlein, in welchem einst die Herren von Beuren, dann die Meldegg, die Praßberg und die Liebenfels hausten. Heute klappert darin ein Mühlrad und erinnert daran, daß die Mühle der Zeit auch die Burgherren und ihre Nachkommen zermahlt.

Die Abendsonne verklärte aber heute den Hegau und all die zerfallenden und zerfallenen Burgen so schön, daß ich für den Augenblick die Wehmut

über die Hinfälligkeit alles Irdischen zurückdrängen mußte. —

Am 23. Juni.

Als der Kutscher diesen Morgen zur Weiterreise vor dem Pfarrhaus, wo ich schon reisefertig stand, anfuhr, brachte er mir einen schönen Erdbeerstrauß von der Wirtin, bei der er eingestellt hatte. Die Adlerwirtin gehört auch zu meinen Leserinnen und sandte mir drum den purpurroten Abschiedsgruß.

Es war Zeit, daß ich abfuhr, sonst hätten mich die Huldigungen der Menschen an der Aach noch verwöhnt und mir große Rosinen in den Kopf gesetzt.

Vetter Augustin wollte mir bis ins nächste Dorf das Geleit geben und fuhr mit.

Durch ein weites Ried ging der Weg. Stolz schaute wieder das hochgelegene Städtchen Aach auf das grüne Land herab, und es erfreute mich sein Anblick aufs neue.

Dort drüben auf der Anhöhe lugte zwischen Wäldern das schöne Schloß Langenstein hervor und erinnerte an die ritterlichen Dienstleute des

Klosters Reichenau, an die Herren von Langenstein.

Hugo von Langenstein ist als Minnesänger bekannt. 1282 trat er mit seinem Vater und drei Brüdern in den Ritterorden der Deutschherren, dem sie alle ihre Güter schenkten, darunter auch die schöne Insel Mainau.

Jene Zeiten sind auch längst vorbei, da ganze Familien ritterlicher Herren in einen religiösen Orden traten. Heutzutag ist nur ein Orden so glücklich, „bessere Leute" in größerer Zahl bei sich aufnehmen zu können — der Orden der Freimaurer. —

Da ich im Weiterfahren mich über die stille Schönheit der Gegend ausließ, meinte der Pfarrherr Augustin gar trefflich, der Hegau gleiche einer gut stilisierten Predigt, die gemessen vorgetragen werde ohne Affekt und ohne Pathos.

In der That predigt Gott in der Natur in mannigfacher Sprache, bald einfach, bald erhaben, bald laut und bald stille. —

Meine heutige Fahrt sollte eigentlich heißen von Pfarrhaus zu Pfarrhaus; denn fast überall, wo ich durchfuhr, mußte ich an den Pfarrhäusern anhalten.

In Steißlingen, das im Mittelalter einen schönern Namen hatte und Stußelingen hieß, besuchte ich den Pfarrer Dietz, der die Pfarrei Hasle provisorisch verwaltete, ehe er hierher kam.

Ich möchte aber lieber Pfarrverweser in Hasle als Pfarrer in Steißlingen sein. Dieses große, schöne, stadtähnliche Dorf, mit heller, gotischer Kirche und mit einem kleinen See begabt, läge mir doch zu unromantisch in der Welt, um seine einsame Lage vergessen zu können.

Ja, ich möchte nicht einmal der Baron von Stotzingen sein, welcher hier sein Schloß und seine Güter hat, aber so tief gelegen wohnt, daß er zweifellos auch unter seinem Schloßgarten Torf stechen könnte, wie die Bauern in ihren Wiesen

Vetter Augustin verließ mich hier, um zu Fuß wieder nach seinem kleinen Edelsitz zurückzuwandern.

In weitem Bogen fuhr ich nun dem Bodensee zu auf einer wunderbar schönen, kleinen Straße, die am Wald hin und durch Wald hindurch zieht.

Es giebt im Lande Baden vieles, was nicht gerade zu loben ist, aber es giebt meines Erachtens in ganz Europa kein Land, das so herrliche Straßen hat wie unser Großherzogtum.

Man mag im Thal oder im Gebirge auf einer Land- oder einer Kreisstraße fahren, überall wird man Wege finden, auf denen man Billard spielen könnte.

Und daß diese Straßen, trotzdem sie gegen früher verlassen sind, tadellos erhalten und gereinigt werden, verdient doppeltes Lob. —

Es war etwas nach 10 Uhr des Morgens — hell lag die Sonne über allem Land — als ich in das Dörfchen Böhringen kam, wo mein Studienfreund und Kursgenosse Flum seit vielen Jahren als Pfarrer amtet, und wohin ich heute zum erstenmale kam.

Gleich am Eingang liegen Kirchlein und Pfarrhaus an der Landstraße; aber der Pfarrer ist abwesend auf einem Morgenspaziergang und läßt sich von den nach allen Richtungen ausgesandten Schulkindern nicht finden, auch nicht auf einem benachbarten Schlosse, wo Meister Flum sonst oft Besuche macht.

Seine Köchin, eine stattliche Erscheinung in der Art einer Posthalterin früherer Zeiten, zeigt mir des Freundes Wohnung und sein Atelier, wo er die schönen Erzählungen für die „Freie

Stimme" in Radolfzell und seine geistreichen Predigten ausarbeitet.

Meine Führerin durch die kleinen, aber schön ausgestatteten Räume ist eine gutherzige Dame, was man nicht zu oft von den Wibervölkern in den Pfarrhäusern sagen kann. Sie will mir mit allem möglichen aufwarten, und da ich ablehnte, bringt sie meinem Kutscher einen mächtigen Schoppen Rotwein.

Ich konnte die Rückkehr des Pfarrers nicht abwarten und lenkte mein Gefährte der alten Hauptstadt des Hegaus, Radolfzell, zu, in der ich mir eine Art Bürgerrecht erworben habe. Anno 1873 war ich nämlich sechs Wochen daselbst eingesperrt; ein Zustand, der zwar nicht zum Ehrenbürgertum berechtigt, aber doch dazu, sich in der betreffenden Stadt in etwas heimisch zu fühlen.

Die Stadt hat noch einen andern, ähnlichen, aber berühmteren Ehrenbürger, den Papst Johannes XXIII. Dieser saß 1415 einige Tage hier als Gefangener der Konziliumsmächte von Konstanz.

Doch nicht bloß leibliche, auch geistige Bande verbinden mich mit der schönen, kleinen Seestadt.



Mein erster Lehrer, der mir in Hasle das A B C beibrachte, Bareth, war ein Radolfzeller Kind. Als ich Gefangener in seiner Vaterstadt war, lebte er noch daselbst und amtete als Spitalverwalter und besuchte einmal seinen ungeratenen Schüler.

Ich war seit jenen Tagen nur noch einmal für wenige Stunden in Radolfzell, und das war im Jahre 1878.

Wie staunte ich aber, als ich heute bei der

Einfahrt überall neue Häuser und neue Straßen entdeckte.

Selbst die neueste Malice der Kultur, das elektrische Licht, welches die Augen mordet und die Nacht in Tag verwandelt, hat das Städtchen.

Mir war jene Zeit lieber, da nachts nur die Scharwächter mit Laternen in den Straßen sich ergingen und jeder einzelne, der einen Arzt oder Geistlichen zu holen hatte, mit einer Laterne behaftet sein mußte.

Die Leute blieben in jenen Tagen lieber zu Hause, gingen früher zu Bett und ruinierten nicht Gesundheit und Geldbeutel durch Nachtschwärmerei und nächtliches Kneipen.

Mir wäre es lieber, die Radolfzeller hätten ihre schönen, alten Stadtthore noch anstatt des elektrischen Lichtes.

Aber auch in der Altstadt, bei der Stifts- und Stadtkirche, kam mir alles so groß und so vornehm vor, als ob das Städtchen, welches heute kaum 3000 Seelen zählt, deren 20 000 hätte.

Wir sehen am Kirchplatz noch die Spuren der alten, großen Zeit von Radolfzell, das im Mittelalter unter österreichischer Herrschaft eine

kleine, souveräne Republik und zeitweilig auch reichsunmittelbar war und eine bewegte, reiche Geschichte hinter sich hat.

Man mag über die alten Habsburger sagen, was man will; eins ist sicher, daß sie mild, gerecht und freiheitlich regierten. Die kleinen und großen Städte der österreichischen Vorlande waren unter den Erzherzogen von Oesterreich geradezu selbständige Gemeindewesen.

Das freie Bürgertum ging in den deutschen Städten überhaupt erst nach dem dreißigjährigen Krieg unter, wo die Fürsten das allgemeine Elend benützten, um nach französischem Vorbild den Absolutismus zu begründen.

Von dieser Zeit datiert auch der heute noch grassierende Servilismus und Byzantinismus, den das „finstere" Mittelalter mit seinem freien, sich selbst regierenden, sich selbst schützenden und darum sich selbst achtenden Bürgerstand nicht kannte.

Dieser Knechtssinn aber ist in den neuesten Tagen in den „besseren" Kreisen größer denn je. Es kommt mit auch daher, daß die Menschen einen Herrgott haben müssen, und da viele der „besseren Leute" an den wahren Gott nicht mehr

glauben, so machen sie sich irdische „Herrgöttle“ wie die alten Heiden, knieen vor ihnen nieder und beten sie an.

Im alten Heidentum kam ja den Fürsten göttliche und den Helden des Kriegs und der Wissenschaft halbgöttliche Ehre zu, warum sollte das neue Heidentum es anders machen! —

Den Unterschied von einst und jetzt mochten die Radolfzeller am meisten spüren, als sie und mit ihnen die Nachbarstadt Stockach und ein großer Teil des Hegaus 1805 durch napoleonischen Machtspruch württembergisch wurden.

Der absolutistische Herzog und nachherige König Friedrich nahm den zwei Städtchen jegliche Freiheit und bedrückte Land und Leute schwer, so daß er im Hegau gar bald den schönen und wohlverdienten Namen „der Herodes“ bekam.

Der schwäbische Leibspruch „Hie gut Württemberg in alleweg“ wurde im Hegau zu Schanden, und als 1809 die braven Tiroler aufstunden, weil sie nicht montgelas-bayerisch werden, sondern österreichisch bleiben wollten, erhoben sich auch die ehemaligen österreichischen Unterthanen am Bodensee und im Hegau zu dem gleichen Zweck. Der Aufstand wurde aber bald niedergeschlagen.

1810 kamen die Hegauer, abermals von Napoleons Gnaden, vom König Herodes an den Großherzog Karl Friedrich von Baden, der kein Herodes, aber immer noch kein Habsburger war.

Da halte ich auf dem Marktplatz von Radolfzell und politisiere und wollte eigentlich direkt in das friedliche Pfarrhaus fahren.

Aber nicht einmal das wußte und erkannte ich mehr und mußte fragen. Man zeigte mir unter Oleander- und Lorbeerbäumen versteckt ein Palais, vor dem alsbald sein Bewohner erschien, der Stadtpfarrer, Monsignore, Dekan und Chefredakteur der „Freien Stimme", Werber, ein Mann, der auch äußerlich geschaffen ist, so viele Würden und Bürden zu tragen. Mein heutiger Besuch bei ihm galt aber vor allem seiner Schwester.

Es hat mir unverpflichtet kein weibliches Wesen so viel gethan wie Emma, die Schwester des Pfarrherrn von Radolfzell. Sie hat anno 1873 nicht bloß meine Zelle mit einem anständigen Bett versehen, sie hat mir auch sechs Wochen lang zweimal täglich das Essen in dieselbe gebracht und mich so gut gespeist, daß ich meine Gefangenschaft darüber vergessen habe.

Sie ist dafür aber auch gesegnet mit ewiger Jugend und sieht heute noch aus wie vor 27 Jahren.

Ihr und der durch sie so verschönten Gefängniszelle zu lieb hab' ich eigentlich den Weg heute über Radolfzell eingeschlagen, anstatt den näheren über Stockach.

Und nachdem ich die gute Emma begrüßt hatte, machte ich mich alsbald auf, um vor dem Essen auch noch meine Zelle zu grüßen.

Zu letzterem Zweck begleitete mich Werber zunächst zum Amtsgericht, das ich auch nicht mehr gefunden hätte, trotzdem ich mich damals zum Antritt meiner Gefängnisstrafe in demselben angemeldet habe.

Ich wußte nicht, ob der Gefangenwärter das Recht habe, einen alten Sträfling nochmals in seine Zelle zu führen, und drum wollte ich auf dem Gericht die Erlaubnis einholen.

Der Amtsrichter war abwesend, aber ein Gerichtsschreiber gestattete gerne meinen Besuch in dem Bußtempel der Gerechtigkeit.

Ich habe vor Jahr und Tag die neueste Geschichte der Stadt Radolfzell von dem Freiburger Stadtarchivar Albert, eine der gründlichsten Ar-

beiten dieser Art, gelesen und weiß, daß das heutige Amtsgericht das ehemalige Ritterhaus des Hegauer Adels zum St. Georgenschild gewesen ist.

Ich betrachtete es heute daraufhin und fand in seiner Bauart noch mannigfache Spuren alter Ritterherrlichkeit.

Die Herren vom Hegau kamen da zusammen, berieten ihre Standesinteressen und hielten Mahlzeiten und fröhliche Gelage ab. Das Ritterhaus war demnach auch so eine Art Museum, dessen Besucher sich schadlos hielten für die Langeweile auf ihren Landsitzen.

Eigentlich war das Ritterwesen so ziemlich zu Ende, als das Ritterhaus in Radolfzell bezogen wurde. Der Verein zum St. Georgenschild bildete sich erst im 16. Jahrhundert, da der niedere Adel als Reichsritterschaft sich aufthat und sich freiherrlich nannte.

Freie Herren im mittelalterlichen Sinne waren die Leute aber deshalb nicht.

Die freien Herren jener Zeit waren vom alten, echten Adel, der Kaisern und Königen ebenbürtig war. Sie gehörten zu den eigentlichen Nobiles (Adeligen) des Mittelalters. Die heutigen Frei-

herren sind die Nachkommen der milites, d. i. der Ritter, Dienstleute und Ministerialen der freien Herren, Grafen und Herzoge der früheren Zeit.

Ein freigelassener Leibeigener oder ein freier Bauernsohn trat in den Dienst eines adeligen Herren, zunächst als reisiger Knecht, bekam später eine Lehensburg von seinem Herren, schrieb sich dann von dieser Burg und trat so in die Reihen des sogenannten niedern Adels.

Adelige Herren im echten Sinne waren im heutigen badischen Oberland z. B. die freien Herren von Geroldseck, die Grafen von Thengen und von Fürstenberg. Von gutem alten Adel abstammen, ist kein leerer Wahn, obwohl mir persönlich einer, der von einem alten Bürger- oder Bauerngeschlecht herkommt, gerade so lieb ist, ja unter Umständen noch lieber als einer vom besten Adel.

Bei mir macht der Mensch den Menschen und nicht die Abstammung. Es kann der größte Esel und der windigste Geselle von Adel sein und der geistreichste und ehrlichste Mann vom Bauernvolk abstammen.

Mir gilt ein braver Holzmacher aus dem Volke weit mehr als ein Windbeutel von Adel,

auch wenn dieser Windbeutel zehn Schlösser besäße und sieben Wappen führte. —

Vom Amtsgericht weg trat ich zunächst noch in die daneben gelegene Stadtkirche, deren Inneres mir gar nicht mehr in der Erinnerung war. Staunen ergriff mich, als ich diese lichten, weiten, spätgotischen Räume sah, neu restauriert und mit einem großartigen, stilgerechten Hoch-Altarwerke geziert.

Freilich ist dieses Münster nicht wie anderwärts eine Schenkung der Bürger, sondern der Chorherren, die hier fast tausend Jahre gewirkt hatten, als der schwäbische Herodes ihr Stift aufhob.

Aber die heutige Bürgerschaft hält den schönen Bau in Ehren und will jetzt auch aus eigenen Mitteln den Turm vollenden. Geschieht das, so wird die Stiftskirche in Radolfzell nicht nur die Stadt, sondern den ganzen Untersee verschönern im Landschaftsbild. —

Kaum zehn Minuten — für mich schon weit — von der Kirche entfernt, erhebt sich vor der Altstadt draußen das Gebäude, welches mich zum Ehrenbürger von Radolfzell machte.

Es ist ein Bau aus den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts und sieht heute noch so neu aus wie damals, als ich eintrat.

Der Löwenkopf mit dem Kettenring zwischen den Zähnen grüßt am Portale wie ehedem.

Die guten Gefangenwärtersleute aber, welche mich einst hier aufnahmen und so liebenswürdig gegen mich waren, der alte, feinsinnige Klausmann und seine gesprächige Frau, sind längst in einer anderen Welt.

Sein Nachfolger, ein civilversorgter Feldwebel, führte mich, wohin ich wollte. Da er meine Zelle nicht kannte, suchte ich sie selber, hoch oben im dritten Stockwerk.

Als hätte sie sich geputzt zu meinem Empfang oder noch nie ein Gefangener sie betreten, so neu sah sie aus; ganz frisch getüncht und gescheuert. Aber sie kam mir viel enger und viel strafmäßiger vor als damals. Auch das Fenster, vor dem ich so oft auf dem Stuhl gestanden, schien mir viel weiter oben und viel schwerer für eine Aussicht erreichbar. Und doch war, von der frischen Tünche abgesehen, nichts verändert worden.

Fürwahr, heute würde ich närrisch werden,

wenn ich mich in einem solchen Raum müßte einsperren lassen. Doch damals war ich 36 Jahre alt, und heute bin ich 63 und ein alter, übernervöser Mann.

Wehmütig und stille schaute ich in die Zelle hinein und zurück in jene Zeit, da ich sechs Wochen sorgenlos und leichten Sinnes hier zubrachte.

Wieder unten angekommen, sprach ich auch die jetzige Gefangenwärterin, eine schneidige, resolute Rastatterin, die mir gar wohl gefiel nicht bloß, weil sie aus Rastatt ist, sondern auch ob ihres energischen Wesens. Wenn diese „Dame" allein die Gefangenen zu überwachen hätte, ihr ginge sicher keiner durch.

Dort drüben im Hofe des Gefängnisses machten meine jetzigen Kollegen Holz wie ehedem, da ich ihren Vorgängern Gesellschaft leistete beim Holzmachen und auch selbst oft die Axt handhabte.

Sie kamen, da ich mit der wackern Rastatterin sprach, eben von der Arbeit herüber, weil Essenszeit war. Ich stellte mich ihnen vor als einen, der auch schon hier gewesen sei und Holz gemacht habe.

Sie glaubten, ich treibe Spaß mit ihnen, und zogen bitter lächelnd weiter, ihren Zellen zu.

Der letzte von ihnen fiel mir auf. Es war ein älterer, gut gekleideter Mann mit einer so unglücksvollen, bittern Miene, daß ich den Gefangenwärter fragte, warum derselbe hier sei.

„Er hat," so lautete die Antwort, „im Wald Reifstecken geholt und bekam dafür einen Tag Gefängnis. Das geht ihm zu Herzen."

Armer Mann von Liggeringen — so heißt sein Wohnort — dachte ich, gehörtest du einem „Ring" von Großindustriellen an, der seinen Mitmenschen Millionen aus der Tasche preßt, oder verübtest du Börsenmanöver, durch welche Hunderttausende ihr sauer verdientes Geld verlieren, dann könntest du Geheimer Kommerzienrat und Freiherr werden. Oder würdest du, um Goldminen zu bekommen, ein ganzes Volk vernichtet haben, du könntest in England Staatsminister à la Chamberlain sein!

So aber hat der biedere Mann einige Haselgerten im Wald geschnitten und wird eingesperrt als Frevler an fremdem Eigentum.

Doch hieran ist der Richter, der ihn verurteilt hat, nicht schuld. Er hat eben das Gesetz angewendet; aber für Riesen-Diebstähle und Völker-

morde giebt es noch kein Strafgesetz auf dieser schönen Erde, auf welcher Wahrheit und Gerechtigkeit nur als Redensarten Geltung haben.

Der Löwenkopf mit dem Ring am Portale meiner Radolfzeller Ferienkolonie soll offenbar die Gerechtigkeit symbolisieren, die mit löwenhafter Kraft und Treue die Verbrecher in Banden legt.

In unseren Tagen ist aber die Gerechtigkeit vielfach keine Löwin mehr, die ihre Pranken den Elephanten in den Nacken schlägt; sie gleicht, die Frevel im großen angesehen, eher einer alten Spinne, die Mücken fängt. —

Seit meinen Gefängnistagen hatte ich nicht mehr aus der Küche der guten Schwester Emma gespeist. Heute nun gab sie mir ein Mahl, das für einen Fürsten zu köstlich gewesen wäre, und ihr Bruder kredenzte dazu Traminer aus seiner Vaterstadt Ettenheim im Breisgau.

Bisher kannte ich das Rebenblut von Ettenheim nur durch einen gelegentlichen Trunk beim „Höhwirt" auf der Wasserscheide zwischen Elz, Kinzig und Schutter. Und obwohl der Höhwirt versichert, sein Wein sei so, wie ihn Gott im Himmel wachsen läßt, fand ich ihn jeweils sehr herb.

In Radolfzell wurde ich eines andern belehrt und fand, daß in „Ettene“ ebenso geistreicher Wein gerät, wie es eine Reihe geistvoller und kluger Männer erzeugt hat.

Zu diesen zählt natürlich mein heutiger Gastgeber auch, den ich während des Essens immer wieder anschauen mußte ob der Ruhe und Weisheit, die aus seinen Augen strahlen. Er ist der wahre Typus eines klugen Haushälters und eines vortrefflichen Landwirts, der stets seinen Samen nur dahin wirft, wo er weiß, daß er aufgeht und Früchte bringt.

Unsereiner sät in den Wind und erntet Sturm, oder er wirft andern Leuten Steine in die Gärten und hat darum weder Ehren, noch Titel, noch Würden, noch Geld, während Freund Werber an all diesen Dingen reich ist. —

Während des Essens sprachen wir von jener längst vergangenen Zeit, da wir beide noch in Waldshut beisammen waren. Werber hat ein wunderbares Gedächtnis für meine damaligen Anschauungen und Aussprüche. So erinnerte er mich wieder an eine meiner damaligen seelsorgerlichen Thaten, die ich gänzlich vergessen hatte und die ganz den jungen Hansjakob kennzeichnet.

Ein Mädchen vom Lande, das mich öfters in der Bergkaplanei-Kirche hatte predigen hören, kam zu mir auf meine Stube und trug vertrauensvoll das Folgende vor: „Sie möchte gerne heiraten, aber in ihrem Gebetbuch stünde eine so große Lobrede auf die Jungfräulichkeit, daß sie immer wieder Bedenken bekomme, das auszuführen, was sie selbst und ihre Eltern wünschten. Ein braver Bursche, der ihr wohl gefalle, habe um sie angehalten; aber sie könne keinen Entschluß fassen, weil ihr jeden Sonntag, wenn sie in der Kirche ihr Gebetbuch aufmache, das Gebet über die Jungfräulichkeit in die Augen komme und sie wieder stutzig mache.“

Ich ließ mir nun das Gebetbuch geben, riß das Blatt, welches die Skrupeln hervorrief, heraus und gab der Heiratslustigen das Buch zurück mit den Worten: „So, Jungfer, das Gebet will ich für mich behalten, und Ihr geht jetzt heim und heiratet.“

Glücklich über diesen Rat ging das Mädchen von dannen. Nach einem halben Jahr begegnete ich ihr wieder auf der Straße. Sie kam auf mich zu, gab mir die Hand und sprach: „I dank

au vilmol für Eure guate Rot; i han Euch g'folget und bin ganz glücklich."

Und ich war auch froh, zu diesem Glücke beigetragen zu haben. —

Gegen Ende des festlichen Mahles kam noch Freund Flum von Böhringen, um mir den Besuch, so ich ihm am Morgen hatte machen wollen, alsbald zurückzugeben. Er erbot sich auch, mich eine Strecke auf meiner Weiterfahrt zu begleiten, während der eifrige Pfarrherr von Radolfzell sich in den Beichtstuhl begab.

Um vier Uhr des sonnigen Nachmittags verließen wir das schöne Städtchen und fuhren wieder vom See weg in den Hegau hinein — auf mir bisher unbekannten und gänzlich verlassenen Wegen.

Ich traf auch heute von Beuren an der Aach bis Ueberlingen nicht einen einzigen wandernden oder reisenden Menschen.

Die Bahn zieht seit zwei Jahren selbst durch den Winkel, den ich diesen Nachmittag zu durchfahren habe, und verödet die Landstraße völlig.

Freund Flum ist hier überall daheim und konnte mir alles zeigen und erklären. Aber er sprach auch von andern, von kirchlichen und politi-

schen Dingen so klar und vernünftig, daß ich meine helle Freude an seinen Anschauungen hatte. —

Das Land, das ich hier zum erstenmal sehe, hat trotz der Nähe des Bodensees noch ganz den Charakter des übrigen Hegaus: waldige Hügel und unter ihnen fruchtbares Land.

Zwischen den Dörfern Güttingen und Stahringen zeigt sich die malerische Ruine Homburg. Die Ritter dieses Namens müssen ordentliche Leute gewesen sein, denn die Bauern der genannten Dörfer, sowie die des benachbarten Espasingen, welche denen von Homburg als Leibeigene gehörten, waren nebst den Bauern von Bodman die einzigen im Hegau, die den großen Bauernaufstand 1524 nicht mitmachten und ihren Herren treu blieben. Sie hatten deshalb viel von ihren aufrührerischen Kollegen zu dulden.

In Espasingen verließ mich der Pfarrherr von Böhringen, um mit der Bahn wieder zurückzufahren. Ich bekam aber gleich oberhalb dieses Dorfes einen Begleiter, der mich bis Ueberlingen nicht mehr verließ und mir viele Freude machte, weil wir gute, alte Bekannte sind. Es war der Bodensee, der in seinem nördlichen Arm majestätisch wie ein Riesenstrom mit seinen hellgrünen Wassern daherflutete.

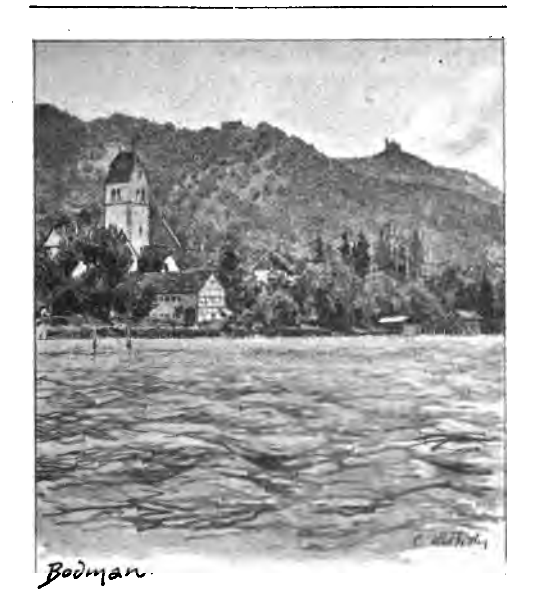
Was ist es doch ein ganz anderes Leben in der Natur, wenn flutende Wassermengen sie durchziehen!

Das Wasser ist ja das Blut der Natur, und wenn ihr Odem, die Luft, dieses Blut wallen macht, so fühlen wir uns viel verwandter mit dem All als da, wo dieses Leben fehlt.

Selbst die Städte und Dörfer an einem See werden von den Wassern belebt. Auf Bergen giebt die luftige Höhe, das mehr Licht, den Ortschaften einen eigenen Reiz, an großen Wassern verleiht ihnen die Flut lebendigeres Aussehen.

Wie lieblich liegt nur das alte Potamum (Bodman) mit seiner malerischen Burgruine drüben am andern Ufer. Kein Wunder, wenn schon die fränkischen Könige und Kaiser hier einen Palast sich erbauten. Karl der Große und Ludwig der Fromme urkundeten daselbst, und die alemannischen Hochpatrioten, Erchanger und Berthold, riefen im Jahr 912 hierher alle Grafen Alemanniens, um mit ihnen zu beraten, wie ihr Land wieder selbständig werden könnte.

Kein Wunder, wenn der ganze See seinen Namen von diesem Kaisersitz erhielt und nicht



bloß dem Volk zu Ehren das schwäbische Meer, sondern auch der Bodman-See benamst wurde.

Kaiser Rudolf von Habsburg verpfändete 1277 die alte Kaiserresidenz an einen Ritter Hans von Bodman, der im Binnenland des rechten Seeufers auf einer Burg Hohen-Bodman saß. Sein Geschlecht blüht zur Stunde noch in und außerhalb

von Bodman, selbst in Frankreich, in zahlreichen Trägern dieses Namens.

Die heutigen Herren von Bodman sind, so weit ich sie kenne, liebenswürdige Leute, und das müssen auch schon ihre Ahnen gewesen sein. Im Bauernkrieg blieb ihnen, wie schon erwähnt, das Dorf Bodman treu und wurde dafür am 20. Mai 1525 von den Hegauer Bauern überfallen. Von diesen schreibt ein Chronist jener Tage: „Sie haben großen schaden thon, nemlich in dem Dorf Bodman, da haben sy allen hußrott uf ain ort getragen und den verbrennt, nix uß genommen.“ —

Im nördlichsten Winkel des Seearms liegt gar still und malerisch das Dorf Ludwigshafen, seit den zwanziger Jahren zu Ehren des Großherzogs Ludwig so getauft. Vorher hieß es Sernatingen und hätte diesen alten Namen auch behalten sollen.

Doch ging es der alten Reichsstadt Buchhorn am Bodensee auch nicht anders. Wohldienerei und Byzantinismus verwandelten auch sie in Friedrichshafen.

Im Bauernkrieg meuterten in Sernatingen sechshundert See-Bauern, weil sie nicht mit ihren

Herren und mit den Städten Ueberlingen, Meersburg, Ravensburg und Pfullendorf gegen ihre aufrührerischen Standesgenossen im Hegau ziehen wollten. Sie sagten, „ihr spyß die wollten keinen puren stechen." Die ehrsamen Bürger der genannten Städte umzingelten die wenig kriegsgewandten Bauern, zwangen sie zur Uebergabe und enthaupteten am folgenden Tage in Sernatingen sieben Rädelsführer.

Anno 1809 schlugen auch die Sernatinger Bauern los gegen den König „Herodes", weil sie wieder österreichisch werden wollten.

Heute liegt dieser Seewinkel so friedlich und so gesegnet vor meinen Augen, und die Wellen des Bodensees murmeln so sanft in diese friedliche Stille — als ob hier nie Krieg und Unfrieden geherrscht hätten. —

Auch in Ludwigshafen wollte ich den Pfarrherrn besuchen, erfuhr aber unterwegs schon, daß er verreist sei, um drunten im Schwarzwald irgendwo eine Festpredigt zu halten.

Pfarrer Scherer von Sernatingen ist ein weitgereister Mann, der schon Amerika gesehen hat und auch in die Zunft der schriftstellerischen Pfarrer gehört. —

Der Weg von Sernatingen bis Ueberlingen am See hin, den ich zum erstenmale machte, ist heute wunderbar schön. Links die rollenden grünen Wasser und rechts reizendes Hügelland, mit ganzen Wäldern von Kirschbäumen bedeckt. Diese Bäume sind derart mit reifenden Früchten behangen, wie ich es nie gesehen. Sie glichen wahren Kränzen von Korallen, mit Laub durchflochten.

Am Golf von Neapel kann eine Fahrt nicht entzückender sein als die, welche ich heute von Sernatingen bis Ueberlingen machte beim prächtigsten Sonnenschein.

Man möchte es kaum glauben, daß gerade dieser Landstrich am Bodensee berüchtigt ist durch seinen sauren Wein. Das Dorf Sipplingen, dessen Traubensaft in Sprichwörtern verunglimpft wird, liegt so italienisch und so sonnig, daß man da einen Malvasier erwarten sollte. Nun gedieh aber hier bis in die neueste Zeit ein Säuerling, dem die „Seehasen“ nachsagen, er ziehe Löcher in Kleidern und Strümpfen zusammen, und die Weiber von Sipplingen brauchten, statt die Strümpfe zu stopfen, nur einige Tropfen Wein in deren Löcher zu gießen; ferner, wenn einer abends Sipplinger ge-

trunken, müsse er sich nachts öfters im Bette umwenden, damit die Weinsäure ihm nicht den Magen durchfresse.

Es ändern sich eben nicht nur die Zeiten und die Menschen, sondern auch der Wein. Im Mittelalter wuchs in Sipplingen der beste Wein am ganzen Bodensee, was schon deshalb glaublich, weil ganz in seiner Nähe die Burg Hohenfels lag und Burkart von Hohenfels ein Minnesänger war und zwar der bedeutendsten einer. Minnesingen kann aber ein Dichter nicht, wenn er statt Wein Essig trinken soll. —

Hier und in diesem ganzen Seewinkel waren die meisten Pfahlbauten im schwäbischen Meer. Diese Pfahlbauten und ihre Bewohner interessierten mich schon, als ich noch droben im ehemaligen Pfahlbautendorf Hagnau pastorierte.

Die Pfahlbau-Menschen hatten von der Kultur gerade genug, um viel zufriedener und glücklicher zu sein als die heutigen Ueber-Kultur-Sterblichen.

Sie unterschieden sich von den ältern „Renntiermenschen", die ausschließlich Jäger waren, dadurch, daß sie die echteste und notwendigste Kultur betrieben, den Ackerbau.

Sie waren Jäger, Fischer und Bauern zugleich. Ihre Intelligenz und ihr Scharfsinn waren aber weit entwickelter als bei den Kulturbauern unserer Tage.

Ihre Wohnungen zum Schutz gegen wilde Tiere und gegen beutegierige Waldmenschen des Binnenlandes auf Pfähle in den See zu stellen, ihre Waffen und Werkzeuge aus Stein und Horn zu sägen, zu bohren und zu schleifen, dem Höhlenbär, dem Elen, dem Ur, dem Hirsch damit beizukommen — das alles erforderte mehr Mühe und Scharfsinn und Nachdenken, als ein heutiger Dorfbürgermeister und Bezirksrat entwickelt und kundgiebt.

Trotzdem lebten jene Pfahlbauern viel besser als der heutige Kulturmensch untern Ranges. Ihre Frauen bauten Weizen und Spelz und buken ein gutes Brot; die Männer weideten Schafe und Rinder, holten sich Bärenbraten in den Wäldern, Wasservögel in den Schilfhainen des Sees, und die Fische fingen sie, ohne ihre Stube zu verlassen.

Die Pfahlbau-Menschen warfen ja alle Abfälle gleich unter ihren Wohnungen ins Wasser, und dies zog die Fische von selbst an, die in Menge stets unter den Schilfrohrhütten sich aufhielten.

Merkwürdig ist, wie ich selbst oft beobachtet habe, daß die Fische sich heute noch gern bei den Resten der einstigen Pfahlbauten aufhalten. Ja, die Fischer am See machen noch derartige Pfahlgruppen, um die Tiere dahin zu locken.

Das spricht glänzend für Darwin und für den vererbten Instinkt. Weil ihre Ahnen vor 4000 Jahren sich stets bei den Pfahlbauten ihre Nahrung holten, suchen die heutigen Fische ihre Speise, wenn auch vergeblich, an der gleichen Stelle. —

Wie schön muß das Leben gewesen sein bei diesen von der Kultur noch unbeleckten Pfahlbau-Menschen!

Am Morgen, wenn die Sonne aufging und die Wasserfläche versilberte, verehrten sie die Gottheit nach dem Maße ihrer Erkenntnis und beteten das Licht an. Dann gingen sie ihrem Tagewerk nach: die einen gondelten in ihren „Einbäumen“ in den Schilfen umher und erlegten mit Bogen und Pfeil Wasservögel; die andern jagten den Bären, den Ur und den Hirsch, und die dritten führten ihre gezähmten Haustiere auf die Hochebene über den Hügeln zur Weide.

Am Abend, wenn die Sonne unterging und

die Nacht den See überzog, lagerten sie um das Feuer, aßen ihre Braten, tranken ihre Milch und bearbeiteten Horn oder Stein. Die Frauen saßen am Spinnrocken oder am Webstuhl und spannen und woben den selbstgezogenen Flachs.

Dabei hatten jene Bauern keine Sorgen, weil keine Schulden und sonst keine Lebensnot. Es gab keine herzlosen Gläubiger, keine Gerichtsvollzieher, keine Zahlungsbefehle, weil es kein Geld gab und die damaligen Menschen nichts wußten von diesem größten sozialen Uebel.

Und wenn es je eine Zeit gegeben hat, in welcher die Geschichte der Menschheit glücklich und herrlich zu nennen ist, so war es die geldlose Zeit.

Es existierten damals keine Geldkönige und keine Börsenspekulanten, auch keine mit Millionen dotierte, regierende Fürsten, aber auch keine Anarchisten und keine Sozialdemokraten.

Das ganze Wissen der Pfahlbau-Menschen ging darauf hinaus, eine ordentliche Steinaxt und einen Einbaum fertigen zu können. Von Welträtseln wußten sie rein nichts und von deren Lösung gerade so viel wie die heutigen Weltweisen, d. h. abermals nichts.

Aber sie kannten auch keinen Weltschmerz. Sie ließen Gottes Wasser über Gottes Land laufen, schwammen darauf im Einbaum und nahmen Leben



Heidenlöcher.

und Sterben, wann und wie sie kamen. Das aber heiße ich glücklich sein. —

In dem Weiler Goldbach, der eigentlich die malerische Vorstadt von Ueberlingen bildet, sah

ich in den Molassefelsen auch die Landresidenzen der Seebauern aus der Steinzeit.

Diese sogenannten „Heidenlöcher", hoch oben in das weiche Gestein eingehauene Höhlen, dienten den Pfahlbauern offenbar als Wohnstätten im Winter oder als Zufluchtsorte in besonders gefährlichen Kriegszeiten. Wenn ein neuer Stamm aus dem Innern des Landes daherflutete und ein Kampf ums Dasein und ums Dableiben zwischen alten und neuen Kelten losbrach, mochten diese Höhlen trefflichen Schutz bieten. —

Aus meinen Gedanken über die Pfahlbauzeit wurde ich erst aufgerüttelt, als ich in Ueberlingen einfuhr und die neuen Prunkbauten sah, mit denen die Stadt sich geziert hat, seitdem ich sie nicht mehr betreten habe.

Amthaus, Amtsgericht und ein halb Dutzend Villen zeigen grell, die einen durch ihre Namen und ihre Protzenhaftigkeit, die andern durch ihre elegante Bauart, daß zwischen ihnen und den Pfahlbauten im Bodensee ein Zeitraum von vierzig Jahrhunderten liegt.

Es ging mir bei der Einfahrt in Ueberlingen

wie bei der in Radolfzell. Ich glaubte in eine große Stadt von wenigstens 40000 Seelen einzufahren, so vornehm und so großstädtisch sah alles aus. Und doch hat Ueberlingen kaum 4000 Einwohner. Aber die einst mächtige, alte Reichsstadt schaut noch aus vielen Gebäuden uns an, und dazu drückt die Neuzeit ihre bekannte Großmannssucht ihren Schöpfungen auch in kleinen Städten auf; drum scheinen sie mehr und größer als sie sind.

Man kann ja heutzutag die Menschen nicht mehr unterscheiden nach den Kleidern, denn Arbeiter, Bürger und Herren tragen sich gleich elegant nach der Pariser Mode. So haben auch kleine Städte vielfach die Uniformen der großen angezogen, und selbst auf Dörfern sieht man Schul- und Rathauspaläste wie in Städten.

Auch das alte Pfarrhaus von Ueberlingen, in dem ich bisweilen verkehrt, steht nimmer, und in einer neuzeitigen Villa wohnt mein heutiger Gastfreund, der Stadtpfarrer von Rüpplin, bei dem ich gegen acht Uhr des Abends Einkehr halte.

Am 24. Juni.

Ich dachte heute nacht lebhaft an den verstorbenen Pfarrer von Ueberlingen, an meinen Freund Ferdinand Eisen. Er hatte sich jahrelang bemüht und gefreut, ein neues Pfarrhaus zu bekommen. Er erlebte die Freude, aber nur kurz, dann holte ihn der Tod.

Eisen war einer jener Menschen, die immer seltener werden; er hielt in allem etwas auf sich selbst, warf sich deshalb nicht weg und hatte einen geraden Rücken.

Sein Nachfolger, Baron von Rüpplin, war auch einst der meinige in Hagnau, wo er ein Jahr als Verweser amtierte, um dann einem ältern Pfarrer zu weichen.

Der Adel im Klerus taugt sonst nicht viel, weil die Herren in der Regel meinen, es sei eine Herablassung, wenn sie in den Priesterstand, dem heutzutag meist nur bürgerliche und bäuerliche Elemente sich widmen, — einzutreten geruhen.

Rüpplin ist eine hervorragende Ausnahme. Er läßt den Baron nicht durchblicken weder in Gebärde und Haltung, noch in Rede und Redens-



Überlingen.

art. Aber er ist in seiner Gesinnung und in seinem Thun ein wirklich vornehmer Mann, der nur fast zu bescheiden sich giebt.

Ich halte es nicht für gut, wenn der Klerus sich aus den obern Regionen rekrutiert; aber ebensowenig sollte er seinen Ersatz zu tief unten suchen, im Proletariat.

In unsern Tagen ist das letztere nicht selten der Fall. Die Söhne der bessern bürgerlichen und bäuerlichen Kreise studieren jetzt meist nicht mehr Theologie aus Gründen, die leider nicht bloß auf der religiösen Gleichgültigkeit unserer Zeit fußen, sondern auch auf Zuständen innerhalb der Kirche selbst. —

Es ist Sonntag heute, ein echter, lichter Sommersonntag. Ich gehe um acht Uhr hinüber ins Münster, um die hl. Messe zu lesen.

Ich weiß nicht, hatte ich früher weniger Kunstsinn, aber es ging mir wie in Radolfzell, nur in erhöhtem Maße. Das Innere des Münsters machte auf mich durch seine großartigen, weiten Verhältnisse den mächtigsten Eindruck.

Die alten Ueberlinger haben aber auch mehr denn zwei Jahrhunderte gebraucht, um diesen

gotischen Bau herzustellen, ohne ihn zu vollenden.

Daß die heutigen Ueberlinger in letzter Zeit sich alle Mühe geben, den nach dem Ulmer Münster bedeutendsten Bau in schwäbischen Landen auszubauen und zu restaurieren, gereicht ihnen zur Ehre, und es ist nur zu wünschen, daß sie zum Ziele gelangen.

Da ich nicht als Kunstschriftsteller reise, wozu ich auch das Zeug nicht habe, sondern als Luftkurfahrer, so begnügte ich mich nach meinem Gottesdienst damit, noch den Hochaltar zu betrachten.

Ein herrlicheres Altarwerk hat die Spätrenaissancezeit wohl nicht aufzuweisen, als diesen kühn aufgebauten, wunderbar durchgearbeiteten Hochaltar. Die Verkündigung, die Geburt des Weltheilandes, die Krönung Marias, Christus am Kreuze und eine Anzahl Heiligenfiguren sind auf ihm in Holzbildwerken dargestellt.

Von 1613—1634 arbeitete der Ueberlinger Bürger und Bildhauer Joseph Zirn an dem gewaltigen Kunstwerk und erhielt dafür 1200 Gulden, etwas über 2000 Mark.

Der Mann verdiente als Künstler ein Denk-

mal in seiner Vaterstadt oder mindestens eine Verewigung durch einen Straßennamen.

Hätte ein Ueberlinger anno 1870 einige französische Kanonen oder einen kaiserlichen Adler erobert, er wäre sicher in Erz oder Stein verewigt worden. Hier an diesem Hochaltar ist aber mehr als ein tapferer Soldat — hier ist ein Held des Geistes und der Kunst.

Ich bin sicher, daß der Künstler sich in irgend einer Figur des Altars porträtiert hat; es wäre also leicht, ihm eine Büste zu setzen in unserer denkmalsfreudigen, byzantinischen Zeit. —

Gerne wäre ich durch die Straßen der durch ihre vielen alten Gebäude so reizvollen Stadt gegangen; aber laufen kann ich eben nicht weit, und fahren wollte ich nicht. Es paßt nicht für einen Pfarrer, am Sonntagmorgen durch Straßen und Gassen zu kutschieren, obwohl mich jedenfalls fast niemand erkannt haben würde.

Ich war in den fünfzehn Jahren, die ich am Bodensee verlebte, nicht zehnmal in Ueberlingen, weil ich selten über das Weichbild meiner Pfarrei hinausging und so kleine Ausflüge nie gerne gemacht habe. Am meisten kam ich während der Kultur-

kampfzeit dahin, weil Amt und Gericht mich politischen Sünder öfters zitierten. —

Da ich nicht weiterfahren wollte, ehe der Hauptgottesdienst zu Ende war, besuchte ich während desselben zwei dienstfreie Mitbrüder und Kapläne, die unweit vom Pfarrhaus ihre wohnlichen Benefiziumshäuser haben.

Benefiziat Scherer, der zu gleicher Zeit wie ich Theologie studierte, lebt schon viele Jahre in Ueberlingen. Der feine, stille Mann war erfreut, einen alten Studiengenossen wieder zu sehen. Und als ich ihm sagte, er sehe so frisch und jugendlich aus, meinte er, daran sei das Roman Weißmannsche Schlagwasser schuld, das er seit langem benütze.

Er gab mir einen Prospekt und empfahl mir dieses Nervenwasser auch gegen die Schwäche meiner Bewegungsnerven.

Ich habe es seitdem fleißig angewandt, aber noch keine merkliche Besserung verspürt. An einem alten, knorrigen Baum ist in der Regel Hopfen und Malz und drum auch das Weißmann'sche Schlagwasser verloren. Da kann nur der gründlichste Doktor helfen, und das ist der Altmeister Tod. —

Der andere Benefiziat ist ein junger, stattlicher Herr, der noch das Glück hat, seine Eltern bei sich zu haben. Ob er dieses Glück fühlt, weiß ich nicht. In der Regel schätzt man die Eltern erst, wenn sie nicht mehr sind.

Ich gäbe meine rechte Hand darum, wenn ich meine Eltern nur für zwei Tage lebend in meinem Hause haben könnte.

Der glückliche Kaplan sagte mir, daß am heutigen Sonntag die echten, alten Ueberlinger ein eigenartiges Fest begingen. Sie feierten nämlich den Jahrestag der Johannes-Bruderschaften oder, wie sie auch heißen, der Nachbarschaften.

Diese bestehen darin, daß die Bewohner einer Gasse einen Verein bilden, der den Zweck hat, in christlicher Liebe zu verkehren, in christlichem Frieden mit einander zu leben und alle gemeinsamen Interessen zu wahren. Die Frauen und Kinder der einzelnen Familien sind ebenfalls Mitglieder.

Jedes Jahr nun versammeln sich die einzelnen Nachbarschaften an einem Sonntag nach gemeinsamem Kirchgang zu einem Trunk, wobei, falls seit dem letzten Beisammensein eine Zwietracht

entstanden und fortgedauert hätte, eine allgemeine Versöhnung stattfinden muß.

Es giebt sechs solcher Bruderschaften in Ueberlingen, die seit 100—200 Jahren bestehen und mehr oder weniger Stiftungskapitalien haben, aus denen der Liebestrunk bestritten wird.

Die größte ist droben „im Dorf", wo noch die bäuerliche Bevölkerung wohnt. Sie versammelt sich in ihrer alten, gotischen Kapelle zum heiligen Jodok am Morgen zum Gebet und am Nachmittag in einer schön geschmückten Scheune zu einem förmlichen Liebesmahl, zu dem jede Familie ihre Gaben mitbringt.

Bei den wackern Dörflern existiert auch noch die Zunft der Rebleute, welche bei festlichen Gelegenheiten ihren „Schwerttanz" in alter Bauerntracht aufführt. —

Vor der Abfahrt trat ich noch hinüber zu dem auf dem Münsterplatz stehenden Denkmal des Pfarrers Wocheler. Es wirkt mit der weißen Marmorbüste des Gefeierten so licht auf dem Platz, daß es mich unwillkürlich hinüberzog.

Ich habe noch nie aus einem Menschenantlitz so viel Güte, Freundlichkeit und Frohsinn leuchten sehen, wie aus dieser Porträtbüste Wochelers.

Wer dieses Gesicht sieht und des Mannes Wahlspruch darunter liest: „Seid immer frohen Mutes“ — der glaubt gerne, daß dieser Spruch bei Wocheler ein Wahrspruch gewesen sein muß.

Als Bauernsohn in dem weinreichen Dörfchen Ballrechten, unweit Freiburg, geboren, trat er in das St. Georgen-Kloster zu Villingen ein und wurde Benediktiner.

Als das Kloster 1810 aufgehoben wurde, trat er in die Reihen der Weltgeistlichen und war bis 1817 Pfarrer in dem lieblichen Schwarzwalddorfe Kappel bei Freiburg und dann in Thiengen im Klettgau.

1820 kam er nach Ueberlingen und wirkte hier bis zu seinem Tod 1848, wirkte im kirchlichen Geiste jener Zeit für Volksbildung und Humanität und zog durch seine Liebenswürdigkeit, Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft alles an.

Zu seinem hundertsten Geburtstag setzten ihm die dankbaren Ueberlinger dieses Monument.

Ich beneidete heute den beliebten Mann um seinen Wahlspruch: „Seid immer frohen Mutes“ und gönnte ihm von Herzen diesen Gedenkstein an seine Menschenfreundlichkeit, die aus

allen Zügen seines schönen, echten Pfarrersgesichtes leuchtet.

Wocheler war ein Freund Wessenbergs und Zschokkes, des bekannten Verfassers der „Stunden der Andacht", des beruhigendsten, bequemsten und beliebtesten Erbauungsbuches in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Ich bin weit entfernt, Männer wie Wessenberg, Zschokke und ihre zahlreichen Anhänger in der Geistlichkeit irgendwie zu tadeln. Sie waren alle Kinder ihrer Zeit, Kinder der Revolution auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft. Sie hatten so viel Blut und Haß und Brutalität erlebt und gesehen, daß sie vor allem daran dachten, die Menschlichkeit und die Liebe wieder in die Gesellschaft zurückzubringen.

Daß sie dabei auf dem religiösen Gebiet umstürzlerisch und zu radikal vorgingen, ist zu bedauern, weil sie den positiven Glauben schädigten; aber es ist erklärlich. Die Freigeisterei, die Freimaurerei und die Umwälzungen des 18. Jahrhunderts waren schuld daran.

Alle diejenigen, welche heute Wessenbergianer à la Wocheler verurteilen, wären, so sie damals

gelebt hätten, zweifellos selbst auch das geworden, was sie heute verurteilen; denn die allermeisten Menschen werden und sind das, was Zeit und Erziehung aus ihnen macht.

Die Geistlichkeit ist heute kirchlich korrekter als damals, aber sie hat bei weitem nicht mehr den Einfluß auf die Gebildeten und auf das Familienleben, wie die alten Wessenbergianer ihn hatten.

Freilich war daran ihr humanes, vielfach zu tolerantes, feines Wesen nur zum Teil schuld. Es herrschte in jenen Tagen überhaupt noch mehr religiöser Sinn in den bessern Kreisen der Gesellschaft.

Heute — ich habe dies schon oben erwähnt — heute, wo die Naturwissenschaften mit ihrer Afterweisheit und trotz ihrer Ignoranz den Welträtseln gegenüber so vielen den Glauben an höhere Ideale genommen haben, heute würden auch die Wessenbergianer bei unseren sogenannten Gebildeten nur noch „als gute Gesellschafter“ geschätzt werden. —

Nach zehn Uhr setzte ich meine Fahrt fort. Sie führte mich durchs „Dorf“, das mit seinen reizenden, alten Häusern auf luftiger Höhe gelegen ist.

Was für eine malerische Stadt, so dachte ich, muß dies Ueberlingen in vergangener Zeit ge-

wesen sein, als noch seine acht Thore und seine fünfzehn Wehrtürme stunden und zwischen ihnen die am Seeufer beginnenden und an einem felsigen Hügel sich hinaufziehenden Kirchen, Kapellen, Patrizier-, Bürger- und Bauernhäuser!

Erst als ich weit von der Stadt entfernt war, fiel es mir ein, daß ich eigentlich heute hätte dableiben und die Johannesbruderschaften beim Trunk besuchen sollen.

Es reute mich, es nicht gethan zu haben; aber wieder umzukehren, wenn man sich schon verabschiedet, ist nicht jedermanns Sache. —

Ich hatte mir von Anfang meiner Wagenfahrt an vorgenommen, Wanderer, die mir begegneten, zum Mitfahren einzuladen, um Menschenstudien machen zu können.

Leider bekam ich dazu viel seltener Gelegenheit, als ich geglaubt hatte, weil die Straßen noch verlassener waren, als ich wähnte.

Heute nun traf ich vor Ueberlingen draußen auf einsamer Landstraße eine junge Dame, nach der neusten Mode gekleidet. Der elegante Sonnenschirm fehlte dabei ebensowenig als die braunen Glacéhandschuhe.

Ich lud sie, da es glühend heiß auf der Straße war, ein zum Mitfahren. Sie nahm es gerne an, und als sie mir gegenüber saß, sah ich, daß ich ein weibliches Wesen von orientalischer Schönheit eingeladen hatte.

Es ist ein Bauernmädchen aus einem kleinen Weiler, der zwischen Ueberlingen und Salem auf einsamer Höhe liegt. Es war noch nie mehr als einige Tage außerhalb seines Geburtsorts, wußte sich aber derart manierlich, ernst und vornehm zu benehmen, daß ich nur staunen mußte.

Ich dachte an die Worte Napoleons: „Es ist eine wie die andere. Sie sind immer wie auf dem Theater." So spielte auch das Mädchen von Deisendorf seine Rolle in so plötzlich veränderter Situation ganz vortrefflich. Wenn es eine höhere Töchterschule absolviert hätte und in einem Pensionat erster Güte erzogen worden wäre, es hätte sich nicht geziemlicher und würdiger benehmen können.

Es ist in Ueberlingen gewesen, um für einen Bruder einen Strohhut zu kaufen, und eilt jetzt heim, um den Eltern zu helfen beim Heumachen.

Von Freiburg und vom Schwarzwald herauf=

gekommen, wo die Landmädchen noch Volkstracht tragen, mußte ich mich angesichts der eleganten Deisendorferin wieder erinnern, daß die Dorfschönen am Bodensee nach Pariser Mode sich kleiden.

Da, wo der Weg hinaufzieht zu ihrem Weiler, bat die junge Dame, halten zu lassen. Sie stieg aus, bedankte sich und eilte flüchtigen Schrittes davon. Alles das that sie mit solchem Chic, daß ich mir sagte: „Es giebt eigentlich keinen Unterschied zwischen einer Hofdame und solch einem Bauernmädchen, höchstens den, daß das letztere schöner und gesünder ist.“ —

Durch herrlichen Tannenwald, welchen das Sonnenlicht durchzitterte, fuhr ich weiter der großen Thalmulde zu, die den Namen vom einstigen Cisterzienserstift Salem trägt.

Es war gerade die Mittagsstunde, als ich in die alte Klosterfreiheit einfuhr, welche vom „Münster“ und von den Abtei- und Konventgebäuden beherrscht wird.

Stiller Friede lag über der alten Kulturstätte, keine Menschenseele war sichtbar. Ich ließ bei der Kirche halten und betrat dieses eigenartige Heiligtum, das ich seit nahezu zwanzig Jahren nimmer gesehen.

Die Klosterkirche von Salem ist ein schöner, gotischer Bau aus dem 15. Jahrhundert, innen aber im 18. Jahrhundert mit zahlreichen Marmoraltären und Alabasterdekorationen im Rokokostil fast überladen — und doch reizend, reich und vornehm.

Man sieht hier, wie echte Kunst mit echter Kunst, welchen Stiles sie auch sei, sich so gut verträgt wie Gold neben Gold, das immer Gold bleibt, wenn es auch vielgestaltig nebeneinander liegt.

Man sollte aber bei diesen wunderbar schönen und vollendeten Alabasterbildwerken glauben, die ersten italienischen Meister jener Zeit müßten sie geschaffen haben. Sie werden darum um so bewunderungswürdiger, wenn man erfährt, daß sie die Schöpfung einfacher, biederer deutscher Bildhauer sind, des Meisters Georg Dürr aus Weilheim in Bayern und seines Schwiegersohnes Johannes Wieland. Beide waren in dem benachbarten Dorfe Mimmenhausen seßhaft.

Der Abt, der diese unvergleichlichen Arbeiten ausführen ließ, war Anselm Schwab, ebenfalls ein Bayer aus Füßen im Allgäu. Ich besitze ein lebensgroßes Porträt von ihm, das ich einst einem

Hebräer am Bodensee abgekauft, und betrachte oft diesen energischen Prälatenkopf, der sein Gotteshaus inmitten der wildesten Zopfzeit so originell und so kunstvoll geziert hat, nebenbei aber ein harter, selbstherrlicher Abt war. —

Beim Heraustreten aus der



Aus der Kirche zu Salem.

Kirche warf ich noch einen Blick hinauf zu der Pfarrwohnung, die im westlichen Klosterflügel sich befindet und in der, so lange ich am Bodensee war und noch lange hernach, mein Studiengenosse und Mitkinzigthäler Albert Bock aus Gengenbach gelebt hat.

War das ein guter, liebenswürdiger Mensch, dieser Pfarrer! Seine Rede war stets ja, ja. Widerspruch und Opposition kannte er nicht, und er hat in seinem ganzen Leben sicher nie ein Kind beleidigt.

Wenn ich von seiner Liebenswürdigkeit, Gutheit und Willensdreingabe nur das hätte, was er an diesen Tugenden zuviel besaß!

Da aber die besten Menschen nicht alt werden, so mußte auch der gute Albert ziemlich frühe sterben; Unkraut meiner Sorte aber lebt noch.

Ich weiß nicht, wo der Kirchhof von Salem ist, sah auch keinen beim Weiterfahren, sonst hätte ich den lieben Freund, der bei meiner ersten heiligen Messe als Subdiakon fungierte, auf seinem Grabe besucht.

Sicher hat er ohne mein Gebet den ewigen Frieden; denn wer so friedlich durchs Leben ging

und nie einen Feind hatte, wie er, der hat auch die ewige Ruhe im ewigen Lichte. —

Fünf Stunden von Salem, in südöstlicher Richtung entfernt, liegt auf einer Anhöhe das Dorf Adelsreute. Hier hauste ein Rittergeschlecht gleichen Namens. Der letzte dieses Stammes, Guntram von Adelsreute, übergab 1137 seine Besitzung Salmansweiler den Cisterziensermönchen von Lützel im Sundgau zu einem Kloster. Er dotierte seine Stiftung auch sonst noch, wurde selbst Mönch in derselben und starb 1138.

Der erste Abt, Frowin, war Dolmetscher des heil. Bernhard, des Stifters des Ordens von Cisterz, als er in deutschen Landen den Kreuzzug predigte.

Die Mönche nannten ihre Neugründung Salem und weilten hier fast sieben Jahrhunderte lang, bis ein Machtspruch des größten Sohnes der französischen Revolution sie vertrieb und ihr Kloster und dessen Besitzungen den nachgeborenen Söhnen des jeweils regierenden Großherzogs von Baden schenkte.

Gegen 60 Ortschaften mit 10000 zufriedenen Unterthanen stunden bei der Aufhebung unter dem Krummstab von Salem.

Die im Barockstil gebaute großartige Prälatur ist heute Sommerresidenz der Markgrafen von Baden, und in den übrigen Klostergebäuden wohnen ihre Beamten.

Ob diese Markgrafen auch sieben Jahrhunderte lang in ungestörtem Besitze von Salem bleiben werden, wie einst die Mönche von Cisterz, möchte ich — obwohl ich den Herren nichts Böses wünsche — daß bezweifeln. —

Dies dachte ich, als ich den Klosterhof verließ, um das Thal zu durchqueren und dann an der nördlichen Thalwand hinan nach Heiligenberg weiterzufahren.

Es ist ein herrlich Stück Erde, dieses Salemer Thal, vor nicht zu ferner Zeit zweifellos noch ein Arm des Bodensees. Die Mönche von Salem haben noch manche Spur desselben vertilgt und viel Land der Versumpfung abgerungen.

Heute kam mir im sonntäglichen Sommersonnenlicht und in der sonntäglichen Ruhe das Thal mit seinen grünen Matten, seinen dunkeln Wäldern, seinen zahllosen Dörfern, Weilern, Gehöften, Kirchen und Kapellen vor wie das Land der Seligen, weil in ihm kein Fabrikschlot sicht-



bar ist und weil durch dasselbe noch keine Lokomotive pfeift.

Seine Glanzpunkte sind: in der Tiefe die alte Abtei und auf der Höhe das Schloß Heiligenberg, das heute ins Thal herableuchtete wie ein funkelnder Diamant in einer smaragdenen Schale.

Auf der Straße, die zu ihm hinaufzieht, traf ich, trotz des Sonntags und trotzdem die Landleute aus der Ferne und in der Nähe gerne nach dem Heiligenberg Ausflüge machen, heute keinen Menschen. Alles war mit der Heuernte beschäftigt. —

Je höher ich hinaufkam, um so schöner gestaltete sich der Rückblick ins malerische Thal, dessen Bewohner den Frieden, der über ihnen liegt, nicht zu schätzen wissen, sonst würden sie nicht Himmel und Erde in Bewegung gesetzt haben, um eine Eisenbahn zu bekommen.

Ihr heißes Sehnen soll in Bälde erfüllt werden, und das Kulturroß wird auch durch dieses stille Thal keuchen und das erhoffte Glück erst recht nicht bringen.

Die Kurgäste in der Post zu Heiligenberg saßen schon an der Mittags-Tafel, als ich die Höhe erreicht hatte und vor dem Gasthaus abstieg.

Zu den unliebsamsten Dingen auf einer Reise gehört mir das Speisen an einer „table d'hôte". Aber ich konnte diesmal dem Schicksal nicht entgehen. Die Posthalterin, eine Riesendame, öffnete, als ich die Absicht kundgethan, bei ihr Mittag zu

machen, einfach eine Saalthüre und schob mich in ihre Kurgäste hinein.

Es ging dies so schnell, daß ich angesichts der tafelnden Menge nicht mit der Wirtin disputieren wollte. Ich hatte im Herfahren nicht mehr daran gedacht, daß Heiligenberg auch Luftkurort ist, sonst wäre ich sorgfältiger vorgegangen.

Ich erinnerte mich nachher auch, daß die Posthalterin eine Landsmännin von mir ist. Sie stammt aus dem Schappe, dem Vaterlande meiner Erzbauern, und ist die Tochter des „Valeri", einer in meiner Knabenzeit weithin bekannten Persönlichkeit. Um dieser Landsmannschaft willen verzieh ich es seiner Tochter, mich in eine Wolke von Kurgästen hineingetrieben zu haben.

Doch auch diese Wolke ging vorüber; aber kaum lag ich nach dem Essen im zweiten Stock auf einem Sofa, um Siesta zu halten, als es scharf anklopfte. Unwirsch sagte ich: „Herein!" — und unter der Thüre erschien der fürstlich fürstenbergische geistliche Rat, Hofkaplan und Monsignore Martin, mein Kursgenosse im theologischen Studium.

Als ich Lehramtspraktikant in Donaueschingen

war, amtete Martin als Vikar daselbst und zeigte dabei so viel feines, höfisches Wesen, daß er wenige Jahre später Hofkaplan wurde in Heiligenberg, der Perle aller fürstenbergischen Schlösser.

Hier oben sitzt er nun seit mehr denn dreißig Jahren, und das beweist, daß er nicht bloß ein Hofmann, sondern noch etwas viel höheres ist — ein Freund der Natur.

Monsignore Martin, ein Liebling von Fürsten und Fürstinnen, könnte längst Pfarrer in der fürstlichen Residenz an der Donau oder in Badens Hauptstadt sein. Er zieht aber das einsame, weltferne Heiligenberg, dessen Schloß nur wenige Monate einen Hof sieht, vor, weil er die Herrlichkeiten der Natur zu schätzen weiß. Und das stellt ihn hoch über alle Byzantiner und Streber. —

Wer ein Dichter ist und Bergpsalmen singen wollte, der braucht nur auf den Heiligenberg zu gehen. Hier weht Gottes Odem in der Natur wie selten irgendwo.

Zu seinen Füßen liegt von dieser gottbegnadeten Höhe aus das liebliche Thal von Salem mit seinem Gottesfrieden. Nach Westen hin zeigt sich der Hegau mit seinen Burgen, hinter ihm die

Riesen des Schwarzwalds. Im Norden erhebt sich der schwäbische Jura bis hinab zum Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen und bis zur Zollernburg; im Süden schauen wir den ganzen Bodensee mit dem Riesenalpenkranz von der Mittagsspitze und von der Canisfluh bis hinab zum Pilatus, zum Mönch und zur Jungfrau; im Osten den waldigen Gehrenberg und die zackigen Berggipfel des Allgäus.

Das ist fürwahr ein heiliger Berg, der solche Rundschau bietet, auch wenn die Sage ihm nicht in anderer Art die Heiligkeit zuspräche. Nach dieser Sage soll ein Edelmann aus Trier mit einer großen Reliquie vom heiligen Kreuz, welche die Kaiserin Helene ihm selber geschenkt, auf dem Heimweg auf diese Höhe gekommen sein. Sie habe ihm so gut gefallen, daß er dablieb und eine Kapelle zu Ehren des heiligen Kreuzes baute, wohin nun viel Volk wallfahrtete. —

Ein Grafengeschlecht nannte sich von Heiligenberg und saß hier oben vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert. Der letzte dieses Stammes, ein Bischof von Chur, verkaufte sein väterliches Erbe 1477 an den schwäbischen Grafen Hugo von Montfort-Werdenberg.

Die Werdenberger verließen die Burg der Grafen von Heiligenberg und bauten das heutige Schloß, welches in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein Graf Joachim von Fürstenberg im Stile der Renaissance umbaute und verschönerte.

Joachims Vater, Friedrich III., hatte die Herrschaft Heiligenberg durch seine Frau, eine Anna von Werdenberg, überkommen.

Erst in unserem Jahrhundert wurde Heiligenberg wieder ein Lieblingssommersitz der Fürstenberger und darum restauriert und seine alten Kunstschätze aufgefrischt.

Ich sah diesmal nichts von der heutigen Schloßherrlichkeit, von welcher der Rittersaal am meisten bewundert wird; einmal hatte ich keine Lust, solche Dinge zu beschauen, und dann war zur Zeit die Fürstin mit ihren Kindern im Schlosse.

Freund Martin ist deshalb auch eine Art dienstthuender Kammerherr und muß heute bald wieder ins Schloß zur Spazierfahrt.

Wir gingen nur in den Schloßgarten, um die Aussicht zu „genießen“, die des Guten fast zu viel bietet. In so viele Wunderwerke der Natur

auf einmal zu schauen, übersättigt einen. Armselig aber kommen einem angesichts der Riesenleistungen der Natur die Bestrebungen des Schloßgärtners vor, jenen gegenüber noch mit allerlei Zierpflanzen, gebügelten Wegen und geschnittenen Hecken paradieren zu wollen.

Als wir weiter schritten, um die Wohnung des Hofkaplans zu besehen, erblickte ich von weitem ein weibliches Wesen mit einigen Kindern. Ich glaubte, es sei die fürstliche Kindsjungfer, so schlicht war die Dame gekleidet. Und da Martin mir sagte, es sei die Fürstin selbst, bekam ich einen ordentlichen Respekt vor derselben ob ihrer großen Einfachheit, durch welche sie kundgiebt, daß sie nicht dem Satze der Stadt-, Büffet- und Halbwelt-Wibervölker huldigt, daß närrische Kleider Leute und „Damen" machen. —

Der Monsignore hat seine Residenz in einem Flügel des Schlosses mit der vollen Fernsicht nach Westen und Norden, und in seinen Gemächern sieht es aus, wie vor seinen Fenstern, es ist des Schönen fast zu viel. So ein alter, beliebter Hofkaplan kann eben die fürstlichen Geschenke mit der Zeit kaum mehr aufbewahren. . . . . . .

Ich für meine Person möchte, so ich keine andere Wahl hätte, trotzdem lieber fürstlicher Waldhüter, als fürstlicher Hofkaplan sein. Und doch war in meinem Geschlecht schon ein solcher. Ein Großonkel von mir, der Bruder des demokratischen Eselsbecks von Hasle, meines Großvaters, war vor hundert und mehr Jahren fürstlicher Hofkaplan in Donaueschingen. Ich glaube aber fast, der Mann habe aus der Art geschlagen. —

Der heutige Hofkaplan auf Heiligenberg ist auch Inhaber einiger Orden. Daß ein Mann in seiner Stellung Titel und Orden braucht, begreife ich. Wenn jemand oft in höfischen Kreisen verkehrt, in denen alle sonstigen Anwesenden derlei Dinge im Ueberfluß besitzen, so muß er sich auch mit solchen schmücken, denn sonst stünde er bei festlichen Anläßen da wie ein armer Spatz unter Papageien und Kolibris und würde sicher auch darnach behandelt werden. —

Die Sonne wandte sich schon dem Hegau zu, als ich einspannen ließ, um heute abend noch nach der alten Reichsstadt Pfullendorf zu fahren.

Kaum vor Heiligenberg draußen, langte ich unwillkürlich nach meiner Hotelrechnung, die ich

ohne Kontrolle bezahlt und in die Tasche gesteckt hatte. Wie staunte ich aber, da ich auf ihr las: „Nota für den Herrn Geistlichen Rat Hansjakob.“ Ich weiß nicht, wurde ich noch blasser, als ich sonst bin, oder rot, so griff mich der schöne Titel an, den mir die Oberkellnerin in Heiligenberg verliehen.

Die Brave ist die Tochter des Schneiders „Benedikt“, eines Heiligenberger Originals, der neben seiner spärlichen Schneiderei als Schloßnachtwächter, als fürstlicher Küchenjunge und Laufbursche amtet und allezeit, besonders aber in den Fastnachtstagen, ein heiterer, ja kreuzfideler Mann ist.

Seine Tochter Maria hat sich vom Kindsmädchen in der Post zur Oberkellnerin und Vertrauensperson des Hauses emporgeschwungen. Daß sie mich zum geistlichen Rat ernannt hat, werde ich ihr nie vergessen, selbst wenn sie, mit dem Fastnachtshumor ihres Vaters erblich belastet, mit mir einen Spaß getrieben hätte. —

Da wir gerade an den braven Leuten von Heiligenberg sind, so fällt mir noch der Kaplan Rübsamen in Sasbach ein. Er ist der Prokurist meines Freundes und seines Pfarrers, des Dekans Lender, und funktioniert als Finanzminister, Unter-

staatssekretär für Inneres und Aeußeres und Geheimer Staatsrat im Reiche Lender.

Da fast alle bedeutenden Männer von unten kommen, ist auch Rübsamen der Sohn des Straßenwarts in Heiligenberg. Wäre er, der Sohn, mir nicht erst auf der Weiterfahrt eingefallen, hätte ich den Vater besucht. —

Mitten durch herrliche Tannenwälder führt mich der Weg auf einer Hochebene hin. Wir sind im Herzen des alten alemannischen Gebietes, dem die tapfern Lenzienser den Namen Linzgau verliehen.

Dieses Volk soll von Linz an der Donau her bis zum Bodensee vorgedrungen sein und bei diesem Vordringen der Feldarmee des Kaisers Konstantin eine schwere Niederlage beigebracht haben.

Als sie unter Kaiser Gratian auch ins Elsaß vordringen wollten, wurden sie mit großen Verlusten zurückgeschlagen.

Später unterwarfen sich die fränkischen Könige auch diesen Gau, in welchem in jener Zeit schon das Kloster St. Gallen eine Menge Güter hatte.

Die mächtigen Grafen dieses Gaues saßen am Bodensee in Buchhorn, dem heutigen Friedrichs-

hafen, und in Pfullendorf; sie nannten sich auch nach diesen Orten.

Es kann in den Tagen dieser Grafen, die schon im zwölften Jahrhundert ausstarben, auf der Höhe, über die ich diesen Abend hinfuhr, nicht einsamer gewesen sein als heute. Nirgends ein Mensch und nur einmal eine menschliche Wohnung.

Ich sage dies nicht, als ob mir diese Einsamkeit langweilig vorgekommen wäre. Im Gegenteil, die liebe Sonne, das grüne Waldmeer und die würzige Luft waren mir Gesellschaft und Unterhaltung genug. Nicht einmal mit dem Kutscher redete ich in diesem tröstlichen und herzerquickenden Natur- und Waldfrieden.

Die Abendsonne lag schon über den Tannenwäldern, als ich das Dorf Denkingen erreichte.

Es liegt reizend abseits auf grünen Gründen, von dunkeln Wäldern umgeben, dieses Dorf, das in mir zweifach Erinnerungen wachrief, die eine an meinen ersten Lateinlehrer Schele und die andere an meinen Jugend- und Studienfreund Vicellio. Beide lebten in dem weltfernen Dörflein als Pfarrherren.

Viccellio starb hier, kaum 50 Jahre alt. Dort

drüben am Wald liegt der Friedhof. Ich fahre hinüber, um sein Grab zu suchen. Bald habe ich es gefunden und stehe in stillem Gebet an dem Totenhügel.

Der einfache Grabstein neigt sich schon zum Sinken. Eine liebende Hand hat Nelken auf das Grab gesetzt, und die blühen heute jung und frisch und duftend. Ringsum herrscht Totenstille; kein Laut in Wald und Feld, kein Mensch und kein Vögelein.

Es ist Sonntag, Auferstehungstag. Ein Wald von Kreuzen verkündet den Sieg über den Tod. Das Grab, an welchem ich stehe, predigt namentlich mir die Kürze und Armseligkeit des Lebens.

Was war das ein heiterer, gemütvoller Mensch, dieser Viccellio; wie lebensfroh und wie lebensvoll, ein Riese an Kraft und Stärke! Und wie bald hat der Tod ihn bezwungen!

Als er sterben mußte, so erzählte mir am heutigen Abend der Pfarrer von Pfullendorf, weinte er, weil er so früh scheiden müsse.

Und heute steht an seiner Grabstätte ein Freund und beneidet ihn um seinen Tod und daß er es überstanden hat, dies armselige, irdische Dasein.

Im Breisgau, im Städtchen Kenzingen, stund die Wiege meines Freundes; welsches, heißes Blut rollte in seinen Adern, aber ein tiefes, deutsches Gemüt wohnte von der Mutter her in seiner Seele.

Vor vierzig Jahren in der Sommerszeit waren wir beide junge, lebensfrohe Studenten in Freiburg. Keiner hatte vor dem andern ein Geheimnis, einer ließ den andern in seiner Seele und in seinen Gedanken lesen. Wie oft hat er mir erzählt von seiner Knaben- und Gymnasiastenzeit, von Vater und Mutter, von Geschwistern und von Freunden und Freundinnen in der Heimat!

Und heute modert der gute Otto schon mehr denn vierzehn Jahre unter der Erde, und ich stehe an seinem Grab, das er fern seiner Heimat auf einsamem Dorfkirchhofe gefunden, und gedenke der Jugend und der Jugendhoffnungen und der Jugendträume, und gedenke der Kämpfe und der Täuschungen des spätern Lebens und der Flüchtigkeit der Jahre — und reichliche Thränen preßt mir dieses Gedenken in die Augen.

„Du hast Ruhe gefunden, Freund, Ruhe im Grab," so sprach's in mir. „Wo und wann werde ich sie finden?" — Ich wischte mir die

Thränen aus den Augen und schritt zum Friedhof hinaus.

Drüben an der Straße, die vom Gottesacker etwas entfernt liegt, hielt bei einem einzeln stehenden Häuschen mein Wagen. Der Kutscher stund, als ich kam, bei einer Frau, die eben ihre Kuh molk. Dies friedliche Bild versöhnte mich wieder etwas mit dem Leben. —

Kaum hatte ich Denkingen hinter mir, als in der Ferne die alte Reichsstadt Pfullendorf, malerisch an einem Hügel hinauf gelegen, sichtbar wurde.

Schon 1220, bald nach dem Tod des letzten Grafen von Pfullendorf, der auf einem Pilgerzug in Jerusalem gestorben war, erhielt das Dorf Stadtrechte und die Reichsunmittelbarkeit durch Kaiser Friedrich II.

Der neuste Geschichtsschreiber der Stadt, ein Kinzigthäler, der Kaplan Heizmann, gebürtig von Mühlenbach bei Hasle, macht Pfullendorf zu einer Römerkolonie Juliomagus und zu ihrem Gründer keinen geringeren als den Julius Cäsar.

Daß ein Kinzigthäler im oberen Linzgau sich als Schriftsteller einen Namen macht, freut mich;

aber ich glaube eher, daß das enge Waldthal der „Pfaus“, wo der Bauernhof der Heizmänner steht, seinen Namen den Römern verdankt, als daß Pfullendorf eine Gründung des großen Cäsar ist.

Sicher ist, daß die Heerstraße der Römer vom Bodensee zur Donau hier vorbeiging. Aber ebenso sicher ist auch, daß Leute, die viel gelehrter sind als mein Landsmann Heizmann und ich, längst bewiesen haben, daß Juliomagus da lag, wo heute das Dorf Schleitheim bei Schaffhausen seine Stätte hat.

Pfullendorf ist die dritte ehemalige Reichsstadt, die ich innerhalb zweier Tage gesehen. In seiner weltfernen Einsamkeit im waldigsten, ödesten Teile des Linzgaus machte es auf mich von allen dreien den sympathischsten Eindruck. Es schien zu trauern ob seiner Einsamkeit und in der Erinnerung an vergangene größere Zeiten, da Könige und Kaiser ein- und auszogen und zahlreiche Adelige und Patrizier in seinen Mauern residierten. Der letzte der Grafen von Pfullendorf, Rudolf, war der Großvater Rudolfs von Habsburg, der von seinem Ahnen den Vornamen bekam. Die

mütterliche Ahnfrau der Habsburger war somit eine Pfullendorferin.

Die Herren von echtem, altem Adel, so im Linzgau, Hegau und auf der rauhen Alb saßen, — die Grafen von Fürstenberg, von Zimmern, von Werdenberg, von Montfort, von Lupfen, von Waldburg, von Zollern, von Königsegg — sie alle hielten im 14., 15. und 16. Jahrhundert oft und gerne ihre „Herrentage" in Pfullendorf ab, wobei der Rat sie jeweils mit einem Extratrunk beehrte.

Heute verzieht ein Gerichtsschreiber den Mund, wenn er nach dem einsamen Pfullendorf versetzt wird, und selbst der Geschäftsreisende eilt, um möglichst bald wieder von dannen zu kommen, wenn seine Tour ihn dahin geführt hat.

Ich aber zog gerne und wohlgemut am heutigen Abend in die alte Reichsstadt ein. Ihre Einsamkeit und ihre Trauer um die Vergangenheit hatten ihr mein Herz gewonnen, noch ehe ich ihren Boden völlig betreten.

Am 25. Juni.

Das tägliche lange Fahren in frischer Luft bekommt mir sehr gut. Ich fühle mich gekräftigt, und trotzdem ich jede Nacht fast ein anderes Lager habe, ist mein Schlaf befriedigend.

Die Ruhe in den Pfarrhäusern trägt aber ein wesentliches dazu bei. Das geringste Geräusch läßt mich nicht einschlafen oder weckt mich. Drum fliehe ich die Wirtshäuser wie die Pest und bin jeden Abend froh wie eine arme Seele, daß ich mein Haupt in einem stillen Hause niederlegen kann.

In Pfullendorf bin ich aber am Ende meiner Pfarrbekanntschaften, und mit Wehmut dachte ich diesen Morgen an meine nächtliche Zukunft in den Hohenzollernschen Landen. Dieser Gedanke trat um so schärfer vor meine Seele, als ich hier ganz besonders gut geschlafen hatte in den eben so stillen als eleganten Räumen, welche der Pfarrer von Pfullendorf, Karlein, mir zur Verfügung gestellt.

Karlein, eine friedliche, vornehme Natur, studierte im zweiten theologischen Kurs, als ich

im ersten stund, und wurde später mein Nachfolger am Gymnasium in Donaueschingen.

Elf Jahre später bekam er die gute Pfründe Pfullendorf und feierte hier vor kurzem in aller Stille sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum als Pfarrer der altberühmten Reichsstadt.

Ein Kuriosum fand ich in seinem gastlichen Hause. Er hat drei, sage und schreibe — drei Schwestern bei sich und ist glücklich und zufrieden und die drei Schwestern auch.

Wenn ich drei Schwestern meiner Familie bei mir haben müßte, so wären alle vier Märtyrer; denn die drei holden Wesen würden mir und sich unter einander das Leben so sauer als möglich machen.

Und ehrlich gesagt, wollte ich lieber mit drei Löwinnen oder Bärinnen zusammen wohnen, als mit drei Schwestern Hansjakob'schen Herkommens.

Was mir im Pfarrhaus zu Pfullendorf allein nicht gefiel, war eine Hundebestie, die den ganzen Tag bellte und selbst die eigenen Leute im Hause beständig anbelferte.

Wenn die Bestie, die zu allem Ueberfluß noch Amor heißt, mein wäre, sie dürfte nicht fünf Minuten mehr leben.

Freund Karlein hat gar zwei Hunde; der zweite aber ist ebenso anständig und still als der erste widerwärtig und unausstehlich.

Merkwürdig, der stille Hund mußte es ahnen, daß nur stumme Hunde bei mir in Gnaden stehen. Er ging mir auf Schritt und Tritt nach, obwohl ich ihm keine Aufmerksamkeit schenkte. Er wollte offenbar sein von mir so gehaßtes Geschlecht in einigen Kredit bringen und beweisen, daß bei den Hunden wenigstens der Satz nicht gelte, daß einer sei wie der andere. —

Ich ging mit dem Pfarrherrn diesen Morgen auch ein wenig durch die Gassen. Die Junisonne verklärte die alte Reichsstadt, in der man auch fast überall die Spuren der Neuzeit entdeckt; selbst ein Elektrizitätswerk hat sich hierher verirrt.

In der Unterstadt sah ich auch das Haus des ehemaligen Großkaufmanns Heilig, meines vieljährigen Kammerkollegen. Als ich anno 1878 das erstemal in Pfullendorf war auf einer Reise nach Sigmaringen, übernachtete ich in der Villa Heilig.

Ich gedachte heute lebhaft ihres einstigen Herrn, der nun schon lange unter den Toten weilt.

Heilig war ein Ehrenmann in alleweg, ein Bürgersmann erster Klasse und äußerlich von ebenso imponierender Erscheinung, als innerlich voll der edelsten Gesinnung.

Er war Bürgermeister seiner Vaterstadt und vertrat seinen Heimatgau im badischen Landtag und im deutschen Reichstag.

Als Reichsbote präsentierte sich Heilig jedenfalls besser denn einer seiner Vorgänger, der im 16. Jahrhundert als Abgeordneter der Reichsstadt Pfullendorf auf einen kaiserlichen Reichstag kam. Von ihm erzählt die Zimmern'sche Chronik zum Jahr 1539 das Folgende:

„Vor etlichen jahren kam auch ein burgermeister oder sonst ein fürnemer rathsfreund von Pfullendorf uf ain reichstag, hieß Jacob Sauter, der hat ein langs, dicks strobelhar, das gar durch einandern verwirrt; zudem hat er vil kröpfe und warzen im angesicht. Also war er uf dem reichstag von manichem wol besehen, insonderhait aber von einem schalksnarren, der besahe in zu mermalen ganz ernstlich, daß sich vil leut verwunderten. Als er aber befragt, warum er doch den gesanten von Pfullendorf so ernstlich ansahe, sprach er:

‚So ich ain laus wer, wolt ich kain andre wonnung haben, denn in diesem har, wöllt ime auch etlich vil meil nachwandlen.'" —

Auch das älteste Haus der Stadt Pfullendorf, wohl das älteste in Süddeutschland, zeigte mir mein Begleiter, ein reizendes Holzhaus aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts.



Es heißt das Schober-Haus und erinnerte mich durch seinen Namen daran, daß mein Freund Ferdinand Schober, der Münsterpfarrer von Freiburg, ein Pfullendorfer Kind ist.

Ich sprach anno 1878 noch seinen Vater, einen kleinen, lebhaften Mann. Er war ein armer

Weber wie sein Vater, während sein Großvater noch das Amt eines Kuhhirten der Reichsstadt versehen hatte.

Drei seiner Söhne sind hervorragende Männer; einer ist Geistlicher Rat und Münsterpfarrer in Freiburg, einer Benediktiner-Abt in Seckau, ein dritter ein bedeutender Künstler und der vierte ein tüchtiger Geschäftsmann in Zürich.

Alle vier bestätigen wieder, was ich oben schon ausgesprochen, daß die meisten „besseren" Leute von unten, aus dem „gemeinen" Volke kommen.

Der berühmteste Bürger von Pfullendorf ist aber unser Herr Jesus Christus selber, und dies kam also: Als Joseph II. 1780 in die österreichischen Vorlande reiste, hielt er auch in der Reichsstadt Pfullendorf Einkehr. Der Rat reichte ihm auf dem Rathause eine Erfrischung. Während man beim Essen saß, ertönte eine Glocke vom nahen Kirchturm. Der Kaiser fragte, was das Läuten zu bedeuten habe, und bekam zur Antwort, es gelte der Todesstunde Jesu, die bekanntlich in allen katholischen Kirchen am Freitag geläutet wird.

Der Kaiser war erstaunt, daß unserm Herrn zu Ehren eine so kleine Glocke ertöne, und erhielt

vom Schultheißen die Erklärung, „eine große Glocke läute man nur, wenn ein Bürger der Stadt sein Leben ausgehaucht habe.“

Jetzt wollte der Kaiser wissen, was das Bürgerrecht koste, und nachdem man ihm 50 Gulden als den Preis genannt hatte, um welchen ein Sterblicher Bürger in der Reichsstadt Pfullendorf werden könne, erlegte der Kaiser für den Herrn Jesus Christus das Bürger-Einkaufsgeld, damit eine größere Glocke auch seinen Tod verkünde.

Seitdem ist der Heiland der Welt Bürger von Pfullendorf. —

Ich wollte heute Rasttag machen, aber das schöne Wetter lockte mich am Nachmittag doch zu einer Spazierfahrt ins nahe Sigmaringer Ländle.

In Kranchenwies, der Sommerresidenz der Fürsten von Hohenzollern, amtet seit kurzem der langjährige Pfarrer von Mühlenbach bei Hasle, Severin Beck, den wir aus meinem Büchlein „Im Paradies“ kennen. Ihn wollt' ich besuchen.

Ueber das Dorf Hausen am Andelsbach fuhren wir — der Pfarrherr von Pfullendorf begleitete mich — dahin. Dieses Dorf ist schon „preußisch“ und gehört, wie an der „Ortstafel“

geschrieben steht, zum Landwehrbezirk Koblenz; ein Beweis, wie weit die guten hohenzollernschen Schwaben von ihrem lieben, preußischen Vaterland entfernt sind.

Im Schloß Krauchenwies war ich schon, vom verstorbenen Fürsten Karl Anton dahin eingeladen; aber das Dorf, welches am Fuß eines Hügels sich ausbreitet, sah ich nie. Es ist ein heller, freundlicher, kleiner Schwabenort; doch mit dem waldigen Mühlenbach bei Hasle kann es nicht wechseln.

Freund Severin war nicht in seinem sonnigen und sinnig eingerichteten Pfarrhäuschen, sondern drüben in einer kleinen Wirtschaft am Bahnhof. Hier traf ich ihn im Kreise einiger Mitbrüder aus der Umgegend, die jede Woche einmal einen „Tag“ halten beim „Agathle“ in Krauchenwies, um „beim Bier“ sich auszutauschen und dann wieder in ihre einsamen Dörfer heimzukehren.

Unter ihnen fand sich auch ein ehemaliger Kooperator von St. Martin, der, ein geborener Sigmaringer, jetzt in seinem Vaterlande wohlbestallter Pfarrer und Kammerer seines Dekanats ist und es an kirchlicher Dignität weiter gebracht hat als sein ehemaliger Prinzipal in Freiburg.

Severin, den die Liebe zum „Reiche“ Hohenzollern, in welchem seine Wiege stund, aus dem badischen Schwarzwald und aus dem Kinzigthale fortgetrieben ins Schwabenland, hat — und das freute mich, Heimweh nach dem Kinzigthal und nach seinen „gemütvollen“ Bauern.

Mit einer Thräne im Auge sprach er von den schönen Zeiten in Mühlenbach, dem waldigen.

Ob die Mühlenbacher auch so Heimweh nach dem Severin haben, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sie nie mehr einen Pfarrer erhalten werden, wie der Severin einer war.

Als ich ihm sagte, wie mir das Uebernachten in den hohenzollernschen Landen schwer fallen werde, weil ich keinen Pfarrer kenne, erklärte er sich gleich bereit, mich an den Stationen vorher anzumelden und zu empfehlen.

Wie gut er dies besorgt hat, werden wir später sehen.

Die Reisestationen im „Reich“ gab mir der ebenfalls anwesende fürstliche Gartendirektor Dreher an. Er holte seine Karten und versah mich mit allen Auskünften.

Er ist ein Bruder des Domkapitulars Dreher

in Freiburg, und beide sind geborene Krauchenwieser, der weltliche Bruder aber weit lebhafter als der stille, geistliche. Der erstere hat aber auch ein freudenvolleres Amt als der letztere. —

Ich wollte nicht wieder auf dem gleichen Weg zurückkehren; drum fuhren wir gegen Abend an dem Ablachflüßchen hinauf nach dem badischen Dorfe Göggingen. Hier amtet als Pfarrer und Dekan ein alter Rastatter Studio aus meiner Zeit, der Michael Burger, ein Mann, der viel zu gut ist in diese rauhe, öde Gegend. Er würde sich als Domherr und Generalvikar in einer Bischofsstadt viel besser ausnehmen.

Er wohnt zwar in einer neuen, wahren Villa; aber diese Villa gewährt nur einen Fernblick in die windigen Hochebenen des Heubergs, und überall gähnt Einsamkeit einen an ohne den Trost einer schönen Natur.

Doch der elegante, formgewandte Michael ist ein frommer Mann, die Frömmigkeit aber bekanntlich zu allem nütze; drum hilft sie ihm auch zur Zufriedenheit in den Einöden des Heubergs.

Seine Schwester, die Babette, hatte ich seit

36 Jahren nicht mehr gesehen. Als ich jugendlicher Lehramtspraktikant an der Quelle der Donau war, lebte sie bei ihrem älteren Bruder, dem Pfarrer im nahen Hüfingen. Damals ein bildschönes, goldlockiges Mädchen, trat sie heute vor mich als greisenhafte Matrone.

Fürwahr, die Zeit geht böse um mit der Frauenschönheit, und die weiblichen Ebenbilder Gottes verdienen ob dieser Grausamkeit des Zeitengottes Saturnus Mitleid und Nachsicht für alle ihre sonstigen Schwächen! —

Es ging trotz der längsten Tageszeit schon der Dämmerung zu, als wir das einsame Dorf verließen. Ueber eine waldige Hochebene fuhren wir dahin. Es war ein stiller Sommerabend, und tiefer Friede lag über Wald und Flur. Im Westen färbte das Abendrot den Himmel und vermehrte durch seine feierliche Röte die Erhabenheit des Friedens in der Natur.

Wie ruhig und still und wie schön — so dachte ich — stirbt der Tag im Abendrot. Und wie hart und schmerzvoll und schauerlich stirbt der Mensch.

Ich dachte an die Worte Herwegh's:

Du wirst nicht hingehen wie das Abendrot,
Du wirst nicht stille, wie der Stern, versinken;
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.
Wohl wirst du hingeh'n, hingeh'n ohne Spur;
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen.
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur;
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

In meiner Seele tauchte tiefe Schwermut auf, und ich ahnte einen Wettersturz; denn wenn noch wolkenlos der Himmel ist, ruht auf meinen Nerven schon das kommende Unwetter.

Ich hatte am Nachmittag noch vorgehabt, bei der Rückkehr das Grab Heiligs aufzusuchen; aber es war schon zu dunkel, als wir in die Nähe des Friedhofs kamen, und meine Stimmung war allzu trübe für einen Gräberbesuch.

Am 26. Juni.

Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Wir haben heute windiges, regnerisches, kühles Wetter. Ich will und muß trotzdem den weiten Weg machen von hier bis Untermarchthal, wohl 50 Kilometer.

Ich schaute diesen Morgen noch die schöne

Pfarrkirche näher an. Sie ist äußerlich und innerlich ein stattlicher Bau gotischen Stiles, aber innen im vorigen Jahrhundert durch Stuck verzopft, doch so reiz- und kunstvoll, daß man es denen, die sich damals an der Gotik der Kirche vergriffen, wohl oder übel verzeihen muß.

Noch vor neun Uhr rollte mein Landauer zum oberen Thor hinaus dem Donauthale zu.

Es muß ein herrlicher Weg sein bei Sonnenschein, der Weg von Pfullendorf nach Mengen; denn er führt bis kurz vor dem württembergischen Donaustädtchen durch üppigen Tannenwald. Heute aber war alles düster, Wald und Himmel, und leichter Regen fiel aus grauen Wolken. Ich konnte den Wagen nur halb öffnen.

Nirgends ein Vögelein, nirgends ein Tierchen des Waldes, nur einmal sah ich auf der langen Waldfahrt in einer Lichtung einen Menschen, der Gras mähte.

In dieser Waldeinsamkeit wollen wir einmal meinem Begleiter unsere Aufmerksamkeit schenken. Er verdient es.

Mein Kutscher, Konrad Steiert, stammt „us der Falkensteig“ am Eingang ins Höllenthal.

Seine Mutter war die „schwarze Theres“. Seine Knabenjahre mußte er als Hirtenbüblein bei fremden Leuten zubringen. Später wanderte er hinab gen Freiburg und avancierte im Knechtsdienst bis hinauf zum ersten Kutscher beim ersten Fuhrhalter der Dreisamstadt.

Wir beide waren uns nicht ganz fremd, ehe wir die dermalige Reise antraten. Einmal hat mich der Konrad mit dem Historiker Janssen rings um den Kaiserstuhl geführt und ein andermal im Elzthal abgeholt, als ich vom „Paradiese“ Hofstetten heimkehrte.

Näher aber lernte ich den originellen Wälder erst jetzt kennen, da wir den größten Teil des Tages allein miteinander durch die Welt fuhren.

Er ist ein kleiner, rotbackiger Mann, Ende der vierziger Jahre, mit stillen, aber klugen Schwarzwälderaugen und einem spärlichen Schnurrbart.

Was ich an ihm bewundere und um was ich ihn oft beneide, ist seine klassische Ruhe. Den ganzen Tag schaut er still auf seine Pferde hinab, denkt vielleicht über die letzte Wirtsrechnung nach und schweigt.

Ich suche ihn oft auf unsern einsamen Wegen

in ein Gespräch zu ziehen; aber er spricht meist nur mit den Achseln, um nie entschieden ja oder nein sagen und um sein Schweigen nicht brechen zu müssen. Will er ein unbestimmtes „Nein" von sich geben, so zuckt er die Achseln abwärts; will er ein ebensolches „Ja" andeuten, so wirft er sie aufwärts. Nach dieser Leistung fällt er in sein altes Schweigen zurück.

Nur am Morgen gleich nach der Abfahrt ist er etwas gesprächiger. Wenn er am Abend im Wirtshaus verraten, daß er den „Hansjakob" führe, und die Wirtsleute oder Gäste ihm aus meinen Büchern erzählt haben, so berichtet er mir das voll Staunen darüber, daß ich überall bekannt sei.

Seinen Dienst verrichtet er tadellos den ganzen Tag. Am Abend aber, wenn seine Pferde abgefüttert sind und der Wagen wieder blank geputzt ist, macht er gerne mit dem jeweiligen Hausknecht eine Bierreise, um herauszufinden, wo der beste Gerstensaft kredenzt wird.

Das beste Bier auf der bisherigen Reise hat er in Pfullendorf „im Hecht" getrunken, wo er auch eine Wirtstochter traf, die in Freiburg studiert hat.

Meister Konrad ist überhaupt gut zu sprechen auf Pfullendorf; denn dessen Pfarrherr hat ihm auch noch seine Wirtshausrechnung bezahlt.

Still vergnügt sah er drum heute vor sich hin, während wir durch den langen Wald fuhren zwischen Pfullendorf und Mengen.

Ich beneidete ihn heute besonders um seine bescheidene Knechtseligkeit, wie ich überhaupt gar oft die Knechtseligen unter den Menschen mit meinem Neide verfolge.

Mein Kutscher ist, buchstäblich genommen, ein seliger Knecht, wenn er auf dem Bock sitzt, auf seine Pferde herabsieht und des guten Bieres, das er getrunken, und der billigen Wirtsrechnung gedenkt.

Es giebt aber unter den Herren der Schöpfung noch knechtseligere Leute als mein Begleiter. Sie sind knechtselig, wenn sie auch nicht auf dem Bock sitzen, knechtselig, wenn sie nur den Karren ziehen und dienen dürfen.

Und während selbst ein karrenziehender Esel die Ohren schüttelt oder ausschlägt, wenn ihm der Kutscher die Peitsche giebt, so nehmen knecht-selige Menschen selbst die Schläge von oben in

Empfang, ohne in ihrer Knechtseligkeit wankend zu werden.

Ich bin der letzte, der diese Knechtseligkeit verurteilt. Sie ist in meinen Augen und in einer Zeit wie die unserige Goldes wert und läßt ihre Besitzer friedliche Tage sehen. —

Nach langer, einsamer Fahrt lichtete sich der Wald. Eine riesige Herde Gänse weidete in einer Lichtung, während ihre Hirten, ein alter Mann und ein Knabe, in einer Rindenhütte unter einem Tannenbaum saßen.

Es war kalt, stürmisch und regnete, sonst wäre ich ausgestiegen und hätte mit den Hirten geredet, die in so malerischer Situation mir begegneten.

Gleich darauf kam unten im weiten Donauthal das schwäbische Städtchen Mengen in Sicht; ich schloß daraus, daß die vielen Gänse dorthin gehören möchten, und freute mich, daß die Bürger von Mengen noch in alter Art und Sitte Gänsehirten haben.

Unten angekommen, konnten wir nicht direkt in die Stadt einfahren. Es wurde eine Wasserleitung gelegt, und die Straße war aufgerissen. Wir suchten „hintenrum“ die Landstraße zu er-

reichen und kamen dabei auch an die sehr primitive städtische Badeanstalt an dem Ablachflüßchen, das unweit von hier in die Donau mündet.

Was mir schon die Gansherde bewiesen, daß in Mengen gute, alte Sitte herrsche, das konnte ich auch an der Badeanstalt lesen, wo die Badekabinen eingeteilt sind in solche für Schulmädchen, für jugendliche Jungfrauen und für Frauen und alte Jungfern. Das gefiel mir.

Unweit von dieser sittsamen Anstalt sah ich eine große gotische Kirche am Ende der Stadt sich erheben. Eine Jungfrau, die am Bache wusch, sagte mir, es sei die Pfarrkirche.

Ich stieg aus und schritt hinüber und fand eine schöne, dreischiffige Basilika, die im vorigen Jahrhundert sich auch Stuckverzierung gefallen lassen mußte.

In einer Kapelle sah ich einen schönen, alten Oelberg mit flott geschnitzten Figuren.

Ich ging auch hinüber zum Pfarrhaus, um den Kollegen zu fragen über die Weite des Weges nach Untermarchthal. Auf mein Anläuten kam ein kräftig bellender Wolfshund zum Vorschein und eine hochgestaltete, imponierende Köchin, die

mir in biederem, mir so lieblich klingendem Schwäbisch-Deutsch sagte, der „Herr Stadtpfarrer“ sei nicht zu Hause. Sie sah mich darauf hin nicht ungern scheiden; denn morgens um elf Uhr sehen Köchinnen nicht gerne fremde Herren nahen, und mir ginge es auch so, wenn ich Köchin wäre.

Von der Stadt Mengen genoß ich nur einen Abschnitt; aber der gefiel mir ob der schwäbischen Gemütlichkeit und Wohlhäbigkeit, die aus den Häusern guckte.

Von ihrem Alter sieht man der Stadt nicht mehr viel an, trotzdem sie alten Datums ist. Schon Ludwig der Fromme schenkte 819 dem schwäbischen Kloster Buchau die königlich fränkische Villa Maginga. —

Kaum sind wir auf der großen Heerstraße, so nimmt im Osten der Berg Bussen den Blick gefangen; denn er beherrscht das ganze Donauried und schaut wie ein alter Riese hoch über alles Land ringsum.

Die Pfarrkirche des unmittelbar unter seinem Haupte gelegenen Dorfes Offingen krönt ihn und ziert ihn mehr als eine Burg.

Auf ihm erhob sich einst der Stammsitz der

Gaugrafen der großen Folkoltsbaar. Hier oben saß als der erste seines Geschlechts ein Graf Gerold, der Schwager und Waffenbruder Karls des Großen. Er fiel 799 gegen die Hunnen.

Seine Schwester Hildegard war des großen Frankenkönigs Gemahlin, und die Schwaben dürfen darum nicht wenig stolz darauf sein, daß die Gemahlin des ersten Kaisers des heiligen römischen Reiches deutscher Nation eine Schwäbin war und vom Bussen stammte.

Aber noch stolzer dürfen die Schwäbinnen sein, daß der große Frankenkönig, in dessen Riesenreich sicher manch' schöne Blume blühte, sich seine Königin im Schwabenland holte. Hildegard war erst dreizehn Jahre alt, als der Großkönig sie heiratete. Sie war so jung schon eine Schönheit, gebar ihrem Gemahl neun Kinder, und starb erst 26 Jahre alt.

Kaiser Karls Sohn, Ludwig der Fromme, heiratete in zweiter Ehe ebenfalls eine Schwäbin, Judith, aus dem Geschlechte der Welfen von Altdorf, die unweit des Bussen ihren Stammsitz hatten.

Judith war ebenso schön als geistreich. Kaiser Ludwig hatte ordentlich Brautschau gehalten unter

den edeln Widervölkern seines Weltreichs; die Welfin und Schwäbin stach durch ihre Schönheit alle aus.

Judith, die Mutter Karls des Kahlen, hatte Sinn für Kunst und Wissenschaft, aber auch für Krieg, für Politik und Intriguen. Sie litt viel unter dieser letztern Eigenschaft und richtete viel Unheil an. Ihr wechselvolles Leben und ihr Ende in Kummer und Elend gäbe einen Roman voll Tragik.

Sie starb 843 zu Tours, noch ziemlich jung.

Doch waren die Schwäbinnen an der Donau schon vor Hildegard und Judith berühmt. Der römische Dichter Ausonius, welcher unter Kaiser Valentinian Präfekt von Gallien war, hatte als Sklavin ein Schwabenmädchen von der Donau und sagt von ihr: „Blau ist sie von Auge, blond von Haar, ein Barbarenkind, hoch über den Puppen Latiums (d. i. über den Römerinnen). Willst du sie malen, so mische Rosen mit Lilien.“

Freilich scheint diese Sorte heute auch an der obern Donau ausgestorben zu sein. Die Kultur verschlechtert ja alles, selbst die Frauenschönheit im Schwabenland.

Der Bussen hieß in den lateinischen Chroniken des Mittelalters Mons Suevus, d. i. der Schwabenberg. Und in der That repräsentiert er das ganze Wesen des Schwabenvolkes. Er schaut so gemütlich, so nahbar und zugänglich, so frisch und so fröhlich in die Welt wie ein wohlhäbiger, jovialer schwäbischer Bauersmann, auf dessen Hof alles gedeiht, grünt, blüht und Frucht bringt.

Daß die Kirche auf dem Bussen, die so licht, wie vom Himmel herab, auf die arme Erde schaut, eine Wallfahrtskirche ist, versteht sich von selbst. Schon ihre Lage winkt den Mühseligen und Beladenen unten im Thale, hinaufzukommen zu ihr, bei der Gottes Odem weht, und von wo aus die Herrlichkeit der Natur so laut seine Allmacht und sein Dasein verkündet.

Die trefflichen Pferde, so mich durch so viel schönes Land schon gezogen, hatten heute wieder ein gut Stück abgetrabt. Sie vor allem bedurften der Ruhe und der Erquickung. Drum ward im Dorf Herbertingen, das gar häuserreich auf einem Hügel liegt, Halt gemacht.

Es war kurz nach Mittag, als wir bei ziemlich ergiebigem Regen vor dem Wirtshaus zum

Engel, ganz oben im Dorfe gelegen, anfuhren.

Ich wollte die gute Wirtin in dem einsamen Schwabendorf nicht in Verlegenheit bringen, indem ich nach einem Mittagessen gefragt hätte. Ich bestellte erst einen Schoppen Wein, den ich für den Kutscher aufbewahrte, und dann für mich zwei Tassen Milch und ein Ei.

Später kam der Konrad und verlangte kurzweg und mit der Ungeniertheit des Kutschers ein Mittagessen. Und siehe da! — die Wirtin kam nicht in Verlegenheit. In kurzer Zeit hatte mein Kutscher ein „Diner“, um das ich ihn beneidet, wenn ich nicht meine Milch schon genommen gehabt hätte.

Gleich darauf ward der Tisch für die Wirtin, eine Witwe, für ihre Kinder und für ihr Gesinde gedeckt, und ich sah dabei etwas Neues und Praktisches. Als das Essen begann, stunden alle Gerichte — Suppe, Fleisch, Gemüse, Beilagen zu gleicher Zeit auf dem Tisch, so daß jeder wußte, was käme, und darnach seinen Appetit einrichten konnte.

Die Schwaben, so dachte ich, sind eben in alleweg praktische Leute, nicht bloß bei der Arbeit, sondern auch beim Essen.

Dem Wirtshaus gegenüber, aber noch höher gelegen, liegt die Pfarrkirche mit dem Friedhof des Dorfes. Ich besuchte beide, las zuerst an den Grabsteinen die Flüchtigkeit und Armseligkeit unseres Lebens ab und ging dann in die Kirche. Sie ist ein alter, gotischer Bau, aber nur noch im Chore reinen Stiles; das Schiff ist unschön verzopft.

Ein junger Kaplan taufte eben ein Kindlein. Die Paten trugen andächtig den Rosenkranz, das Zeichen gut kirchlichen Glaubens, aber elende, moderne Tracht.

Ich hatte gehofft, in altschwäbischen Landen auch noch hie und da altschwäbische Volkstracht zu finden, wurde aber in Herbertingen schon eines schlechtern belehrt, und diese Belehrung hielt an während der ganzen Reise auf schwäbischem Boden. Nur in Horb am Neckar sah ich noch eine einzige weibliche Person in Volkstracht.

Da sind wir im badischen Schwarzwald und in dem an ihn angrenzenden Rheinthale doch noch besser daran, was die Volkstrachten betrifft.

Und daß wir besser daran sind, verdanken wir in erster Linie der Großherzogin von Baden. Ich bin sicher kein Lobredner vor Fürstenthronen;

aber das muß ich als ehrlicher Mann sagen, daß die Erhaltung unserer badischen Volkstrachten und sonstiger guten alten Sitten beim Landvolk in der Großherzogin Luise die erfolgreichste Förderin hat.

Wo sie kann, — und eine Fürstin kann viel — tritt sie ein für wahres Volkstum. Ihr allein ist es auch zu danken, daß in vielen Landorten des Schwarzwaldes das Spinnen wieder gepflegt wird.

Die Großherzogin hält Spinnfeste ab, belohnt tüchtige Spinnerinnen und mahnt zum treuen Festhalten an alter Tracht und Sitte.

In Wahrheit, diese hohe Frau hat viel mehr Sinn für das, was unserem Volke not thut, als gar manche Universitätsprofessoren und Staatsbeamte. —

Der Regen hatte aufgehört, aber das Wetter blieb kalt und sonnenlos. Unter solchem Himmel fuhr ich am Nachmittag am großen Donauried hin.

Es ist dies eine riesige Thalmulde, von Hügeln eingerahmt, auf denen reizvolle, schöne Ortschaften liegen. Ich fuhr an der Ostseite des Riedes hin. Weit, weit drüben an der Westseite fließt die Donau, und neben ihr her zieht die Eisenbahn.

Das ganze Ried ist ein gigantischer, grüner Wiesen-Teppich, ein wahres Paradies für Störche, die man denn auch bald nahe, bald in der Ferne darin herumstolzieren sieht.

Gar malerisch liegen die stattlichen Dörfer Ertingen und Neufra an meinem Wege. Die Kirchen präsentieren sich stolz auf den Höhen, an denen diese Dörfer sich hinaufziehen. In Neufra hilft das große fürstenbergische Schloß, so neben der Kirche sich erhebt, noch mächtig den malerischen Reiz erhöhen.

Die Straße, auf der ich fahre, ist die 1769—70 von Hunderttausenden von Bauern im Fronweg erstellte Dauphinestraße. Sie mußte angelegt werden und zwar von Ulm bis Breisach, damit die Erzherzogin Marie Antoinette auf ihrer Brautfahrt nach Paris bequem kutschieren konnte.

Ich hasse diese Straße schon längst, weil sie ihr Dasein lediglich einem Akt brutalen Absolutismus und blöden Servilismus verdankt und nicht dem Interesse des Verkehrs und des Volkswohles.

Solcher Uebermut mußte eine Strafe finden; drum ward diese Straße, auf der das sechzehn-

jährige Mädchen von Habsburg mit einem Gefolge von über 500 Personen nach Frankreich zog, auch ein Weg zum schmählichen Tode, zur Guillotine.

Die Riedlinger, in deren Stadt ich am späten Nachmittag einfuhr, waren die einzigen, die von dieser Sklavenstraße nichts wissen wollten. Sie sollte auch durch ihren Ort gehen, aber die Bürger verbaten sich diese Ehre. Respekt davor!

Die alten Riedlinger waren überhaupt freigesinnte, tapfere Leute und führten darum in ihrem Wappen einen schwarzen Löwen. Als die stets geldarmen Herzöge von Oesterreich die Stadt einst an die Truchsessen von Waldburg verpfändeten, wollten die Bürger nur ungern einem kleinen Herrn parieren. Sie hatten mehr denn einmal blutige Händel mit den Truchsessen, von denen sie sich schließlich mit ihrem eigenen Gelde loskauften, indem sie die österreichische Pfandschaft bezahlten.

Ihre Stadt liegt am Ende des Donaurieds lustig und heiter an und auf einer Anhöhe am Flusse, welchen ich seit Donaueschingen nimmer gesehen, der aber infolge des trockenen Wetters gar wenig Wasser zeigte.

Ich mußte fast bis ans Nordende der Stadt am Berg hinauffahren, bis ich zur Post, dem Gasthaus zu den drei Kronen, kam, wo Meister Konrad den Pferden wieder etwas geben wollte.

Die stattlichen Wirtsräume sind nach alter Art im zweiten Stock. Eine einsame Kellnerin brachte mir ein Glas Wein, das in Württemberg stets aus „Rotem“ besteht, während wir Badische allermeist nur „Weißen“ trinken.

Die Schwaben wollen eben, wenn sie ausnahmsweise einmal Wein trinken, Rebenblut, und da Blut meist rot ist, verlangen sie Roten. Sonst sind sie auch nicht blutdürstiger als ihre badischen Nachbarn, die nur anno 1848 und 49 gesungen haben:

Wir färben rot, wir färben gut,
Wir färben mit Tyrannenblut.

Das Blut, so aber damals vergossen wurde, war trotzdem nur von ihrem eigenen, nämlich Volksblut. —

Der erste Gang meines Kutschers in einem neuen Ort ist in einen Krämer- oder Buchbinderladen. Hier kauft er Ansichtskarten, aber nicht zum Fortschicken, sondern zu einer Bildergalerie, die



Riedlingen.

er sammelt, um daheim seine Reiseroute illustriert vorlegen zu können.

Wir sehen, der stille Mann aus dem Höllenthal hat noch Poesie im Leibe.

Während er nach dem heutigen Einkauf in der Wirtsstube seinen Schoppen trank und dazu mit ernster Miene die Zeitung las, ging ich hinüber zur nahen Pfarrkirche.

Auch hier fand ich wieder eine dreischiffige Basilika aus der besten Zeit des gotischen Stiles.

In Stadt und Land stehen heute noch im Schwabenland eine Menge alter, gotischer Gotteshäuser, während wir in Baden arm daran sind. Die Schwaben waren eben weiter weg von den Mordbrennerbanden der allerchristlichsten, französischen Könige als wir Alemannen. In unserem Rheinthal und bis weit hinauf in die Seitenthäler haben die Franzosen, vorab im spanischen Erbfolgekrieg, zahllose gotische Kirchen samt den Ortschaften niedergebrannt. Die Minister des Aeußeren in Paris aber waren meist — Kardinäle; doch solche von sehr zweifelhafter Würdigkeit. —

Auch Riedlingen zählt unter seine Söhne einen Kirchenfürsten, den Andreas Jerin, Fürstbischof von Breslau.

Im letzten Sommer besuchte mich in der Karthause eine Frau von Jerin-Gesetz auf Gesetz in Schlesien mit ihrer Mutter, die eine alte Kinzigthälerin und Leserin meiner Bücher ist. Die Dame erinnerte mich wieder an den Namen Jerin, den ich früher schon gehört hatte, und sagte mir, daß ihr Gemahl ein Verwandter des Bischofs Jerin sei, der aus Riedlingen stammte.

Andreas Jerin wurde 1540 zu Riedlingen geboren als Sohn eines Bürgers und Ratsherrn. Auf dem Gymnasium zu Dillingen zeichnete er sich so aus, daß der Kardinal-Bischof Otto von Augsburg, ein Truchseß von Waldburg, ihn mit zweien seiner Neffen auf die Universität Löwen schickte.

1567 kam Jerin in das deutsche Kolleg zu Rom und wurde 1573 Priester und Prediger der päpstlichen Schweizergarde. Aber der Kardinal von Augsburg rief ihn bald nach Deutschland zurück. Vor seiner Abreise doktorierte Jerin noch in Bologna.

Den Heimgekehrten ernannte sein Gönner in Augsburg zum Pfarrer von Dillingen, von wo ihn der Papst 1575 als Domkapitular nach Breslau berief. Hier wurde er 1581 Dompropst und

1585 Bischof und zwar ein ausgezeichneter Bischof. Er starb 1596.

Jerin war nebenbei Dichter und Diplomat und wurde von Kaiser Rudolf II. vielfach als Gesandter benutzt.

Die Söhne seiner Schwester, die an einen Riedlinger Bürger Maller verheiratet war, ließ er nach Schlesien kommen und den vom Kaiser ihm verliehenen Adel und seinen Geschlechtsnamen auf sie übertragen. So kam ein Riedlinger Geschlecht nach Schlesien.

Schon vor Jerin war ein Riedlinger berühmt, der Sohn eines dortigen Bürgermeisters, Bernhard Schiller. Dieser war einer der ersten Professoren der Medizin an der Universität Freiburg, auf der im Mittelalter überhaupt viele Riedlinger studierten.

Zu den bedeutenden Söhnen dieser Stadt in unsern Tagen gehört auch der wackere Donat Munding in Engen. —

Wir verlassen von Riedlingen weg die Donau wieder für einige Zeit und fahren auf meiner lieben Dauphinestraße weiter.

In der Nähe des Dorfes Unlingen ange-

kommen, erklärte Konrad, der Schweiger, er müsse dem einen Pferd ein Eisen anheften lassen, wenn im Dorf ein Schmied sich fände.

Die beiden Pferde sind in meinen Augen tadellos, wie der Kutscher. Dieser ist aber auf den „Linkshändigen“ nicht gut zu sprechen, und öfters höre und sehe ich, wie er diesem ungute Worte und meines Erachtens unverdiente Streiche giebt. Als ich ihn deshalb heute anließ, sprach er die interessanten Worte: „Des ist a Kaib; der will wissen, wer uf'm Bock sitzt, sonst pariert er nit.“

Dieser „Kaib“, obwohl nur ein Gaul, imponiert mir, weil er wissen will, wer auf dem Bock sitzt, d. h. er erkennt die Autorität nur an, wenn sie ihm Respekt einflößt.

Der Braune paßt in unsere Zeit, in der die Autorität nur noch was gilt, wenn sie sich zu repräsentieren versteht und in ihren Grenzen bleibt.

Früher genügte es, daß jemand „auf dem Bocke saß“, d. h. ein höheres Amt einnahm; die Untergebenen ließen sich dann das Kutschieren willig und ohne Kritik gefallen. Das ist heute anders geworden. Daß es anders geworden, da-

ran sind aber nicht bloß die auf den Böcken Sitzenden schuld, sondern auch unser Zeitgeist mit seinem Hochmut, mit seinem Individualismus und Egoismus und mit seinem Wahlspruch: „Selbst ist der Mann" und auch das Männlein und das Büblein. —

Gleich im Dorf drin war eine Schmiede; der Wagen hielt, und ich ging hinüber zur nahen Kirche. Ich hatte mich im Herfahren erinnert, daß der berühmte Bildhauer Professor Kopf in Rom, dessen „Erinnerungen" ich vor kurzem mit vielem Interesse gelesen, als Bauernsohn aus Unlingen stamme und in die Pfarrkirche einen Taufstein gestiftet habe. Den wollte ich sehen.

Ich kenne den großen Meister Kopf, der eigentlich ohne Lehrer und ohne Schule ein Künstler ersten Ranges geworden ist, persönlich. Zweimal hab' ich ihn in seinem Atelier zu Rom, wo er für hohe und höchste Herrschaften Werke schafft, aufgesucht. Und anno 1876 bin ich mehrere Abende mit ihm beim Bier gesessen in einem Restaurant am Korso.

Unvergeßlich ist mir ein Wort von ihm aus jenen Stunden. Als ich ihm sagte, er müßte doch

stolz darauf sein, daß so viele Fürstlichkeiten in sein Atelier kämen, um ihm Aufträge zu geben, gab er kurz und trocken zur Antwort: „Selbst Fürst!“

Dies Wort gefiel mir ungemein, weil es zeigt, daß der Unlinger Bauernbub sich als Geistesfürst kühn neben die Fürsten stellt, die ihre Würde nur dem Fleische nach besitzen und ohne ihr Zuthun geerbt haben.

Nicht imponiert hat mir aber Kopfs Taufstein. Er ist glatt, sauber, von tadellosem weißen Marmor, aber schmucklos von irgend einem seiner Gehilfen ausgeführt. Ich würde als großer Bildhauer ein Meisterwerk von meiner eigenen Hand, etwa einen herrlichen Engel, der eine mit Reliefs geschmückte Schale trägt — in meine Taufkirche gestiftet haben.

Uebrigens hat der Unlinger Altmeister in der Wallfahrtskirche auf dem Bussen, an dessen Fuß sein Geburtsdorf liegt, einen segnenden Christus von seiner Hand als Weihegeschenk aufgestellt.

Daß Professor Kopf sein Leben uns beschrieben, rechne ich ihm so hoch an als irgend eines seiner Meisterwerke. —

An der Kirchenwand, die den Friedhof von Unlingen begrenzt, sind viele Denksteine an Tote angebracht. Auf einem derselben, der einem jungen Soldaten gilt, stehen die naiven Verse:

Als du noch stundest in des Lebens schönstem Lenz,
Ertrankest du beim Baden in der Enz.

Daß mir solche Poesie viel lieber ist als die Reime mancher „Modernen", brauchte ich eigentlich nicht zu sagen.

Das Dorf Unlingen wurde von dem schon genannten Grafen Gerold auf dem Bussen im Jahre 811 dem Kloster Reichenau im Bodensee vergabt und blieb bei demselben bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts, also nahezu eintausend Jahre lang.

Ich wünsche dem derzeitigen Königreich Württemberg alles Gute, glaube aber nicht, daß das Dorf Unlingen nach abermals tausend Jahren noch württembergisch sein wird. —

Von Unlingen weg wird das Land alltäglich. Wir fahren stille auf der menschenleeren Straße weiter. Der Konrad schweigt, ich schweige, die Natur schweigt. Man hört nur das Traben der Pferde und das Rollen des Wagens.

Der Himmel hat sich geklärt, die Abendsonne blickt aus zerrissenen Wolken herab, aber mich friert's trotzdem.

Ich habe mich heute offenbar erkältet, da ich, um nichts von der Gegend zu verlieren, den ganzen Tag den Wagen halb offen hielt trotz des kühlen, regnerischen Wetters.

Nach längerer Fahrt nahen wir uns wieder der Donau, und ich staune über die Veränderung in der Natur. Auf pittoresken Felsen am linken Flußufer und in der Thaltiefe zeigen sich malerische Dörfer. Von der Ferne schauen aus einem nordwestlichen Seitenthal die Türme des Klosters Zwiefalten zu mir herauf; gleich darauf erscheinen vor mir die von Obermarchthal.

Ich hätte gar nicht geglaubt, daß Württemberg so reizendes Land besitze, und ich dachte an das Volkssprichwort: „Die Mönche wissen, wo es schön ist.“ Kaum aber hatte ich mich von meinem Staunen über die alte Mönchsherrlichkeit recht erholt, als ich auch schon in den Schloßhof der einstigen Freiherren von Speth in Untermarchthal einfuhr und damit in den herrlichen Sitz, den der Orden der barmherzigen Schwestern Württembergs sich hier gegründet.

Bischof Keppler hatte mich hier schon angemeldet. Ich wurde drum gar freundlich empfangen, lag aber bald nachher an einem Schüttelfrost in einem heimlichen Alkoven im Bette, froh, in diesem Zustand bei Krankenschwestern zu sein.

Am 27. Juni.

Die Nacht war trotz Schlafmittels fast ohne Schlaf, und selbst der Morgen brachte ihn nicht. Dafür aber sangen vor den Fenstern die Vögel so zahlreich, wie selbst in der Karthause nicht. Ich dachte an die Worte des Minnesängers:

Wonne und Vogelsang
Sind im Schwabenland.

Von Wonne fühlte ich heute nichts, aber der Vogelsang war herrlich. Unter den Sängern hörte ich einen, dessen Stimme ich nicht kannte, obwohl ich seit meinen Knabenjahren jedes einheimischen Vogels Stimme zu deuten vermag.

Welk und matt erhob ich mich vom Lager, als die Morgensonne in meinen Alkoven drang. Ich trat ans Fenster. Auf blühenden Akazienbäumen singen die Vögel; die Donau, welche sich

hier aus den beengenden Kalkfelsen losmacht, fließt heiter Ulm zu; auf einer malerischen Brücke zieht die Dauphinestraße vom linken Flußufer auf das rechte, und über das Ganze leuchtet die Junisonne.



Ich hätte aufjauchzen mögen ob dieses schönen Anblicks, wenn meine leibliche und geistige Verfassung es gestattet hätte.

Mit der äußern Pracht harmonierte auch die innere in den zwei Zimmern, welche die barmherzigen Schwestern mir zur Verfügung gestellt haben.

Der schönste Schmuck derselben stammt aus der Zeit des letzten Herrn von Speth zu Untermarchthal und besteht aus Wandgemälden, meist Landschaften. Diese sind keine Meisterwerke, zeigen aber doch zur Genüge, daß Wandmalereien der einfachste und schönste Schmuck eines Zimmers sind.

1889 und 90 wohnte in diesen Räumen der kranke Kardinal Hergenröther. —

In der Sakristei traf ich einen alten, lieben, schwäbischen Priestergreis, einen Achtziger, der mich im Jahre 1873 in Aulendorf in Oberschwaben hatte reden hören und noch wohl im Gedächtnis hatte. In mir erweckte er damit einen Vergleich zwischen damals und jetzt an meiner eigenen Person.

Viel klüger und gescheiter bin ich seit den 27 Jahren kaum geworden, wohl aber älter, kränker, feiger und energieloser. —

Im Verlauf des Morgens begleitete mich der Superior in die verschiedenen Nebengebäude und Institute des Gesamthauses, aber auch in Garten und Park.

Das ganze Anwesen ruht auf einem Felsen an der Donau, malerisch, einsam und weltfern, wie es einem geistlichen Hause geziemt.

Der Superior ist ein junger, gemessener Mann, dem die Frömmigkeit und der Geist der Ordensregeln, die er lehren und überwachen muß, aus allen Zügen sprechen.

Ich schritt auch hinab ins Thal, wo in einem großen Gasthaus mein Kutscher eingestellt hatte und eben damit beschäftigt war, den Wagen zu waschen.

Ich fragte ihn, wie es ihm hier gefalle. Seine Antwort bestund in der lebhaften Frage: „Haben Sie schon die Sauställe des Klosters gesehen? Die sind das schönste, was ich auf der ganzen Reise gesehen. Sie sind nobler und sauberer als bei uns im Schwarzwald manche Wirtshäuser.“

Ich versprach ihm, dieses Wunder anzusehen und ging, wieder oben angekommen, in die Schweineställe. Und in der That, dieselben waren von einem Komfort und einer Reinlichkeit, wie ich sie in Ställen noch nie gefunden.

Nach Alter und Geschlecht waren die armen Schlachtopfer in eleganten Zellen untergebracht und freuten sich anscheinend vollauf ihres Lebens, weil sie nicht ahnten, was ihrer wartet.

Das hat ja das Tier vor dem Menschen

voraus, daß es vom Tode nichts weiß, bis er kommt, und wenn er kommt, macht er's den Tieren viel kürzer und gnädiger als den Menschen. —

Es schlug gerade elf Uhr, als ich auch die Küche des Mutterhauses betrat. Schwestern und solche, die dies werden wollen, waren an der Arbeit und beteten, ohne diese zu unterbrechen, beim Glockenschlag ein kurzes Gebet.

Es rührte mich diese Art, Gebet und Arbeit zu verbinden, sehr, und ich erfuhr, daß dies jede Stunde des Tages über geschehe.

Kann es etwas Schöneres geben, als wenn der Mensch, dieser Priester der gesamten Schöpfung, von der Mühe und Arbeit bei jedem Glockenschlag, der ihm die Flüchtigkeit seines Lebens verkündet, aufschaut zum Ewigen! —

Was mir weniger gefiel als dies Stundengebet, waren die Hauben, welche die Novizinnen zu tragen verurteilt sind und die schon oft in Freiburg mein Mißfallen erregt haben.

Diese weißen Schlafhauben mit riesigen, gefältelten Scheuledern verschänden die Gesichter der jungen Mädchen förmlich. Ich kann mir nur denken, daß sie zur Verdemütigung und Selbstverleugnung

getragen werden müssen, ähnlich wie der heilige Philippus Neri seinen Jüngern Fuchsschwänze anband und Gießkannen auf den Kopf setzte und sie so spazieren gehen hieß, damit sie sich an Spott gewöhnten. —

An einer Stelle außerhalb der Küche, wo die Armen und Bettler, so ins Haus kommen, gespeist werden, stehen die passenden Psalmworte: „Es werden essen die Armen, und sie werden satt werden und den Herrn loben.“ —

Vom Superior hörte ich mit Staunen, daß eine barmherzige Schwester, die im Schwabenland in der Krankenpflege thätig ist, nur 120 Mark Jahreslohn empfängt und die Gemeinden und Verwaltungen es ungern sehen würden, wenn das Mutterhaus, angesichts seiner Schulden, etwas mehr verlangen wollte.

Es ist eben die alte Geschichte. Die meisten Leute meinen, die katholischen Ordensschwestern seien nur dazu auf der Welt, um für etwas weniger als gar nichts Dienste zu thun, die andere Menschen verschmähen.

Jede halbgewachsene Magd hat in Süddeutschland mehr als eine barmherzige Schwester, die

Tag und Nacht den unliebsamsten und härtesten Dienst versieht.

Aber es giebt ja überall Leute, die glauben, die katholischen Orden müßten überhaupt froh sein, daß sie in einem Lande existieren dürfen, und drum könne man ihre Arbeitskraft in aller Gewissensruhe um möglichst billigen Preis ausbeuten.

In Württemberg ist sonst vieles sehr lobenswert an Menschen und Zuständen, aber es zeichnet sich auch durch Dinge aus, die nicht lobenswert sind, so z. B. durch sogenannte Demokraten, die stets nach Freiheit schreien, den katholischen Orden gegenüber aber Reaktionäre und Kulturkämpfer ersten Ranges sind. Ein echter schwäbischer Demokrat sollte aber den Wahlspruch haben: „Freiheit für alle, auch für die Kapuziner!“

Es ist in der That ein Schwabenstreich unschöner Art, daß es in Württemberg Demokraten und selbst Sozialdemokraten giebt, die Ausnahmegesetze verlangen oder gutheißen! —

Ich mußte mich am Nachmittag wieder legen es fror mich wie im Winter, und selbst der auf meinen Wunsch geheizte Ofen konnte mich nicht ganz erwärmen.

Ich lag im Bett, als Bischof Keppler von der nächsten Firmungsstation eintraf. Ich hörte den Wagenpark, der ihn begleitete, feierlich über die Donaubrücke rollen und die Glocken läuten.

Er selbst erschien alsbald an meinem Lager und gab mir das Versprechen, die Leichenrede halten zu wollen, falls ich hier sterben sollte. Auf eine Grabrede verzichtete ich, aber der Gedanke, in der Fremde, an einem stillen Ort an der Donau unbeschrieen sterben zu können, war mir sehr sympathisch, und ich erwog, als ich wieder allein war, alle Vorteile einer solchen Scheidung von dieser schönen Erde, die ich schon längst billig gäbe.

Wenn das Sprichwort, daß derjenige, der in Verborgenheit gelebt, gut gelebt hat, zutrifft, so dürfte es auch richtig sein, daß derjenige gut und leicht stirbt, der möglichst unbeschrieen und unbejammert seinen Geist aufgiebt. —

Gegen Abend hörte ich neben meinem Zimmer, an welches der Speisesaal sich anschließt, ziemlich lebhaft reden. Ich stund auf, ging hinaus und fand einige schwäbische Pfarrer, die ihren Bischof begleitet hatten, beim Bier sitzen unter dem Vorsitz des Superiors.

Unter ihnen befand sich auch der Pfarrer des kleinen Dorfes Untermarchthal, ein älterer Herr mit einem Gesicht voll Liebe und Güte.

Er ist ein merkwürdiger Zahlenkünstler; er kann von jedem Kalenderdatum sagen, auf welchen Wochentag dasselbe fiel, auch in vergangenen Jahrhunderten und zwar sofort oder nach kürzestem Besinnen.

Von ihm erfuhr ich auch zum erstenmal, daß mein Geburtstag, der 19. August 1837, ein Samstag gewesen ist.

Daß ich kein Sonntagskind sei, wußte ich wohl.

Der Pfarrer Strahl, so heißt der geniale Kalendermann, sagte mir auch, daß seine Kunst weniger auf Berechnung, als auf innerer Anschauung beruhe, d. h. er sehe den Kalender des betreffenden Jahres gleichsam vor seinem geistigen Auge aufgeschlagen.

Ich glaube dies gern, denn in seinen Zügen liegt so viel Gemüt, wie Verstandesmenschen — und zu diesen gehören die Rechenkünstler — es sonst nicht offenbaren.

Die Liebenswürdigkeit des sinnigen Mannes, der unermüdlich jede Kalenderfrage beantwortet,

wurde aber von seinen Mitbrüdern schon öfters mißbraucht. So soll eine Gesellschaft derselben einmal telegraphisch bei ihm angefragt haben, ob er ihnen nicht sagen könne, an welchem Wochentag die Schlacht von Marathon gewesen und wie viele Feldwebel dabei gefallen seien.

Mir hat der gute Pfarrer heute durch seine Kunst mein leibliches Elend für einige Zeit vergessen machen lassen, und dafür bin ich ihm dankbar.

In der Gesellschaft saß noch ein junger Schwabe, der in einem Benediktinerkloster in England Mönch und wegen leidender Gesundheit in seiner Heimat ist.

Er erzählte mir, daß die meisten Konventualen seines englischen Klosters Württemberger seien.

Man sieht da wieder, daß die Schwaben ein wahres Salz der Erde sind. Ueberall kann man sie brauchen, überall trifft man sie als tüchtige, thätige Menschen. Bald sind sie Kolonisten in Palästina, bald Hoteliers in den Weltstädten und Weltbädern, bald Benediktiner in England. Kurzum, überall findet man Schwaben, wie schon ein altes Sprichwort sagt:

Die Schwaben und das böse Geld
Führt der Teufel in alle Welt.

Und schon im dreizehnten Jahrhundert heißt es in einer Wiener Handschrift:

Wenn der Schwab das Licht erblickt,
Wird er in ein Sieb gedrückt,
Spricht zu ihm das Mütterlein
Und der Vater hintendrein:
So viel Löcher als da sind
In dem Siebe, liebes Kind,
So viel Länder sollst du sehen,
Dann magst du zu Grabe gehen. —

Ich machte mich heute abend zeitig in meinen Alkoven in der Hoffnung, morgen wieder marschfertig zu sein; denn ich bin auf Reisen rastlos wie der ewige Jude. Sobald ich gesehen, was mich interessiert, so zieht's mich wieder weiter — dahin, wo ich noch nicht war.

Am 28. Juni.

Der Bischof war in aller Frühe nach der nahen Donaustadt Munderkingen gefahren, um die heilige Firmung zu spenden. Ich hatte ihm gestern abend versprochen, wenn ich heute wohler wäre, ihn dort gegen Mittag abzuholen. Ich wollte die Geburtsstadt des schwäbischen Dialekt-

dichters und Humoristen Weitzmann doch auch sehen und dann am Nachmittag meine Heimfahrt beginnen.

Mein Befinden hatte sich gebessert, und nach zehn Uhr fuhr ich mit dem Superior in meinem Wagen am linken Donauufer hinauf gen Munderkingen.

Der Weg dahin ist ziemlich reizlos, um so reizvoller aber präsentierte sich mir nach einer halben Stunde das alte Munderkingen, auf einem Hügel am rechten Flußufer wie auf einer Insel gelegen.

Eine luftige, neue Brücke führt hinüber, und gleich am Eingang des Städtchens liegt eine Brandstätte, die Ruine des Geburtshauses Weitzmanns, das vor kurzem in Feuer aufging.

Die Munderkinger werden sicher nicht gram darüber sein, daß das letzte Wahrzeichen ihres satirischen Mitbürgers verschwunden ist.

Weitzmann war der Sohn eines gewesenen preußischen Regimentsarztes und späteren Amtsphysikus und Bürgermeisters von Munderkingen. Er studierte in Wien Rechtswissenschaft und wurde nebenher Freund und Schüler des bekannten, derben

Dichters, Bänkelsängers und früheren Jesuiten Blumauer.

Später kam Weitzmann als Sekretär zu den vorderösterreichischen Landständen in Ehingen, ganz in die Nähe seiner Vaterstadt.

Hier blieb er bis zu seinem Tode (1828) und wirkte, nachdem die österreichische Herrschaft der württembergischen hatte weichen müssen, als Rechtsanwalt.

Bei seinen Munderkingern war Weitzmann nicht beliebt, weil er sie gar zu satirisch behandelte, besonders in seinem Gedichte „Ausfall der Munderkinger anno 1793", wo sie mit Erbsen gegen die anrückenden Franzosen schossen.

Sie warfen ihn deshalb im Bilde eines Strohmannes in die Donau, und als er bald darauf seine Vaterstadt besuchte, entging er mit Not einer regelrechten Steinigung.

Daß sie sich über sein Lied „Lob der Munderkinger" ärgerten, begreife ich nicht. Es ist so leise und so sanft satirisch, daß ich zwei Strophen hier wiedergeben will:

O Munderkinger!
Dich lobet und preiset mein Mund,

Und hätt' ich auch Götzens eiserne Finger,
Ich spielte sie heute mir wund,
Zu loben und preisen den Ehrenmann,
Den alle Welt loben und preisen kann.

Am Donaustrande,
In Schwabens schönstem Revier,
Dort wiegt ihn die Mutter am goldgelben Bande
Und taucht ihm den Schnuller ins Bier;
Dort lächelt in Fetschen gewickelt gar süß
Der kleine, goldlockige Dionys.

Weitzmann war eine gerade, ehrliche Schwabennatur, kein Schmeichler und kein Katzenbuckler, derb, leider auch bisweilen trivial, aber ein Satiriker und Humorist bester Qualität.

Die ersten Dichter, von denen ich in meinem Leben hörte, waren die zwei Schwaben Schiller und Weitzmann. Den einen deklamierten zwei meiner Schulkameraden, des Hammerschmieds Wilhelm und der „lange Mede“ — den Weitzmann aber rezitierte in meines Vaters Wirtsstube öfters Lambert, der Schmied und Kapellmeister.

Darum sah ich heute mit Vergnügen des letzteren Dichters schöne alte Schwabenstadt und bedauerte, daß der Satiriker so wenig galt in ihr.

Auf der Höhe des Hügels, den Munderkingen

einnimmt, steht die große, gotische, aber verzopfte und ziemlich verwahrloste Kirche.

Die heilige Feier ist vorüber. In Gruppen stehen die Firmlinge, leider alle in Modetracht, auf dem Platze zwischen der Kirche und dem palastartigen Pfarrhause. Hier treffe ich den Oberhirten, umgeben von seinen Hirten, die heute ihre Schäflein ihm zugeführt, auf daß er sie stärke für den Kampf in diesem armseligen Erdenleben.

Diese Landpfarrer waren lauter helle, echte Schwabenköpfe. Es war mir eine Freude, aus den Zügen jedes einzelnen die biedere, intelligente, lebensfrohe Schwabennatur herauslesen zu können. Keinem sah man den Kopfhänger oder den billigen Denker an.

Die Schwaben bringen eben aus den Windeln her schon eine gute Portion gesunden Menschenverstandes mit, und dann studieren bei ihnen nur die talentvollen. In andern Gegenden des deutschen Reichs sieht man mehr auf die Bravheit; dumm, aber brav ist vielfach die Note für Befähigung zum Studieren.

Da hat mancher Landpfarrer in der Schule einen talentvollen, aber etwas lebensfrohen und

zu Streichen aufgelegten Knaben neben einem stillen, fleißigen, braven Buben sitzen, der herumschleicht wie der Schatten an der Wand. Flugs nimmt er den letzteren „in die Stund" und ermuntert seine Eltern, den Sohn studieren zu lassen; den andern aber hält er für zu leichtsinnig und überläßt ihn seinem Schicksale.

So kommt mancher Durchschnittsmensch und manch billiger Denker mit Mühe und Not zu einem akademischen Beruf, während sein viel begabterer Mitschüler als Schuhmacher oder Schneider sich durchs Leben schlagen muß. —

Ich sprach mit einem dieser schwäbischen Landpfarrer auch über Weitzmann und fragte ihn, ob seine Dichtungen noch im Volke lebten. „Ja," gab er mir zur Antwort, „aber meist nur die trivialen Sachen von ihm, die jetzt noch durch ihren Spott über religiöse Dinge Schaden anrichten."

Er gab mir dann noch einen mir bisher unbekannten Vers des Satirikers zum besten. In Ehingen lebte gleichzeitig mit Weitzmann ein Oberamtmann, Namens Drescher, der ein ziemlich grober Pascha war. In der Gesellschaft wurde der Dichter öfters von den Anwesenden ersucht,

einen Vers auf sie zu machen. Auch der Oberamtmann wollte eines Abends einen solchen haben. Prompt bediente ihn Weitzmann mit dem folgenden:

Du bist ein Drescher,
Eines Dreschers Sohn,
Drescher und Flegel
In einer Person.

Der also Besungene soll nie mehr einen Vers von Weitzmann verlangt haben. —

Der Bischof wünschte meinen Wagen zu benützen auf der Rückfahrt nach Untermarchthal; wir fuhren also zusammen und hinter uns drein die Vertreter der Stadt Munderkingen, die dem Oberhirten das Geleite geben wollten.

Ich bin nur ein mittelmäßiger Pfarrer und hätte zu einem Bischof keine einzige der hiezu notwendigen Eigenschaften, weder die Frömmigkeit, noch die Weisheit, noch die Klugheit. Aber als ich heute sah, mit welchem Ballast von Förmlichkeiten, Komplimenten und Rücksichten ein solcher Mann umgeben ist, sagte ich mir im stillen: „Um keinen Preis möchte ich an solcher Stelle stehen."

In Wahrheit, wer Bischof ist und all' diese Dinge über sich ergehen läßt, ohne das Gleich-

gewicht zu verlieren und ohne zu vergessen, daß er ein armseliger Mensch ist und bleibt, der ist in meinen Augen ein tapferer Mann.

Ich würde als Bischof mir die meisten dieser Förmlichkeiten verbitten und mir z. B. nur von Kindern den Ring küssen lassen. Auch wäre ich kein Freund der Pontifikalämter, bei denen das heilige Opfer in ein Meer von Zeremonien versenkt wird. Noch viel weniger würde mir der Staatseid passen, wie ihn die Bischöfe der napoleonischen Rheinbundstaaten heute noch schwören müssen.

Das Rezept dazu ist vom General Savary, als er Polizeiminister war, und wer diesen Eid liest, könnte meinen, ein katholischer Bischof sei Vorstand eines Anarchistenklubs. —

Bischof Keppler hat alle vorhin genannten Eigenschaften in hohem Maße, ist dazu noch ein vortrefflicher Kanzelredner und eine stille, poesie- und gemütvolle Natur.

Er hat auch die nötige Geduld, um all die Förmlichkeiten über sich ergehen zu lassen. Beneidet aber habe ich ihn nur einmal im Leben und zwar um seine herrlich gelegene Villa, die er als Professor in Tübingen sein eigen nannte und die ich anno 1890 gesehen.

Zu Thränen rührte es mich, als ich sah, wie auf der Rückfahrt die Leute, jung und alt, aus ihren Häusern herbeieilten und auf die Straße knieten, um den bischöflichen Segen zu empfangen. Wo solch kindlicher Glaube herrscht, da können die schwäbischen Könige noch furchtlos und kühn jedem dieser Unterthänen das Haupt in den Schoß legen. —

Um Mittag waren wir wieder in Untermarchthal, und zwei Stunden später fuhr ich aus dem dortigen Schloßhof weg, um auf neuen Pfaden den Heimweg anzutreten.

In Obermarchthal ward der erste Halt gemacht, um das einst berühmte Kloster zu sehen. Es liegt nur wenig von der Straße ab. Ein reizendes Barockthor führt in den mächtigen Klosterhof, an dessen nordwestlichem Ende Kirche und Kloster sich erheben; das letztere ein mächtiges Fürstenschloß aus der Zeit der französischen Ludwige. In weitem Bogen umgiebt beide ein Kranz ähnlicher Gebäude, einst für weltliche Beamte und wirtschaftliche Zwecke bestimmt.

Einsam schien die Sonne in den weiten, menschenleeren Raum und auf die herrlichen, gut er-

haltenen Bauwerke, die in ihrer weißen Tünche die Lichtwirkung noch erhöhten.

Es ist uraltes Klosterland, auf dem ich stehe. Schon ein Ahnherr des Sendboten Erchanger hatte



hier in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts ein Benediktinerstift gegründet.

Die Halaholfinger, dieses älteste alemannische Herzogsgeschlecht, hatten in der Nähe ihren Lieblingssitz, die noch in Ruinen sichtbare Alteburg.

Hierher zog auch Erchanger nach seinem Siege über die Ungarn im Jahre 913, und das Volk

begrüßte ihn dankbar mit den Jubelrufen: „Heilo Erchanger! Heilo Herro! Heilo Liebo! Heilo Herzogo!“

Einer seiner Nachfolger, Herzog Hermann II., machte aus dem zerfallenen Benediktinerklösterlein um 990 ein Chorherrenstift. Auch dieses zerfiel bald durch die Schuld der leichtlebigen Kanoniker.

Pfalzgraf Hugo II. von Tübingen, aus dem Geschlechte der Grafen von Bussen, an dessen Haus Marchthal durch Heirat gekommen war, gründete anno 1171 dem jungen Orden des heiligen Norbert, dessen Mönche nach dem ersten Kloster zu Prémontré in Frankreich Prämonstratenser genannt wurden, ein Heim im heutigen Obermarchthal. Hier lebten und wirkten diese Mönche bis zum Jahre 1803.

Als im Jahre 1670 der damalige Abt Nikolaus Wierieth aus Füßen im Auftrag des Generalkapitels zu Prémontré mit Ludwig XIV. Ordensangelegenheiten zu besprechen hatte, kam er nach Versailles. Hier gefiel ihm die Hofkirche so gut, daß er sie in einer neuen Kirche seines schwäbischen Stiftes nachzuahmen beschloß. Doch erst 1686 konnte er den Grundstein legen, starb aber

ein Jahr vor der Vollendung, die 1692 unter seinem Nachfolger erreicht wurde. Die übrigen Prunkbauten fallen in das folgende Jahrhundert.

Was mir an der Kirche vor allem imponierte, ist die gewaltige Höhe im Innern. Ueber den mächtigen Pfeilern, die, mit den Außenwänden verbunden, oben breite Galerien und unten Kapellen bilden, erhebt sich das mit den feinsten und stilvollsten Stuckaturen gezierte, riesige Tonnengewölbe.

Gold und Malerei fehlen. Aber das giebt dem Ganzen einen Ernst und eine Einfachheit, die ebenso großartig als vornehm wirkt. Man glaubt, das ganze Kunstwerk sei aus einem Schneeberg herausgearbeitet, und man steht staunend vor dieser Leistung der Barockzeit.

Ich war nur kurze Zeit allein in der Kirche. Dann kamen der Kaplan und der Lehrer; sie hatten in den Blättern von meiner Fahrt gelesen und dachten sich, ich müßte der fahrende Schüler sein. Sie geleiteten mich noch in die Sakristei, wo die herrlichen geschnitzten Kästen eines Laienbruders und Convertiten, Speisegger aus Schaffhausen, stehen.

Man muß vor den Fürsten von Thurn und

Taxis, welche 1802 durch den großen Raubakt, Reichsdeputationshauptschluß genannt, in den Besitz des Klosters Marchthal und dessen Besitzungen gelangten, alle Achtung haben, daß sie diese mobilen Kunstschätze hier ließen. In anderen Gegenden hat man derartige Klosterschätze gleich nach der „Annexion“ um einen Spottpreis an die Juden verkauft. —

Als ich die Kirche eben verlassen wollte, erschien auch noch der Pfarrer, der, ein Westphale, durch den Kulturkampf nach Württemberg gekommen, da geblieben und mit der Zeit Pfarrer in Obermarchthal geworden ist. Der Mann hat recht; mir gefiele es in dem heitern Schwabenland an der Donau auch besser als auf den elegischen Gefilden der roten Erde. —

Von den Tausenden von Mönchen, die auf dem Felsen an der Donau, welcher das Kloster trägt, gelebt haben und gestorben sind, ist mir nur einer wohlbekannt, der Pater Sebastian Sailer, der größte Dialektdichter Schwabens und in meinen Augen einer der größten Humoristen aller Zeiten.

Er kennt die Volksseele weit besser als der Munderkinger Weitzmann und hat unter seinen

Standesgenossen nur einen Rivalen, den Abraham a Sancta Klara, auch einen Schwaben, der keine zehn Stunden von Obermarchthal entfernt das Licht der Welt erblickte.

Sailer, 1714 in Weißenhorn, im heutigen bayerischen Schwaben, unweit Ulm geboren, war frühzeitig in das Kloster Obermarchthal eingetreten und Kapitular des Stiftes geworden. Er verwaltete als solcher Jahre lang zwei benachbarte Dorfpfarreien, die zum Kloster gehörten, und erwarb sich nicht bloß den Ruf eines biederen, höchst ehrenwerten Charakters, sondern auch eines beliebten und populären Kanzelredners. Nicht nur seine Bauern hörten ihn gern, sondern weithin, selbst bis nach Wien, wurde er als Prediger berufen.

Er war aber auch ob seines Witzes und seines Humors überall gerne gesehen, und seine Dialektdichtungen entstanden meist zu gelegentlicher Unterhaltung, wobei er die Arien zu seinen Kantaten mit der Geige selbst vortrug.

Sailer bewegt sich in diesen Dichtungen mit Vorliebe im Niedrigkomischen und im Burlesken, aber in durchaus genialer Art.

Der Volkston und das Volkswesen ist darin

so unübertrefflich nachgeahmt, daß man glauben möchte, es habe ein satirisches, derbes, schwäbisches Bauerngenie auf einem Bauernhof diese Dichtungen geschaffen.

Freilich dürfte heute kein Ordensmann so „die Schöpfung", den „Sündenfall", den „Fall Luzifers" behandeln, wie Sailer es gethan hat.

Es fehlte zwar nicht an einzelnen Angriffen auf Sailer schon zu jener Zeit. Aber der damalige Bischof und Kardinal von Rodt in Konstanz nahm selbst den Dichter in seinen Schutz, nachdem er eines seiner Stücke sich durch denselben hatte vorführen lassen.

In unseren kirchlich sehr empfindsamen Tagen würde ein zweiter Sailer gesteinigt werden.

Es kommt eben viel darauf an, in welcher Zeit ein Mensch lebt, spricht und schreibt.

Unsereiner ist in der Richtung auch zur „letzen" Zeit auf die Welt gekommen und Schriftsteller geworden.

Ich möchte sehen, wie es heutzutage jenen Männern erginge, die wie Geiler von Kaisersberg und andere in der Zeit vor der Reformation unbehelligt und in den kräftigsten Worten wirkliche

Mißstände in der Kirche selbst auf der Kanzel besprachen!

In St. Peter bei Freiburg lebt ein biederer Waldhüter, der für unsere Tage den richtigen Wahlspruch gefunden hat. Er meint: „Hit zuo Tag muaß ma 's Mûl halte un folge, wenn ma's zuo ebbis (etwas) bringa will.“ Der wackere Schwarzwälder hat es allerdings nur zum Waldhüter gebracht, aber daß selbst solche Aemter nur nach obigem Rezept erlangt werden können, spricht um so mehr für die Richtigkeit seines Ausspruches.

Sailer machte auch eine „einfältige Kantate“, wie er sie selbst nennt, als die Marie Antoinette vom ersten auf den zweiten Mai 1770 im Kloster Marchthal übernachtete.

Er läßt einen „Genius“ von Marchthal darin auftreten und vier schwäbische Bauern. Der erstere ist servil, wie jene ganze Zeit den Fürsten gegenüber, und singt u. a.:

Funkelt ihr Sterne
Nur in der Ferne!
Denn Marchthals Licht soll Antonie sein,
Weil dessen Wonne ihr Schimmer und Schein.
Donau ergötze dich
Durch Marchthals Auenstrich!

Dies und ähnliches war wohl der „einfältige“ Teil der Kantate. Anders wird Sailer, wenn er auf sein Feld, den Dialekt, kommt. Den Bauern Theißle läßt er über den Wegbau zu Ehren der Dauphine reizend so klagen:

'S Weagmacha ischt a baise (böse) Sach,
Koi Arbet ischt so schlimm;
Ma hot koi Haus, ma hot koi Dach
Und 's Esse ischt so glimm.
Weans d' Herra hau weand, muaß es sei,
Sie geand (geben) koi Dingle nô;
Der Bauer muaß dra, schla's Weatter drei,
Dui G'walt ischt immer dô.

O! d' Gräba aufthua, wenn es kalt,
Wenn Duft und Eis im Baat (Bart);
Stoi und Sand füahra, dös ischt halt
A baise, schlimme Aat (Art).
Der Herr lacht brav, guckt raus zum Schloß,
As ischt am itt viel drum,*)
Wenn d' Ochsa au, wenn d' Gäul und d' Roß
Seand halbe hi und krumm.

Sein Mitbauer, der Veitle, tröstet den Theißle und meint:

Theißle, denk' und glaub's nu feschter,
Denk, as Koisers oigne Schweschter

*) Es liegt ihm nichts daran.

Macht ihre Roiſ' durs Schwobaland.
Gealt jetzt, Theißle, dös seand Sacha,
Daß ma d' Weag hot müaßa mache,
's wär jo gſei a grauße Schand.

Zum Schluß läßt Sailer den Chor eine köstliche Segenshymne singen, von der ich eine Strophe hierher setzen will!

O liabe Schwoba! ei jauchzet und schreiet,
Und dui schön Frau do nu reacht benadeiet:
So viel in Böhma seand Gläser und Flascha,
So viel d'Soldate hant (haben) Büchſa und Tascha,
So viel im Allgoi seand Gäul auferzoga,
So viel di schwäbische Baura hant gloga,
So viel dui Frau do verleaba soll Johr!
Hol is der Teifel, wenn dös ischt itt (nicht) wohr.

Die Wünsche der lieben Schwaben gingen leider nicht in Erfüllung. Wenn aber Marie Antoinette und Ludwig XVI. vernünftiger regiert hätten, d. h. wenn sie nicht so leichtlebig und weniger hochmütig, und er kein so billiger Denker und guter Schlossermeister gewesen wäre, würde wohl die französische Revolution nicht gekommen sein. Dann gäbe es in der Geschichte keinen Napoleon I., keinen Reichsdeputationsraubschluß und kein Königreich Württemberg.

Das Schwabenland wäre noch österreichisch, und in Marchthal gäbe es noch Prämonstratenser.

Aber so geht eben der Gang der Geschichte, und was geschehen soll, geschieht. —

Nur noch eine kleine Strecke fuhr ich von Obermarchthal weg auf der Dauphinestraße; dann ging's hinab in die Schlucht, durch welche die Donau hier ihren Weg zieht.

Sehr malerisch liegt gleich unten am Fluß an waldigen Gehängen der kleine Ort Zwiefaltendorf.

Ich fragte einen Bauersmann, der sein Heu einführte, wie weit es sei nach Gammertingen. Wenn ich ihn gefragt hätte, wie weit es sei nach Peking, hätte er kein fremderes und unwissenderes Gesicht machen können.

Das hab' ich überhaupt gefunden im Schwabenland, daß die Leute, ob Bauern oder Gebildete, über Entfernungen, welche über ihre Oberamtsstadt hinausgehen, nicht Red' und Antwort stehen können. Es war mir dies um so auffallender, als der Schwabe sonst den Weg in die ganze weite Welt weiß und findet. Daß er aber daheim sich nur um sein Dorf und dessen Weichbild kümmert, ist auch ein schöner Zug. —

Von Zwiefaltendorf zieht der Weg durch das grüne Thälchen der Ach, die aus zwei Bächen, welche beim Kloster Zwiefalten sich vereinen, gebildet



wird. Das Gotteshaus ward darum ehedem lateinisch nur genannt „ad duplices aquas“ d. i. zu den zwei Achen, und daraus ward Zwiefaltach, Zwiefalten.

Das Kloster liegt eine Stunde von der Donau entfernt in einem stillen Thalkessel, den felsige Waldgebirge einschließen und der zu einem Mönchsheim wie geschaffen erscheint.

Im Jahre 1089 gründeten die Grafen Kuno und Luithold von Achalm den Benediktinern hier eine Stätte. Der berühmte Abt Wilhelm von Hirschau hatte die beiden Brüder dazu bewogen und kam noch im gleichen Jahre mit siebzehn Mönchen seines Klosters dahergeritten. Auf der Höhe oberhalb Zwiefalten angelangt, stiegen alle von den Pferden und hielten barfuß ihren Einzug.

Söhne der vornehmsten Adeligen entsagten in Zwiefalten der Welt, und vier Jahrzehnte nach der Gründung zählte das Kloster 70 Priester und 130 Laienbrüder.

Die Mutter der Stifter, die hier eine Burg besaßen, war eine Verwandte des großen Papstes Leo IX., des Heiligen, der, als er 1056 das zweitemal in Deutschland war, seine Base in Zwiefalten besuchte. —

Heute ist das alte Stift in eine Irrenanstalt verwandelt, die schon im Jahre 1812 dahin verlegt wurde. Nur eines zeugt noch mit Majestät

von verschwundener Pracht, die Klosterkirche, eine Perle der üppigsten Rokokozeit. Im Gegensatz zu Marchthal ist der Stuck hier überreich vergoldet. Aber da die Sonne und das Gold nicht leicht etwas verderben, so nimmt sich das Innere der Kirche herrlich aus.

Um dieser gewaltigen, von Gold strahlenden Räume allein willen ist es schade, daß keine Mönche mehr durch diese Hallen schreiten, beten und singen. Oder wenigstens sollte dieses Gotteshaus in einer großen Stadt stehen. Für die wenigen Einwohner des kleinen Dorfes ist es zu schön und zu riesenhaft. —

In dem großen Hof, der zur Kirche führt, saßen Mädchen und Frauen des Dorfes und wanden Kränze, weil übermorgen der Bischof kommt.

Ich meinte, wenn man eine so schöne, goldige Kirche habe, brauche man keine Kränze. „Do hant Ihr freili reacht,“ gab eine alte Frau zurück, „aber wir kränzet au nur für d' Kirchthüra und fürs Pfarrhous.“

Auf der Straße stund bei meinem Wagen ein älterer Mann niederen Standes und redete mit dem Kutscher. Ich sagte ihm: „Ihr Zwie=

faltener habt aber eine stolze Kirche.“ Da lächelte er trocken und sprach: „Do dürfet Freiburg und Köln itt (nicht) na.“

Als ich ihn fragte, ob er diese beiden Münster kenne, erwiderte er: „Noi, aber g'hairt hau i schau davo.“

Als Konrad, der Schweiger, hörte, die Kirche von Zwiefalten sei schöner als das Freiburger Münster, wurde er unruhig. Ich sah ihm an, daß er das nicht glauben könne, und munterte ihn auf, die Pferde meiner Obhut zu überlassen und das Münster von Zwiefalten, wie es im Volksmund heißt, auch anzusehen.

Er eilte hinüber, kam nach kurzer Betrachtung zurück und gab dem Manne von Zwiefalten Beifall. „Gealtet i hau reacht?“ sprach jetzt dieser zu mir, und als ich nun auch zustimmte, war seine Freude vollkommen.

In der That wird der goldige Rokokostil auf Kenner und Nichtkenner wärmer und herzlicher wirken als die kalten Steinsäulen und die steinernen Gewölberippen eines gotischen Domes. —

Unweit des Klosters geht der Weg steil aufwärts durch einen schönen Buchenwald, den heute

die Sonne durchzitterte und in dem die Drosseln um die Wette schlugen.

Je höher wir kamen, um so reizvoller gestaltete sich der Blick hinab ins Thal und auf die Klosterkirche.

Auf der Höhe angekommen, erscheint eine weite, windige Ebene. Wir sind auf der rauhen oder schwäbischen Alb, die bekanntlich einen Teil jener mächtigen Bergkette bildet, die von Lyon bis zum Fichtelgebirge sich hinzieht und fast überall Jura heißt. Schon einmal, auf dem „Randen", haben wir ihr Gebiet betreten.

Dieser schwäbische Jura durchzieht wie eine chinesische Riesenmauer das heutige Württemberg, nur mit dem Unterschied, daß rechts und links von dieser Mauer und auf ihr selbst biedere Menschen wohnen.

Schon die Römer zogen über diese Mauer und nannten sie nach ihrem weißen Kalksteinbestand „montes albi", und der römische Geschichtsschreiber Vopiscus spricht unter Kaiser Probus um 280 n. Chr. schon von einer „Alba", über welche die Sueven-Alemannen vorgedrungen seien.

Seit jenen Tagen sitzen die Schwaben, ein

zähes Geschlecht, auf der rauhen Alb und haben dieselbe im Laufe der ersten Jahrhunderte schon kultiviert und mit ihren Heimstätten übersät. —

Die Lerchen jubelten hoch über den weiten Fluren, ein Schäfer weidete seine friedliche Herde am Wege hin, erfrischende Winde zogen daher, und mir ging das Herz auf.

Aber auch der Schäfer weiß nicht, wie weit es nach Gammertingen ist. „Dös leit (liegt), glaub i, do drübe im Preußische; do bin i aber no nia g'wea" — lautete sein Bescheid.

Wenige Schritte von ihm traf ich auf einen Hausierer, der mit seinem Weib und einem Handkarren des Weges vor mir her zog, die einzigen fremden Reisenden, die ich seit Pfullendorf auf der Landstraße getroffen.

Der Hausierer wußte Rat und gab genau Weg und Steg an. Aber eines gefiel mir nicht an ihm. Er ließ sein Weib den Karren ziehen, während er nur hintendrein schob. Er trug nach heidnischer Art den leichtern Teil der Arbeit und machte seine Ehehälfte zum Zugtier. Das mißfiel mir.

Die Wibervölker mögen an diesem meinem

Mißfallen erkennen, wie sehr ich für die Emanzipation der Frau eingenommen bin, wo eine solche am Platze ist.

Gern hätte ich das Paar eingeladen, sich zu mir zu setzen und den Karren an meinen Wagen anzuhängen; aber seine Fahrt ging auf der Landstraße weiter gen Münsingen, während ich gleich jetzt in einen Seitenweg einzuschwenken hatte. So entging mir eine seltene Gelegenheit, einmal zu Gunsten der Emanzipation des Weibes einem herzlosen Hausierersmann gegenüber aufzutreten. —

An einem kleinen Weiler vorbei führte ein rauher Pfad auf eine waldige Hochebene, die durch ihre Einsamkeit und Unheimlichkeit einen besonderen Eindruck auf mich machte. Wacholdersträucher und kühle, würzige Waldluft verrieten die hohe Lage.

Wie selten hier Verkehr ist, zeigt der völlig mit hohem Gras überwachsene Weg. Die Luft und die Einsamkeit lockten mich, auszusteigen, den Meister Konrad im Schritt weiterfahren zu lassen und mich auf einen uralten, moosbewachsenen Markstein zu setzen.

Doch hielt ich's nicht lange aus; denn der Stein

fing alsbald an zu erzählen, wie alt er sei, wie viele Jahre, Tage und Nächte, wie viele Frühlinge, Sommer, Herbste und Winter, wie viele Stürme und Gewitter er in dieser Einsamkeit schon erlebt; wie viele Tiere des Waldes, wie viele Füchse, Rehe und Hasen an ihm vorbeigegangen, wie viele Waldhüter, Holzmacher und Bauern, die längst nicht mehr leben, er schon gesehen habe; wie viele Tannen schon vor seinen Augen aus der Erde gekeimt, groß geworden und gefällt worden seien.

Er fing auch an, sich zu brüsten, daß er glücklicher sei als alle die Wesen, welche rings um ihn lebten und gelebt hätten. Er kenne keinen Kummer und keine Sorge, keinen Schmerz und keinen Tod.

Ich fürchtete, dem alten, bemoosten Unzerstörbaren, Herz- und Schmerzlosen recht geben zu müssen. Drum eilte ich davon, pfiff meinem Konrad, stieg ein und fuhr dem Preußischen zu. —

Es mochte fünf Uhr des Abends sein, als ich das erste schwäbisch-preußische Dorf, Kettenacker, erreichte. Hier mußten die Pferde restauriert werden. Ich trat in die kleine, sonnige Wirts-

stube, ließ mir ein Glas Wein geben und setzte mich zu einem schwäbischen Bauer, der hemdärmelig hinter einem großen Schoppen Bier saß.

Mit einem Bauer knüpft man am leichtesten ein Gespräch an, wenn man vom Wetter spricht. Und das that auch ich und lobte den schönen Tag. Mein Schwabe aber meinte, die Nächte seien zu kalt für diese Jahreszeit; sie hätten diesen Morgen hier oben einen starken Reif gehabt.

Nach einigem Hin- und Herreden rückte ich mit der Frage heraus: „Seid Ihr Hohenzollern jetzt zufrieden, daß Ihr preußisch seid?" Die Antwort lautete: „Wellweag sin wir z' frieda; a Bouer hot koi andre Wahl. Der Preuß hot aber seit 1870 au älle andere gfressa, un die Wirtteberger Boura sin koi Hoar besser dra als wir. Nu verstond sie ihre Herra (Beamten) besser als wir die unsere. Die preußisch' Sproch verstond wir ett un learnet sie au ett un wellet sie au ett leare."

Daß ich dem Schwaben in alleweg recht gab, versteht sich von selbst.

Es kam indes noch ein weiterer Bauer; der wollte das Telephon benützen, welches der Wirt

als Postagent im Hause hatte. Die Wirtin rief hinunter nach Gammertingen, und bald hatte der Bauer Anschluß mit einem dortigen Handwerker.

Daß hier oben schon das Telephon funktioniere und von den Bauern benützt werde, hätte ich nicht geglaubt.

So schön und erfreulich diese Erfindung ist und so viel Ehre sie auch dem menschlichen Geiste macht, so meine ich doch, je weniger man von seinen Mitmenschen hört und je seltener man mit ihnen verkehrt, um so weniger wird die innere Ruhe und Zufriedenheit gestört.

Das Telephon ist auch eines jener neuzeitigen Jast- und Hastmittel, die sicher den Menschen das goldene Zeitalter auch nicht bringen werden. —

Zwischen Kettenacker und dem nächsten Ort, Feldhausen, zeigt sich eine weite, reichlich mit Früchten und Gräsern angebaute Hochebene, so daß das letztere Dorf seinen Namen wohl verdient; denn an Feldern hat es wahrlich keinen Mangel.

Auf dem Wege dahin sah ich, ein alter Beobachter der Vogelwelt, eine Merkwürdigkeit. Eine Haubenlerche saß auf einem kleinen Bäumchen an der Straße und sang ihr Lied. Sie ließ sich durch

uns gar nicht stören, obwohl wir kaum drei Schritte von ihr entfernt vorbeifuhren.

Ich sah noch nie eine Lerche auf einem Baum sitzen und hörte noch keinen Vogel singen, wenn Menschen mit Wagengerassel in seiner unmittelbaren Nähe erscheinen.

Was müssen die Bauern von Feldhausen friedliche, paradiesische Sterbliche sein, daß die Vögel des Himmels in ihrer Nähe so zahm und furchtlos geworden sind!

Daß alle Tiere in Feld und Wald fliehen, wenn ein Mensch nahe kommt, ist alte, ererbte Anlage, die ihnen sagt, daß die Menschen ihre Todfeinde und die Massenmörder ihrer Mitgeschöpfe seien.

Die Bäume des Waldes liefen längst auch davon, wenn sie könnten; denn sicher haben sie schon lange eine Ahnung davon, daß den Menschen auch ihr Leben nicht heilig ist.

Den vielen Aeckern entspricht auch das Aeußere des Dorfes Feldhausen, das in einer kleinen Versenkung sich eingenistet hat. Stattliche Giebelhäuser verraten die Wohlhäbigkeit und die umfangreiche Landwirtschaft.

Auf einer kleinen Anhöhe liegt die Kirche und unter ihr ein lustiger Dorfweiher. Gänse belebten ihn heute und begrüßten mich mit einstimmigem, fröhlichem Geschnatter. Sie mochten ahnen, daß ich ein alter Freund ihres Geschlechtes bin.

In Wahrheit ist die Gans einer meiner Lieblingsvögel, aber nicht wegen des Gänsebratens, den ich nicht esse, sondern aus idealen Gründen. Einmal erinnern sie mich an die seligsten Tage meiner frühesten Knabenzeit, da ich beim Jokele, dem Gänsehirt von Hasle, an der Kinzig saß und ihm hüten half. Sodann machten wir Knaben aus ihren Rohrbeinen kleine Pfeifchen, mit denen wir im Spätherbst die Meisen lockten. Diese Pfeifchen waren uns kostbar wie Gold, und wenn, was ziemlich selten geschah, eine Haslacher Hausfrau einmal eine Gans schlachtete, baten wir scharenweise um die kleinen Gebeine.

Seit ich alt geworden, liebe ich die Gänse, weil sie ebenso dumm als selbstbewußt dreinschauen und dahermarschieren, als wären sie Helden. Dummheit, die sich etwas einbildet und stolz ist auf sich selber, liebe ich selbst an den Menschen.

Uebrigens ist es mit der Dummheit der ge-

fiederten Gänse nicht sehr weit her. Sie schauen nur dumm drein, wie auch die Esel, während beide eigentlich gar nicht zu den Dummen zu zählen sind.

Gänse haben, als die Gallier das römische Kapitol stürmen wollten, erkannt, daß die bewaffneten Männer, so an den Felsen heraufstiegen, keine Römer seien. Sie schlugen Lärm und haben den letzteren wohl ihre ganze Existenz gerettet. Den Gänsen verdanken wir somit die ganze Geschichte des größten Volkes auf Erden; sie sind die eigentlichen Gründer des römischen Weltreichs.

Eine Gans hat ferner durch ihr Schnattern die Wahl eines der größten Bischöfe des Abendlandes, des hl. Martin von Tours, entschieden.

Und schon bei den alten Heiden, bei den so hoch gebildeten Römern und Griechen, war die Gans ein angesehener Vogel. Sie war bei den Griechen der Persephone, der Göttin der Unterwelt, und bei den Römern der Juno, der ersten Göttin des Himmels, geheiligt. Also war bei den Alten die Gans beliebt im Himmel und in der Hölle, was ein Kunststück ist, das keinem Menschen gelingt.

Bei den Chinesen gilt die Gans als das Sinnbild der ehelichen Treue; sicher auch kein schlechtes Kompliment für diesen dummen Vogel.

Ich selbst verkehre in der Karthause öfters mit sechs pommer'schen Gänsen und habe die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn ein Vogel eine Sprache hat, die Gänse sie besitzen. Selbstgespräche, Zwiegespräche und Massenkundgebungen führen sie mit nahezu menschlichen Lauten.

Item, die Gans ist kein dummes, sondern ein gescheites Federvieh, das sich der größten Verdienste und eines großen Ansehens in der politischen und religiösen Geschichte der Menschheit rühmen kann.

Es ist deshalb sicher ein Kompliment für die Wibervölker und Damen, wenn man sie mit Gänsen vergleicht. Und um meine Leserinnen zu versöhnen und zu gewinnen, habe ich diese Ehrenrettung der Gänse hier niedergeschrieben. Wenn diese so dumm wären, wie man meint, würde ich sie sicher nicht unter meine Lieblingsvögel aufgenommen haben, schon nicht mit Rücksicht auf die „Damenwelt".

Ich liebe die Gänse aber auch noch aus einem

andern Grund, aus Mitleid mit den armen Tieren, die wie wenige Geschöpfe von der lüsternen Gefräßigkeit der „besseren“ Leute malträtiert werden. Ich meine das Stopfen der Gänse, damit ihre Leber recht groß werde zu Gänseleberpasteten für die Geld- und Genußmenschen. Die also mißhandelten Tiere können dann vor Fett weder mehr stehen noch gehen und nur mit Not atmen.

Dieser einzige Vorgang allein wäre imstande, zu beweisen, daß der Mensch eigentlich die grausamste Bestie ist.

Wenn die Feinschmecker, welche ihre Leckerbissen mit so vielen Qualen der Tiere erkaufen, später an Gicht, Zipperlein, Wassersucht und Atemnot darniederliegen, so ist das nur eine kleine Sühne für ihre Sünden gegen unschuldige Mitgeschöpfe. —

Wir sind während dieser Gänsegeschichte an einer Bergwand heraufgefahren und auf der Höhe angelangt, von der wir hinabsehen ins Thal der Lauchert. Dieses Flüßchen soll seinen Namen haben von dem altdeutschen Worte luchen, d. i. sich krümmen. Und in der That zieht es in beständigen Schlangenwindungen die grüne Mulde herab, die vor unseren Augen liegt.

Aehnlich zieht auch mein Weg dem Thale zu, bis er in die Landstraße, die von Sigmaringen heraufkommt und über einer alten Römerstraße liegt, einmündet.

Wir fahren auf ihr noch einige Zeit thalaufwärts, und um 8 Uhr des Abends sind wir in dem Städtchen Gammertingen, das uns von der Höhe aus schon lange zugewinkt hat. Vor seinem Hause, gleich am Eingang des Städtchens, erwartet uns der Pfarrherr, dem ich mich unter Berufung auf Severin, den Gerechten von Krauchenwies, angemeldet, und der meinen Wagen von weitem hatte kommen sehen.

Er erinnerte mich auch alsbald daran, daß wir uns nicht fremd seien. In Schwarzach, drunten im badischen Rheinthale, dem einstigen Pfarrsitze meines Freundes Lender, war er in den siebziger Jahren Pfarrverweser gewesen, und dort hatten wir uns einmal gesehen.

Die Liebe zu seiner schwäbischen Heimat hat ihn heimgetrieben und in das einsame, kalte Gammertingen versetzt.

In seinem Hause war ich aufs beste aufgenommen. Sein Bäsle, das ihm den Haushalt

führt, ist aus der Aichhalden, in der Nähe des obern Kinzigthales, und eine eifrige Leserin meiner Bauernbücher.

Bei ihr hatte ich also schon einen Stein im Brett, ehe ich kam, und wer bei einer Pfarrersköchin was gilt, hat es als Gast des Pfarrers sicher nicht schlecht.

Forellen und Kalbsbraten hatte die Gute gerichtet, und sie war fast böse, als ich nur um Milch bat und ihr auch keine Hoffnung machte, die Forellen morgen zu Mittag zu verspeisen.

Ich wollte nämlich in der Frühe wieder fort; den ewigen Juden trieb's von dannen.

Das Bäsle aus der Aichhalden, dem ich für seine Liebenswürdigkeit zwei Bücher versprach, die es noch nicht gelesen, ist auch wieder ein schlagender Beweis, wie milde und versöhnlich die Damenwelt gegen mich ist. Ich schämte mich heute abend angesichts der Lauchertforellen recht, bisweilen schon so ungalant gegen dieselbe gewesen zu sein.



Am 29. Juni.

Gammertingen ist heute ein neues, freundliches, kleines Städtchen, aber seine Existenz ist alten Datums. Schon die Menschen der Stein- und Broncezeit wohnten hier, und die Römer marschierten da durch. Die Alemannen bezw. Schwaben richteten sich, wie ich oben schon erzählt, bereits gegen Ende des 3. Jahrhunderts häuslich auf der rauhen Alb ein, nachdem sie die Römer verjagt hatten. Gammertingen ward ein Grafensitz. Der letzte Graf von Gammertingen starb aber schon im 13. Jahrhundert als Mönch des Klosters Zwiefalten.

Die Burg ist längst vom Erdboden verschwunden, und die Namen der Grafen sind im Volke gänzlich vergessen; aber zwei Männer leben noch aus den Tagen der alten Grafen von Gammertingen, leben in dankbarer Erinnerung des Volkes. Es sind dies die zwei Apostel Petrus und Paulus, deren Fest die Gammertinger heute begehen.

In diesem weltfernen Amtsstädtle leben lauter religiöse Menschen; selbst die Beamten und Aerzte besuchen regelmäßig den Gottesdienst. Es wird

wenig solche Oberamts- und Gerichtssitze im deutschen Reiche geben, wo dies der Fall ist. In Baden wüßte ich keinen zu nennen.

Die Kirche ist stillos, aber der alte Sakristan gleicht aufs Haar und auf den Bart dem heiligen Vinzenz von Paul und hat mir deshalb mit Macht imponiert. Die Ministranten sind die ausgesprochensten zukünftigen preußischen Gardegrenadiere.

Schon vor neun Uhr fuhr ich durch das Städtchen durch und an der westlichen Thalwand hin dem Killerthale zu. Je weiter ich hinauf kam, um so malerischer präsentierte sich Gammertingen, das mir von hier aus weit besser gefiel als gestern abend, da ich es von Osten her gesehen.

Es war noch nicht zehn Uhr, als ich den ersten Ort im Killerthal, Neufra, passierte. Das Dorf war, weil alles beim Gottesdienst, wie ausgestorben. Es herrschte eine weihevolle Stimmung über ihm, und ein freundliches, neues Kirchlein erhöhte dieselbe.

Schon auf der Höhe über dem Dorfe hatte ich mich an einem Manne erbaut, der barhäuptig, einen Schirm über sich aufgespannt, vor einer

Kreuzwegstation gar andächtig betete, während die Morgensonne ihren Segen dazu gab. —

Das Killerthal ist klein, aber lieblich; grüne Matten, heitere Dörfer und Weiler und waldige Höhen grüßen uns überall.

In Burladingen war eben der Gottesdienst aus, als ich durchfuhr, und die Leute stunden im Feiertagsstaat vor ihren Häusern; jung und alt in neumodischen Hudeln. Selbst die gelben Lederschuhe fehlten nicht.

Das preußische Regiment hat aber, wie wir gleich sehen werden, die Menschen in diesem altschwäbischen, weltfernen Thälchen nicht so modern gemacht.

Das Dörfchen vor Burladingen heißt Gauselfingen, und ich erinnerte mich bei diesen zwei Namen an die vielen schwäbischen Ortsnamen, die mit „ingen“ endigen.

Vor zwei Jahren hat der Schriftsteller Oscar von Ehrenberg in einem eigenen Büchlein nachgewiesen, daß die Schwaben-Alemannen mit ausgesprochener Vorliebe ihre Niederlassungen auf „ingen“ ausgehen ließen, während die Franken ihren Sitzen ein „heim“ anhingen.

Sehr interessant führt Ehrenberg aus, daß die Endung „ingen“ auf das altdeutsche Wort ingo, Sohn, Nachkomme, zurückzuführen sei und daß das Vorwort fast ausnahmsweise nur Personennamen enthalte.

So bedeute Gammertingen den Ort, wo die Nachkommen eines Gamhart, Gauselfingen, wo die Söhne eines Gauzolf, Burladingen, die eines Burleid, Hechingen, die eines Hacho sich niedergelassen hätten.

Selbst Neufra, einen Ortsnamen, der bei den Alemannen öfters vorkommt, im Volksmund meist Nüfra genannt, erklärt er sehr einleuchtend von niwi = neu und fara = Sippe. Demgemäß bezeichnet es einen Ort, an dem eine neue Sippe, die sich von einem alten Familienstamm losgelöst, sich niedergelassen hat.

Mir gefällt es, daß die alten Deutschen ihre Wohnsitze nach ihren Großeltern und Ahnen benannten. Die neuen Deutschen haben keinen so mannhaften Familiensinn mehr. Wenn sie ihrer Heimat heute einen Namen zu geben hätten, würden wir lauter: Kaisersheim, Bismarckingen, Göthedorf, Sedansweiler u. s. w. bekommen.

Gleich unter Burladingen treffen wir auf den Damm einer im Bau begriffenen Eisenbahn, die bis hierher schon im Killerthal vorgedrungen ist. Bald wird das Hauptroß der Kultur, die Lokomotive, auch in dieses Thal seine Segnungen tragen.

Die Killerthäler sind aber mit diesen Segnungen schon längst bekannt; denn sie sind ein altes Krämer- und Hausierervolk, das in alle Welt hinauskommt und aus der Fremde sicher auch die neumodische Kleidung und die gelben Schuhe heimgebracht hat.

In dem Weiler Starzeln muß der Konrad füttern. In der sonnigen Wirtsstube, in der ich für meinen Kutscher einen Wein bestelle, sitzen zwei Südtiroler. Sie klopfen Schottersteine für den Bahnbau. Es sind zwei alte, wetterharte Gestalten, die seit dreißig Jahren den Bahnbauten nachgehen, um Steine zu verkleinern. Sie kamen mir vor wie mittelalterliche Lanzknechte, die allen Kriegen nachziehen, um ihr Leben durchzuschlagen und Beute zu machen. Sie sind Ritter der Arbeit und dienen auch im Krieg, in dem Krieg, den die Kultur mit der Natur führt und welcher der

Menschheit vielfach schwerere Wunden schlägt als blutige Schlachten. —

Ich hatte, was oft vorkommt, wieder einmal alle meine Bleistifte verloren. Ich fragte draußen vor dem Wirtshaus einen Knaben, ob ein Krämer in Starzeln wohne, und gab ihm, als er die Frage bejahte, zwanzig Pfennig, mir einen Bleistift zu holen. Wie staunte ich, als der Knabe zurückkam und mir für zehn Pfennig zwei Stifte brachte und zwar recht brauchbare.

Der Krämer in Starzeln muß ein mehr als ehrlicher Mann sein; denn ich hätte ihm gerne für einen seiner Stifte das Doppelte gegeben. Fürwahr, der Mann hat nicht das Zeug zu einem zukünftigen Kommerzienrat.

Während ich, Mitte Dezember 1900, dies niederschreibe, kommen mir gleichzeitig vier Stücke Gummi gratis zu und zwar von Damen in Hamburg und in Königsberg. Sie haben in meinen Karthäusererinnerungen gelesen, daß ich nie ein gutes Stück Gummi bekommen könne, und sandten mir deshalb Muster von besserem.

Die eine schrieb anonym und in Versen, die andere spendete ihren adeligen Namen, verbat sich

aber, denselben in einem kommenden Buch zu brandmarken. Als ob ich je das Vertrauen eines weiblichen Wesens mißbraucht hätte!

Der Gummi von Königsberg war nicht besser als meine seitherigen Stücke, der Hamburger aber gut; drum will ich der dortigen Spenderin und Dichterin folgen, wenn sie meint, ich solle ihre Sendung dazu benützen, um harte Worte über die Wibervölker wieder wegzuwischen. Leider sandte sie mir keinen Tintengummi — und so werde ich nicht gut wischen können! —

Der Hauptort des Killerthales ist zweifellos das heitere Dorf Jungingen. Wohlhäbigkeit schaut aus allen Häusern so weltfroh, als wollte sie sagen: Unser Reich ist von dieser Welt.

Jungingen ist auch die Zentrale für den Handel und das Gewerbe des Thales.

Junginger kamen in meiner Knabenzeit schon als Geißelstockhändler und Krämer auf die Jahrmärkte nach Hasle. Erst als ich bereits in Hechingen war, fiel mir ein, daß ich einen heutigen Junginger kenne. Es ist der Peter Bosch, der mit seinem Weibe im Kinzigthal hausiert und in den Schneeballen zu Hofstetten seinen Stammsitz hat.

Er ist ein kreuzbraver Mann und nicht weniger brav seine Frau. Am Martinimarkt erscheinen sie in Hasle; dann wandern sie mit der „Grätze“ auf dem Rücken über Berg und Thal. Im Frühjahr und Sommer gehen sie heim und bebauen ihr Gut, und im Herbst kommen sie wieder.

Leuten, die so arbeiten, ist Wohlhäbigkeit zu gönnen. Von Herzen gern hätt' ich den Peter besucht, wenn es mir früher eingefallen wäre; denn vor mehr als fünfzig Jahren hab' ich einem Bosch aus Jungingen an den Jahrmärkten zu Hasle Handlangerdienste geleistet um — einen kleinen Fingerring oder um eine gemalte Griffelbüchse.

Was mir in Jungingen nicht gefiel, ist die Pfarrkirche. An einen reizenden alten Turm hat man ein Langhaus im ordinärsten Scheuernstil angebaut. Uebrigens soll, so sagt man mir, ein Pfarrer in Jungingen nicht auf Rosen gebettet sein, was mit der Wohlhäbigkeit der Bewohner zusammenhängen mag. Auf der andern Seite muß aber doch geistliches Blut in den Jungingern stecken, weil der Ort schon viele Priester hervorgebracht hat. —

Gerne hätte ich einen Killerthäler oder eine

Killerthälerin mit mir fahren lassen, aber es zog kein Mensch außerhalb der Dörfer meines Wegs; nur auf einen Radfahrer traf ich, der mühsam thalaufwärts strebte.

Das Flüßchen, so durchs Thal zieht, heißt die Starzel. Einfache, schöne Holz- oder Steinbrücken führen bald da bald dort über dieses Wasser. Diese Brücken thaten meinem Auge so wohl, weil sie das landschaftliche Bild nicht zerstören wie die vielen schändlichen Eisengitterbrücken, die man bald überall antrifft.

Das letzte oder richtiger erste Dorf im Killerthal ist Schlatt. An der Landstraße steht ein kaum vollendetes gotisches Backsteinkirchlein und verklärt den kleinen, sonst unscheinbaren Ort. Und doch ging aus diesem Dörflein ein für den Pfarrer von St. Martin in Freiburg wichtiger Mann hervor, der Chordirigent Josef Diebold.

Seine Leistungen im Kirchengesang und auf dem Gebiet der religiösen Komposition sind allgemein anerkannt. Selbst die Regierung seiner schwäbischen Heimat hat sie zu würdigen gewußt und ihn zum königlich preußischen Musikdirektor ernannt.

Sein Vater war Schulmeister in Schlatt und die Hofmusiker im nahen Hechingen seine Lehrer in der Musik. Der letzte Fürst von Hechingen, Friedrich Wilhelm, hatte nämlich die beste Hofkapelle in Deutschland.

Meister Diebold hat, wie alle großen Künstler, seine Eigenheiten, mit denen der Pfarrer von St. Martin nicht immer harmoniert. Aber wenn ich am Altare stehe und er seinen Chorgesang erschallen läßt, so besiegt er mich nicht nur, er rührt mich oft zu Thränen; das letztere, so oft er das alte Weihnachtslied von Hasle „O Jesulein“ erklingen läßt oder sein Chor das Kredo singt in der Dreikönigsmesse von Könen.

Ich habe schon oft gedacht, wenn alle natürlichen und übernatürlichen Teufel mich plagen würden zum Abfall vom christlichen Glauben und von der christlichen Kirche — das Kredo von Könen, mit dem majestätischen „et unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam“, gesungen von Diebolds Sängerchor — würde mich retten von allen Mächten der Hölle. —

Kaum sind wir vor Schlatt draußen, so erhebt sich vor uns weites Land, und vor meinen

staunenden Augen zeigt sich, leuchtend im Aether des Sonnenlichts, die Burg Hohenzollern und zu ihren Füßen auf einem Hügel, imposant wirkend, die hohenzollernsche Stadt Hechingen.

Ich sah dies Bild zum erstenmal, und es übertraf alle meine Erwartungen. Stolz und kühn, wie es preußische Art ist, erhebt sich am Ostende der Ebene die Zollernburg in die Lüfte, als wollte sie sagen: „Ich bin die schönste in deutschen Landen." Und man kann ihr nicht wohl widersprechen, auch wenn man kein Freund preußischen Wesens ist.

In Wahrheit, wenn ich ein Preuße wäre oder mehr Sympathie für preußische Dinge im Leib hätte, ich würde heute aufgejauchzt und gesungen haben: „Ich bin ein Preuße, seht dort unsere stolze Preußenburg!"

Aber auch die Stadt Hechingen zog immer und immer wieder meine Blicke auf sich, so reizvoll liegt sie in der Landschaft. Besonders effektvoll wirkt die massige Hauptkirche, die in den Häusern drin sitzt wie eine stolze, schwäbische Bäuerin inmitten ihrer Enkelkinder.

So hatte Hechingen mein Herz gewonnen, noch ehe ich in dasselbe einzog. Und der gute



Eindruck nahm nicht ab, als ich durch seine steilen Straßen mit den malerischen Häusern und durch ein flottes, altes Thor in der Oberstadt angelangt war. Im Vorbeifahren hatte ich aber an einem Spital die unliebsame

Notiz gelesen: „Betteln verboten. Das Verabreichen von Speisen untersagt.“

Der letztere Satz gilt offenbar den barmherzigen Schwestern, die im Spital walten. Das Ganze kann nicht wohl preußischer Polizeistil sein, da die Spitäler überall den Gemeinden gehören. Keinesfalls ist die Verordnung geeignet, auch auf Fremde, die nicht betteln, einen guten Eindruck zu machen.

Wo soll der Arme und der Hungrige etwas zu essen bekommen, wenn nicht an den Pforten eines Klosters oder eines Spitals? —

Auch das merkte ich im Hineinfahren an den Firmenschildern, daß unter den Söhnen Hachos viele Kinder Israels sich niedergelassen haben. Trotzdem soll es in Hechingen keine Antisemiten geben. Da müssen ja die Juden die reinsten Engel sein.

Hechingen war bis 1867 eine kleine fürstliche Residenz, und in solchen fanden schon im vergangenen Jahrhundert die geldkräftigen Juden stets ein Asyl. —

Ganz nahe bei der monumentalen Stadtkirche leuchtete mir frisch renoviert das Gasthaus zum

Rad entgegen, das mir schon in Krauchenwies war empfohlen worden und vor dem ich nun anhielt.

Es kam ein junger Herr heraus, den ich zuerst für einen preußisch-schwäbischen Amtsrichter hielt, der in Wirklichkeit aber der Radwirt selbst war.

Der Mann imponierte mir; trotzdem frug ich, ehe ich ausstieg, ob ich ein ganz ruhiges Quartier erhalten könnte. Nachdem er mir dies versichert, verließ ich den Wagen.

Man sollte eigentlich einen Wirt ebenso wenig nach der Beschaffenheit seiner Zimmer, als nach der Qualität seiner Weine fragen. Man wird stets die Antwort erhalten, daß beide nach Wunsch wären.

Uebrigens gab mir der elegante Radwirt ein sehr schönes Zimmer und versprach, was er auch hielt, mich mit Nachbarschaft zu verschonen.

Was mir auf dieser Reise am widerlichsten vorkam, war das Aus- und Einpacken meines Koffers, und jeden Abend und jeden Morgen seinen eigenen Kammerdiener spielen zu müssen, entleidete mir mehr und mehr.

Man sollte eben auf Reisen stets einen Diener mitnehmen können, der diese weiblichen Aus- und

Einpackereien besorgt; für ältere, denkende Leute ist es eine Erniedrigung und eine Qual.

Ich beneide deshalb reiche Leute nicht bloß wegen ihrer Unabhängigkeit, sondern auch um ihrer Reisekouriere und Kammerdiener willen. —

Bei Tisch traf ich einen jungen Kaufmann, der früher in meiner Nachbarschaft bei meinem Freunde Wilhelm Fischer „in Stellung" gewesen war, jetzt aber in Hechingen „konditioniert" und im Rad speist. So kam es, daß ich, sonst stets schweigend an Wirtstafeln sitzend, mitredete.

Der junge Radwirt war auch Gast an seinem Fremdentische, und das gefiel mir; noch mehr gefiel mir, daß der Mann nicht bloß äußerlich einem Amtsrichter oder zweiten Staatsanwalt gleicht, sondern auch die allgemeine Bildung eines solchen hat. Er spricht mit vielem Verständnis, selbst über Kunst.

Noch während des Essens erschienen zwei junge geistliche Herren, die Kapläne des abwesenden Pfarrers von Hechingen, um mich einzuladen, im Pfarrhause Quartier zu nehmen; das Zimmer sei schon parat. Der wackere Severin von Krauchenwies hatte mir den Reisekourier gemacht, mich

auch in Hechingen angekündigt und mir beim Pfarrer eine ruhige Nacht sichern wollen.

So verlockend auch die Einladung war, konnte ich ihr, einmal im Rad einstalliert, nicht folgen, ohne den Wirt an seiner Ehre zu kränken. Ich ging aber am Nachmittag ins Pfarrhaus, um der Schwester des Pfarrers zu danken, und sah dabei nicht bloß eine junge, liebliche Pfarrersschwester, sondern auch das mir bestimmt gewesene Zimmer, ein Gemach voll Ruhe und ausgeschmückt wie ein Brautgemach; selbst der Blumenstrauß fehlte nicht.

Fürwahr, solch eine poesievolle Haushälterin hätte ich in keinem Pfarrhause gesucht!

Ich begab mich vom Pfarrhaus weg in die Stadtkirche, welche von weitem schon so gewinnend auf mich gewirkt hatte. Ihr Inneres überwältigte mich. Ich habe schon viele Gotteshäuser in und außerhalb Deutschlands gesehen, aber nicht viele, die mir so gefallen haben wie die Hauptkirche in Hechingen. Sie ist ein herrlicher Festsaal, so feierlich, so weit und so hoch, daß man hell aufjauchzen möchte vor Freude, weil man Gott ein so würdiges, lichtes Haus hier gebaut hat.

Ich fragte gleich: Wer hat diesen wunder-

baren Tempel in der kleinen Stadt gebaut? Und als ich den Namen des Meisters hörte, begriff ich sein Werk. Kein geringerer hat die Hechinger Kirche geschaffen als Michael d'Ixnard, der geniale Südfranzose*), der beste Vertreter des französischen „Klassizismus". Es ist derselbe Meister, der die Basilika in St. Blasien und den kurfürstlichen Palast in Trier ins Leben gerufen hat.

Der Kardinal Rohan hatte den großen Meister nach Straßburg gerufen und von hier aus auch nach Deutschland hinüber empfohlen.

Die Hechinger Kirche wurde von 1780—83 nach dessen Plane gebaut von einem Werkmeister Großbayer aus dem benachbarten Städtchen Haigerloch. Sie ehrt in hohem Maße den Fürsten Jakob Wilhelm von Hohenzollern, der sie bauen ließ, und ist die Hauptzierde der Stadt bis zur Stunde.

Man erzählt, Ixnard sei aus Hechingen durchgebrannt, weil der Fürst ihm Vorwürfe gemacht, daß sein Plan zu kostspielig und zu großartig werde. Ich begreife in diesem Falle beide Männer, den kleinen, nicht sehr reichen Fürsten und den großen

*) Ixnard war 1723 zu Nîmes geboren und starb 1795 in Straßburg.

Meister. Man muß einem Genie nie zumuten, bei seinen Entwürfen mit den Kosten zu rechnen wie ein Maurermeister, wenn er einen Ueberschlag zu einem Bauernhaus macht.

Ich vergaß zu fragen, ob die Hechinger ein frommes Geschlecht seien, möchte es aber als zweifellos annehmen. Denn ihr Gotteshaus ist so einladend, und seine Räume verlegen so sehr den Himmel auf diese arme Erde, daß im Weichbild eines solchen Heiligtums nur ein Gott wohlgefälliges Volk wohnen kann.

Mir selbst kam der Gedanke: „In diesem Himmelssaal möchte ich einmal predigen!“ —

Doch nicht um seines schönen Ixnardtempels willen ist Hechingen bekannt und besucht, sondern wegen seiner Nachbarin, der Burg Hohenzollern, die, seitdem sie „Kaiserwiege“ geworden, von vielen deutschen Patrioten als ein Wallfahrtsort verehrt wird.

Wer in Hechingen gewesen ist und die Zollernburg nicht besucht hat, der war in Rom, ohne den Papst gesehen zu haben. Dies wollte ich mir nicht nachsagen lassen, darum fuhr ich am frühen Abend mit meinem Wagen hinauf.

Einer der Kapläne, der Radwirt und der schon genannte junge Kaufmann begleiteten mich. Ich bin sonst lieber allein, aber auf die preußische Stammburg, die zudem eine Besatzung hat, nahm ich gerne Leute mit, die den Weg wissen und die Preußen kennen.

Auf der Hinfahrt zur Burg zeigte mir Hechingen seine Villen und seine fürstlichen Landhäuser so elegant und vornehm, daß ich nur staunen mußte. Die hohenzollernschen Ländchen besaßen in der That zwei reizvolle Residenzen, und es thut einem die Wahl weh, ob man Sigmaringen oder Hechingen den Vorzug geben soll. Wenn man aber vom alten, malerischen Residenzschloß in Sigmaringen absieht, so übertrifft Hechingen in meinen Augen seine Nachbarin.

Eine schöne Straße führt eine halbe Stunde außerhalb Hechingens am Zollernberg hinauf. Dieser erhebt sich pyramidenförmig in der Landschaft wie ein gewaltiger Vorposten der schwäbischen Alb. Auf seiner höchsten Spitze liegt die Burg.

Die alten Grafen von Zollern waren nicht von feinerem Tuch als ihre übrigen Standesgenossen auf der Alb und auf dem Schwarzwald.

Alle diese ritterlichen und adeligen Herren des Mittelalters huldigten dem Faustrecht und der Wegelagerei. Bessere Bürger und Kaufleute niederzuwerfen, auf ihre Felsennester zu schleppen und nur gegen schweres Lösegeld wieder frei zu lassen, gehörte zum damaligen ritterlichen Sport.

Der schwäbische Städtebund hatte keinen andern Zweck, als die Gewaltthaten dieser Herren gegen die Bürger zu sühnen und zu rächen.

So brachen auch die schwäbischen Reichsstädte 1423 dem Grafen Fritz von Zollern seine Veste von Grund aus, und von Kaiser und Reich ward es den Zollern verboten, diese Trutzburg je wieder aufzurichten.

Da es damals nicht üblich war, auf kaiserliche Befehle etwas zu geben, so stund schon 1454 wieder eine neue Burg an Stelle der alten.

Im 16. Jahrhundert wurden die wilden Herren der Burgfesten friedliche Leute; sie zogen hinab in die Städte und ließen sich da häuslich nieder. So bauten sich auch die Grafen von Hohenzollern ein Schloß in Hechingen, und die Stammburg zerfiel im Laufe der Zeit. Ein Zweig des Geschlechts war indes zur Königswürde gelangt.

Dem romantischen Sinne des Königs Friedrich Wilhelm IV., der als Kronprinz die Ruinen des alten Zollernschlosses einst gesehen, entsprach es, ernstlich an den Wiederaufbau der Stammburg der Hohenzollern zu denken. Er gewann dazu seine schwäbischen Vettern, die Fürsten von Hechingen und Sigmaringen, und in den vierziger Jahren ward der heutige Bau nach den Plänen des Berliner Architekten Stüler angefangen und 1858 vollendet. Für die Bevölkerung am Fuße des Berges war dieser Bau in jenen Hungersnotjahren ein willkommener Verdienst.

So gut mir die neue Burg, von der Ferne gesehen, gefallen hatte, so wenig gefiel sie mir, je näher ich ihrem Aeußern kam. Die mittelalterlichen Formen sind so glatt, so schablonenhaft, daß man glauben möchte, man hätte ein Potemkin'sches Schloß vor sich, aus Brettern oder Cartonage für kurzen Bedarf hergestellt.

Anders gestaltet sich die Sache, sobald wir das Innere betreten und durch die Windungen des Thorweges hinauf in den Burghof gelangt sind. Da zeigt sich, daß es ernst gilt und wir ein echtes, hochadeliges, vornehmes Ritterschloß des Mittelalters vor uns haben.

Was nicht recht stimmt, ist die Thorwache in ihrer neuzeitig preußischen Uniform. Da sollten Landsknechte stehen oder geharnischte Reisige, mit Schwert und Speer bewaffnet.

Die herrschaftlichen Innenräume, eine Anzahl Hallen und Säle sind äußerst prunkvoll, aber weniger stilgerecht hergestellt, machen aber auf gute, deutsche Unterthanen zweifellos den größten Eindruck. Mein Kutscher, der durch Vermittlung des Radwirts seine Pferde im Schlosse einstellen durfte, machte die Schlittschuhfahrt in den Filzschuhen durch die Säle auch mit und war ganz starr vor Staunen.

Was bei vielen Leuten sicher das Staunen noch erhöht, ist der Umstand, daß der Führer ihnen sagt: „Hier ist das Wohnzimmer des Kaisers; hier das Schlafzimmer der Kaiserin“ — als ob je der Kaiser da gewohnt oder seine Frau da geschlafen hätte.

Dieser Führer hielt seine langweiligen Erklärungen in so reinem, preußischem Dialekt, daß ich glaubte, er wäre ein richtiger Brandenburger. Zu meiner Verwunderung sagte man mir aber, der Mann sei ein echter hohenzollernscher Schwabe.

Den sollte die Regierung im Winter als Sprachlehrer zu den schwäbischen Bauern schicken, auf daß er ihnen das Preußische beibringe. —

Ich vergaß es nicht, aus diesen Prunksälen jeweils einen Blick durch die Fenster in die Welt draußen zu thun, und ich war entzückt von der gewaltigen Fernsicht, welche die Zollernburg gewährt.

Fürwahr, wenn ich ein Kaiser aus dem Hause Hohenzollern wäre, ich würde Berlin Berlin sein lassen und auf dem Zollern meine Wohnung aufschlagen. Oder wenn mich das Los träfe, ein preußischer Hauptmann zu sein und mit meiner Kompagnie auf den Zollern verlegt zu werden, ich würde gerne ewig Hauptmann bleiben und auf jedes Avancement verzichten, wenn ich immer da oben wohnen dürfte.

Es ist hier keine Aussicht wie auf Kamaldoli bei Neapel auf das blaue Meer, auf Vulkane und auf Cypressen- und Orangenhaine — aber der Blick vom Zollern aus ist mir doch lieber. Er geht auf unzählige Wälder und Berge der Alb und des Schwarzwalds und auf zahllose, idyllische, echt deutsche Dörfer, die in unvergleichlicher Ruhe beim Abendsonnenschein zu mir heraufschauen. —

Im Burghof stellte sich mir ein Rastatter vor, der Enkel meines Brillenlieferanten während der Gymnasiumszeit. Er ist fürstenbergischer Rentmeister in Sigmaringen und erinnert mich an die Flüchtigkeit unseres Lebens. Der junge Herr war noch nicht auf der Welt, als ich bei seinem Großvater einkaufte. —

In der Kantine, einer echten Kneipstube aus der Ritterzeit, nehmen wir eine Erfrischung. Ueber uns singen Soldaten melancholische Lieder. Ein mir fremder Gast kommt auf mich zugeschritten, fragt, ob ich der Pfarrer Hansjakob sei, und hält dann an mich eine schwungvolle Begrüßungsrede in seinem Namen und im Namen seines Pfarrers, mit dem er seit Jahren sich in die Lesung meiner Bücher teilt.

Der Mann brachte mich durch sein Lob in wirkliche Verlegenheit. Ich kam mir vor wie eine alte Hexe, die man als einen Engel an Schönheit und Tugend preist.

Der Sprecher ist Lehrer in einem Dorfe im württembergischen Unterland und auf meine Bücher zweifellos besser zu sprechen als mancher Pfarrer.

Es ging schon stark dem Abend zu, als wir

den Berg hinunterfuhren. Ich war von der „Kaiserwiege“, vorab von ihrer Lage sehr befriedigt. Er ist einer der schönsten Punkte auf deutscher Erde, dieser Zollernberg, und verdient es, daß ein mächtiges Geschlecht von ihm in die Welt hinabgestiegen ist.

Aber der Gedanke kam mir auch, daß nur einer diesen Berg zur deutschen Kaiserwiege gemacht hat, und das ist der Bismarck, ohne den die preußischen Hohenzollern weder die Kaiserkrone, noch Deutschland seine Einheit erreicht hätte.

Drum gehörte auf den Zollern nicht bloß das Standbild Friedrich Wilhelm IV., sondern auch eine Erinnerung an den großen Kaisermacher Bismarck, der ohnedies für seine mühevolle Arbeit „pour le roi de Prusse“ nicht den gebührenden Lohn empfing und nicht einmal „in den Sihlen“ sterben durfte.

Und noch ein Gedanke kam mir an diesem Abend, der, daß wohl die bedeutendsten Kaiser- und Fürstengeschlechter Deutschlands, darunter auch solche, die im Norden zu Macht gelangten, aus dem Süden stammen: Die Welfen, die Hohenstaufen, die Habsburger und die Hohenzollern.

Ob es mit der Herkunft der letzteren zusammenhängt, daß die Preußen sich so gerne im Süden ausdehnen und sich's da so wohl sein lassen, weiß ich nicht. —

Unterwegs erzählten mir meine Begleiter eine gute Anekdote aus dem Jahre 1866, wo die Württemberger in antipreußischem Sinn die hohenzollernschen Lande und auch die Zollernburg militärisch besetzt hatten.

Eines Tages kamen nun württembergische Soldaten von der Burg nach Hechingen herunter und grüßten einen ehrsamen Bürger dieser Stadt, der gerade vor seinem Hause Holz sägte, mit den Worten: „Grüaß Gott, Landsma!“ mit welchem Gruß sie andeuten wollten, daß Hechingen jetzt württembergisch sei und bleibe. Ohne sich bei seinem Holzsägen stören zu lassen, gab der seit 1850 anektierte Preuße und Hechinger zur Antwort: „Ihr wäret au welle preußisch wäre“ — und stellte damit äußerst satyrisch die Strafe in Aussicht, welche die Württemberger dafür erwarte, daß sie preußisches Land so hoffnungsvoll in Besitz genommen.

Der heutige Tag hatte mich viel sehen lassen, vom einsamen Gammertingen bis hinauf zur Burg

Hohenzollern. Ich war müde und zog mich bald zurück, um Ruhe zu finden. Doch Ruhe und Gasthöfe sind weiter auseinander und unvereinbarer als Himmel und Hölle.

In dem Stockwerk, in welchem ich wohnte, war es stille, aber unten im Hause herrschte Donnergepolter. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, und Treppe auf und Treppe ab dröhnten die Schritte nächtlicher Gäste.

Mit Wehmut gedachte ich des stillen Zimmerchens im Pfarrhofe drüben, und schwere Reue, es nicht bezogen zu haben, ging durch meine wache Seele.

Erst lange nach Mitternacht überkam mich ein künstlich gerufener Schlaf.

Am 30. Juni.

Ich hatte mir während der Nacht fest vorgenommen, dem Radwirt schwere Vorwürfe zu machen über sein unruhiges Quartier. Allein als der Morgen kam und ich einige wenige Stunden geschlafen hatte, war mein Groll wieder verschwunden, wie es bei nervenschwachen Leuten üblich ist. Dazu kam noch die persönliche Liebenswürdigkeit des jungen Wirtes, die mich entwaffnete.

Es hatte mich gestern schon gewundert, warum dieser Hotelier, der weit über die meisten seines Standes hervorragt, noch ledig sei. Er gab mir die Aufklärung dahin, daß heutzutag „bessere“ und vermögliche Mädchen keinen Geschäftsmann mehr heiraten wollen.

Das trifft freilich zu. Lieber nehmen die meisten jungen Wibervölker, wenn's nicht höher hinauf langt, einen Lehrer, einen Gerichtsschreiber, einen Gendarmen, als einen kleinen oder größeren Geschäftsmann. Sie können leichter die „Frauen“ spielen, d. h. den größern Teil des Tages faulenzen, ans Fenster sitzen oder spazieren gehen, Schlittschuhlaufen und Radfahren.

Uebrigens muß ich ehrlich sagen: So ich ein weibliches Wesen wäre, würde ich nie und nimmermehr einen Wirt heiraten, weder einen großen noch einen kleinen. Ich habe aber vor jeder tüchtigen Wirtsfrau Respekt, weil sie einen Beruf erwählt hat, der eine Heldin und Märtyrerin erfordert.

So lange der Radwirt in Hechingen noch seine Mama hat, braucht er sich auch nicht zu grämen ob einer Frau. Seine Mutter, äußerlich

eine Königin-Witwe, überhebt ihn einstweilen jeder häuslichen Sorge. —

In der Sakristei traf ich diesen Morgen wieder einen Meßner, der seinen Stand verfehlt hat. Der Mann gleicht dem Generalvikar einer größeren französischen Diözese, und seine Ministrantenbuben sind so klugäugige Schwabenmännlein, daß sicher in jedem das Zeug zu einem tüchtigen Studenten steckt. —

Mein Weiterweg führte wieder hinab in das Thal der Starzel. Hier angekommen, machte ich noch einen kurzen Abstecher zur ehemaligen Franziskanerklosterkirche St. Luzen (Lucius), deren Inneres man mir als ein Kleinod der Renaissance bezeichnet hatte.

Im Klosterhof unter einer Linde saß der alte Wächter des Heiligtums und ließ sich rasieren, denn es ist Samstag heute. Als er sich erhoben, glaubte ich einen greisen chinesischen Mandarinen vor mir zu sehen. Er ist auch klug wie ein solcher und weiß sich seinen Lebensunterhalt auf alle Art zu verschaffen. Den Hechingern stellt er in der Weihnachtszeit nach alter Franziskanerart eine Krippe in der Kirche auf; in der Charwoche er-

richtet er ein heiliges Grab, beidemal aber vergißt er nicht eine Opferbüchse aufzustellen für sich, den Hirten an der Krippe und den Wächter am Grabe.

Auch die sonst im Jahre seinem Heiligtum sich nahen, sind ihm tributpflichtig. Der Mann gefällt mir. Er führt den Kampf ums Dasein mit Geist und Poesie. —

Das Kloster wurde von dem Grafen Eitel Fritz IV. von Zollern in den Jahren 1586—1589 an Stelle eines zerfallenen Nonnenklosters errichtet. Das Innere der Kirche ist ein Kabinettstück des Renaissancestils, zwar nur in Stuck, aber reizend. Für einen Bettelorden war es fast zu schön. Eine Renovation thät übrigens not.

Die Klostergebäude, welche einst einem großen Konvent von Mönchen dienten, sind heute in eine Brauerei umgewandelt, die sich unpassender Weise mit dem Namen „St. Luzen“ schmückt; denn der heilige Lucius, der Apostel von Chur-Rhätien, hat mit Brauereien, Fabriken und sonstigen Dividendengeschäften wahrlich nichts zu thun. —

Heller Morgensonnenschein lag über Stadt und Land, als wir von St. Luzen weg ins Starzel-

thal hinein fuhren. Ich werfe noch einen Rückblick auf Hechingen und seine Umgebung und finde das Landschaftsbild auch von dieser Seite entzückend. Ich kann es nicht begreifen, warum dieses Stück Schwabenland nicht berühmter und besuchter ist.

Gestern abend hatte ich keine Gelegenheit mehr gehabt, meinen Kutscher zu fragen, wie es ihm auf der Burg Zollern gefallen habe. Ich that dies nun auf der Weiterfahrt.

Meister Konrad wurde daraufhin lebhaft, wie noch nie; er arbeitete nicht bloß mit den Achseln, sondern auch mit den Armen, als er die Worte sprach: „Mi Herr, der Fuhrhalter Braun, isch bi de Dragoner g'si, aber so ebbis (etwas) wie die Burg Zollern het er nit g'sehne und word er nit sehne."

Außer der Pracht der Säle hat den Konrad besonders der Stammbaum interessiert, auf dem man sieht, „wie weit die Fürstenfamilien hinauflangen und wie sie mit der ganzen Herrgottswelt verwandt sind." Daß er auf demselben die Namen von „Herrschaften" gelesen hat, die er schon in seinem Wagen geführt, machte ihn ganz stolz.

Die jüngst verstorbene Fürstin von Hohenzollern wohnte zur Sommerszeit viel in Umkirch bei Freiburg, wo sie fürstliche Besuche erhielt, die der Konrad oft hin und her führte.

Die Glanzpunkte der ganzen Reise waren und blieben meinem Rosselenker die Schweinesalons in Untermarchthal und die Prunksäle auf dem Zollern. —

Es wimmelt heute in dem nun weiter gewordenen Starzelthale von Landleuten, die mit ihrer Heuernte beschäftigt sind.

Vor dem großen Dorfe Rangendingen begegneten mir die Dorfbewohner mit langen Reihen von Wagen, um Heu zu holen. Es war, als ob alle beschlossen hätten, zur gleichen Zeit „ins Heu zu fahren". Nach Ehrenberg wohnten hier die Söhne und Nachkommen eines Rangod oder Ragingod, und ihr heutiges gemeinsames Ausfahren weist zweifellos darauf hin, daß einst alle einer Familie angehörten.

Was mir an diesen Landbewohnern noch auffiel, waren die hohen, kräftigen Gestalten der Wibervölker. Hohenzollern scheint überhaupt das Land der Riesendamen zu sein.

Es giebt eben in der Gegend noch keine „Gehirndamen“, wie Dr. Möbius in Leipzig die studierten und emanzipierten Weibsleute nennt.

Dieser Dr. Möbius, eine in der medizinischen Welt wohlbekannte Autorität, hat ein Büchlein geschrieben, welches vom Standpunkte der Wissenschaft aus in Bezug auf die Emanzipation des Weibes das gleiche sagt, was der Pfarrer Hansjakob vom gesunden Menschenverstand aus schon oft behauptet hat, daß es nämlich ein für die ganze menschliche Gesellschaft schädlicher Unsinn sei, die Weiber zu allen männlichen Gehirnleistungen und Berufszweigen heranzuziehen.

Das Büchlein des Dr. Möbius handelt „Ueber den physiologischen (d. i. naturgemäßen) Schwachsinn des Weibes“. Der gelehrte Arzt weist darin nach, daß das Gehirn des Weibes gar nicht das Zeug habe zu besserer geistiger Arbeit, und zeigt alle Schäden, die daraus hervorgehen werden, wenn man Männergehirn im Weiberkopf pflanzen wolle. Er plädiert darum für die Niederreißung aller höhern weiblichen Schulen und empfiehlt, für Mädchen nur Volksschulunterricht zu halten.

Mit Recht sagt Dr. Möbius, daß es die vielen

Feministen, d. i. Weiberhelden unter den heutigen Männern seien, welche den Weibern die großen Rosinen in den Kopf setzen. Was ich von diesen Feministen halte, habe ich anderwärts schon gesagt.

Möbius weist nicht bloß wissenschaftlich den Schwachsinn der Weiber nach, er spricht auch noch von andern Dingen im Sinne des Karthäusers von Freiburg. Er meint, die körperliche und geistige Schwäche des Weibes zeige sich auch darin, daß es sich nur mit der Zunge oder mit der Feder wehre durch Beschimpfungen, Verleumdungen und anonyme Briefe. „Die Zunge," so schreibt er, „ist das Schwert der Weiber, denn ihre körperliche Schwäche hindert sie, mit der Faust zu fechten; ihre geistige Schwäche läßt sie auf Beweise verzichten, also bleibt nur die Fülle der Wörter."

An einer andern Stelle meint der gelehrte Arzt und Physiologe: „Nichts ist thörichter, als dem Weibe das Lügen verbieten zu wollen. Verstellung, d. h. Lügen ist die natürliche und unentbehrliche Waffe des Weibes, auf die es gar nicht verzichten kann."

Ich will aufhören, weiteres anzuführen; die Leserinnen könnten sonst glauben, ich wolle den

Frieden wieder brechen. Nein, ich will nur den Beweis führen, daß nicht bloß ungelehrte und ungeschlachte Leute wie unsereiner, sondern auch Zierden der Wissenschaft sich versündigen in der Wertschätzung weiblicher Leistungen und Eigenschaften.

Das Büchlein Möbius aber möchte ich in jede „bessere“ Familie wünschen und als zweite Bibel zur Lesung allen jenen weiblichen Wesen empfehlen, die nach „Bildung“ und „Emanzipation“ streben.

Möbius leugnet nicht, daß es auch Ausnahmen, d. h. nicht dem physiologischen Schwachsinn unterworfene „Damen“ gebe. Das unterschreibe auch ich schon deswegen, weil die genialen Männer solche Mütter haben müssen. Nie wird ein genialer Mann eine dumme Gans, d. i. ein schwachsinniges Weib zur Mutter gehabt haben. Auch wird diese geistvolle Mutter nie von einer an einem Weibergymnasium gebildeten Dame und noch viel weniger von einer Akademikerin abstammen. Solche Gehirndamen können höchstens die Mütter von Kaninchen und Hühnchen in Menschengestalt sein und werden. —

Wir sind während dieser physiologischen Betrachtung längst über Rangendingen hinaus gekommen, haben das Starzelthal verlassen und fahren auf wellenförmigem, ährenreichem Hügelland dahin. Doch nicht lange. Bald geht's in eine Thalschlucht hinab, in deren Tiefe uns ein überraschender Anblick wird. Vor uns liegt, wie ein altes Märchenbild, wie ein Bergnest in den Abruzzen, wie eine Phantasiestadt auf einer Weihnachtskrippe — das alte Städtchen Haigerloch.

Man meint, ein Erdbeben habe einst einen Teil des Landes verschlungen und dann rechts und links der so entstandenen Kluft zwei Hügel in die Höhe getrieben. Später habe ein Sturmwind aus allen vier Himmelsrichtungen Türme und Häuser dahergetragen und sie im Wirbel auf den Hügeln und in der Tiefe zerstreut, um Haigerloch zu bilden.

Man kann, in diesem merkwürdigen Ort angekommen, nicht genug schauen. Bald sind es die malerischen Türme, die unsern Blick festhalten, bald die herrlichen alten Häuser mit Holzfachwerk, die wie Schwalbennester an Fels und Berg hinauf-

hängen, bald das Flüßchen Eyach, das in tiefem Bette mitten durch das Städtchen stürmt.

Steil bergan führt auch die Straße zum Gasthaus zur Post, wo ich Mittag machen will. Die Pferde müssen tüchtig ausgreifen und, in der Mitte der Straße vor dem Hotel angelangt, muß der Konrad rasch bremsen, damit es nicht wieder bergab geht.

Im zweiten Stockwerk ist, wie es alten deutschen Städtchen geziemt, die Wirtsstube. An der Mittagstafel essen mit mir noch zwei Geschäftsreisende. Sie klagen, daß noch keine Eisenbahn nach Haigerloch gehe und man noch mit dem Postwagen von und nach dem merkwürdigen Städtchen fahren müsse.

Ihr Wunsch wird sich bald erfüllen; die Kultur baut eben die Straße für ihr Trojanerpferd. Bald wird das Pfeifen der Lokomotive und der Rauch des Dampfes den Reiz und den Zauber von dem alten Städtchen wegnehmen, das heute noch wie ein „verwunschenes“ Märchenschloß im Verborgenen ruht.

Geschäftsreisende reden über Tisch natürlich vom Geschäft; ein Thema, das noch lange nicht

das dümmste ist, welches an Wirtstafeln absolviert wird.

Diese Reiseonkel sind auch Kulturträger und bringen in die entlegensten Dörfer eine Menge Mode-, Luxus- und Genußartikel, die unnötig sind und Geld und vielfach auch Gesundheit kosten. Sie haben übrigens nebenbei ein hartes Los, müssen sich von ihren Kunden viel gefallen lassen, bekommen für ihre Höflichkeit oft Grobheiten und für ihre Rechnungen kein Geld. —

Am Nachmittag ließ ich mich noch auf die Höhe fahren. Die Straße ist an den Häusern hin so steil, daß ich fürchtete, die Pferde kämen nicht hinauf. Links liegt auf einer Anhöhe ein gewaltiger, viereckiger Turm, der „Römerturm" genannt, aber im Mittelalter gebaut und einst sicher ein Hauptfort des befestigten Städtchens. Heute ist er eine Zierde im Stadtbild.

Bei der St. Annakirche lasse ich halten, schaue über das Häusergewirr hinweg hinab ins Eyachthal, dem man auf den ersten Blick ansieht, daß es dem Schwarzwald zugeht. —

Die Grafen und Fürsten von Hohenzollern müssen allzeit kunstsinnige Leute gewesen sein, denn

was man in ihren Residenzen an Kirchen sieht, verrät dies.

Das Innere der St. Annakirche ist reizender, reicher Rokokostil aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die vielen, lustigen Engel dieses Stiles machen förmlich „Fanges“ auf den Altären, was mir sehr gefiel; denn ich liebe die heiteren Engelsfiguren der Zopfzeit mehr als die ernsten der Gotik.

Auch in der äußerlich gotischen, innen verzopften Schloßkirche sah ich nachher einen wunderbar schönen Renaissancealtar. Beide Kirchen sind Stiftungen von Grafen beziehungsweise Fürsten von Hohenzollern.

Das Pfarrhaus bei St. Anna ist im gleichen Stil wie die Kirche und präsentiert sich wie ein feiner, adeliger Landsitz aus dem vorigen Jahrhundert. Sein Bewohner ist zur Zeit ein junger Kaplan, bei dem ich durch seinen Kollegen in Hechingen schon angekündigt war.

Er eröffnete mir, daß der greise, schwerkranke Dekan und Stadtpfarrer Schnell, der drunten auf dem andern Hügel, welcher das fürstliche Schloß trägt, seine Residenz hat, sicher erwarte, daß ich ihn besuche.

Ehe wir einstiegen, um den Berg hinabzufahren, kam mir aus einem Hause eine junge Frau entgegen und grüßte mich freudig wie einen alten Bekannten. Unsere Bekanntschaft beruht darauf, daß sie in Freiburg gedient und mich täglich durch die Günterthäler Straße hat spazieren gehen sehen. Gesprochen haben wir uns heute zum erstenmal; es freute mich aber, von einer Haigerlocherin so freundlich begrüßt zu werden.

Es ist Sabbat heute, und in der Straße und auf der Höhe sah ich viele Jüdinnen lustwandeln, unter ihnen Schönheiten ersten Ranges.

Die Juden bewohnen in der Nähe des Römerturmes ein eigenes, lustig und luftig gelegenes Quartier, machen ein Viertel der 1200 Seelen zählenden Amtsstadt aus und sind schon seit drei Jahrhunderten hier ansässig. Sie sollen auch das große Geld haben.

Als wir in der untern Stadt angekommen waren, rief mir abermals eine Haigerlocher Dame mit freudestrahlendem Gesicht ein schwäbisches „Grüß Gott!“ zu. Es war eine Wirtsfrau, die ebenfalls in Freiburg gedient und den Ausstattungspreis des Barons von Lamezan, bei dessen

Verleihung auch der Pfarrer von St. Martin mitwirkt, erhalten hatte.

Die Lamezan'sche Stiftung beglückt jedes Jahr ein Dienstmädchen, das heiraten will, mit einer Brautgabe von 1200 Mark. Daß die Haigerlocherin, welche diese Gabe erhielt, Freiburg ein gutes Andenken bewahrt, läßt sich begreifen. Ihr Mann ist Messerschmied und arbeitet auf seinem Handwerk, während die Frau die Wirtschaft besorgt. Das Freiburger Geld kam also an brave Leute.

Alle guten Dinge sind drei. Gleich darauf sollte ich die Bekanntschaft eines dritten Wibervolkes machen.

In der Schlucht jenseits der Eyach und am Fuße des Schloßberges angekommen, galt es auszusteigen und eine endlose Reihe von steinernen Stufen hinaufzuklettern, um zum Pfarrhaus zu gelangen.

Ich besann mich angesichts meiner Bewegungsschwäche ernstlich, und nur die Begleitung des Kaplans gab mir Mut, an dieser Leiter hinaufzusteigen. Da auf derselben auch die Hauptpfarr- und Schloßkirche erklettert werden muß, so ver-

dienten die Haigerlocher noch einen besonderen Ablaß für jeden Kirchgang.

Nach mühsamer Steigung im Pfarrhaus angekommen, war ich überrascht, den todkranken Dekan nicht etwa im Bett, sondern aufrecht stehend und in tadellosem Anzug in seinem Empfangszimmer zu finden. Man sah dem hochgewachsenen, imponierenden Manne an, daß er alle seine Energie zusammennahm, um sich aufrecht zu halten. Er kam mir vor wie ein Fürst, der seine letzte Audienz giebt, sich dabei aber noch zeigen will in der alten Kraft und Art.

Nobel wie ein Fürst bot mir der sterbende Held auch eine Flasche Champagner an. Ich dankte und empfahl mich bald, denn Mitleid und Bewunderung stritten in mir; das erstere bekam den Vorrang und trieb mich von dannen.

Durch den Garten beim Pfarrhause schritten wir zur Kirche hinauf, und ich bewunderte den schon genannten Altar. Das an die Kirche sich anschließende Schloß, welches mit seinen zahlreichen Bauten den ganzen Hügel krönt, gelüstete mich nicht zum Anschauen. Es soll aus dem 16. Jahrhundert stammen und ist neben der Schloßkirche und

dem Römerturm jedenfalls das wirksamste Stück in dem interessanten Landschaftsbild.

Es ist heute Sitz des Oberamtes, und ein preußischer Hinterpommer oder ein Westfälinger wird sich nicht schlecht freuen, so er als Oberamtmann nach Haigerloch kommt und von diesem verwunschenen Schloß aus ins schwäbische Land schauen darf.

Hier residierten einst die ersten urkundlich bekannten Herren von Haigerloch, die Grafen von Hohenberg, ein Zweig des Zollernschen Stammes. Und wer Haigerloch gesehen, darf sich nicht wundern, daß der bekannteste Hohenberger, Albert der Minnesänger, gerne in Haigerloch Hof hielt. Er war durch seine Frau, eine Fürstenbergerin, ein Oheim des „steinernen Mannes von Hasle" und durch seine Schwester ein Schwager des Kaisers Rudolf von Habsburg.

Wir haben also schon die dritte Schwäbin, die Kaiserin wurde. Diese Hohenbergerin war jedoch eitel wie alle Weiber; sie hieß Gertrud und ließ sich nun, nachdem ihr Mann deutscher König geworden war, Anna nennen, machte dabei aber einen schlechten Tausch; denn Gertrud lautet meines Erachtens viel schöner wie Anna.

Ihr Bruder, Graf Albert, fiel, als er 1291 den Partner des Gegenkönigs Adolf von Nassau, den Herzog Otto von Niederbayern, der im unfernen Städtchen Oberndorf übernachtete, überraschen und aufheben wollte.

Nachdem die Hohenberger im 15. Jahrhundert ausgestorben waren, wechselten die Herren der Grafschaft Haigerloch, bis diese 1491 in Zollernschen Besitz überging und zollerisch blieb bis 1850, wo sie preußisch wurde.

Von 1576—1634 residierte auf dem Schloßberg eine eigene Linie, Hohenzollern-Haigerloch, welche sicher auch die ersten Juden ins Städtle brachte.

Als wir von der Schloßkirche herab wieder ins Pfarrhaus kamen, meldete uns die Köchin, „der Herr" sei gleich nach unserem Weggang ohnmächtig zusammengesunken. Daß ich die unschuldige Ursache dieser Ohnmacht gewesen, war mir sehr leid. Der greise Dekan hatte sich im Kampf mit dem Tod zuviel zugemutet. Drei Wochen später warf dieser ihn völlig nieder.

Beim Scheiden aus dem Pfarrhof — ich stund schon auf der Stiege — fragte mich die Köchin,

eine energische, schwäbische Riesendame, ob ich nicht auch Dekan sei? Sie meinte wohl, ich wäre groß und alt genug für eine solche Würde. Als ich dies rasch verneinte und weiter ging, rief sie mir noch nach: „Aber dann sind Sie doch Schulinspektor?“ — ein geistliches Amt, das in Schwaben gleich nach dem Dekan kommt. Wie ich nun, nochmals zur Fragerin aufschauend, bekannte, auch kein Schulinspektor zu sein, da warf mir die wackere Schwäbin einen Blick zu, den ich nie vergessen werde. Er war eine Mischung von Mitleid und Verachtung und traf mich so, daß ich bedauerte, die Wirtsrechnung von Heiligenberg nicht mehr zu haben. Ich hätte ihr sonst diese zugeworfen und mich durch eine Fälschung bei der Dame in Respekt zu setzen gesucht.

Betrübt schritt ich wieder die steinernen Stufen hinab zu meinem Wagen, nahm Abschied vom Kaplan, fuhr davon und sagte mir im stillen: „Wenn einer weder Aemter, noch Titel, noch Orden besitzt, findet er heutzutag nicht einmal mehr Gnade in den Augen einer Pfarrersköchin.“ —

Erst weit drunten im Eyachthale fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, einen mir durch

seine Dichtungen bekannten Lehrer in Haigerloch aufzusuchen.

Ich habe das Jahr über auf gar viele Anfragen zu antworten. Der eine will wissen, welches die beste Kur für Nervenleiden sei; ein anderer frägt, ob ich keinen reichen Mann wisse, der ihm aus der Not helfen könne; eine dritte will meinen Rat, ob sie heiraten oder ledig bleiben oder nach Amerika auswandern solle; einem vierten soll ich sagen, ob Wein oder Bier gesünder sei, und die übrigen Frager legen mir Manuskripte und Dichtungen vor und wollen mein Urteil hören.

Diese übrigen sind mir die lästigsten Frager, einmal, weil ich mit meiner eigenen Schreiberei genug zu thun habe und dann, weil das Lesen, besonders von Geschriebenem, mich sehr anstrengt. Ich mache darum mit solchen Dingen kurzen Prozeß.

Eines Tages nun, vor Jahr und Tag, sandte mir ein Hauptlehrer Fink von Haigerloch Gedichte in schwäbischer Mundart zur Begutachtung. Als Freund jeden Dialektes las ich sie und fand reizende Schilderungen des bäuerlichen Alltagslebens.

Das Hohenzollernländle hat im Verhältnis zu seiner Größe eine schwere Menge neuerer Dichter

und Dichterlinge. Selbst ein halbes Dutzend Dichterinnen fehlt nicht. Unter den Dichtern sind auch Volksdichter, so zwei Schuhmacher, ein Seilermeister, ein Wirt, ein Seifensieder, der letztere der bedeutendste unter ihnen.

Das reizlose Gammertingen hat in unserer Zeit nicht weniger als fünf Dichter und eine Dichterin hervorgebracht.

Die meisten Dichter sind Geistliche und Lehrer, alle aber als Poeten nicht viel größer als ihr engeres Heimatland. Die beiden Reiser von Gammertingen und besonders der 1890 im Elend gestorbene Franz Egenter, dürften über das Mittelmaß hinausragen.

Vor zwei Jahren erschien ein Band „Dichterstimmen aus Hohenzollern". Er enthält Proben von all den vielen Dichterseelen des Zollerländchens. Sie singen alle sehr fromm, sehr rein, sehr loyal, bisweilen von Lenz und Liebe, aber nie von Freiheit und Männerwürde. Manche Hofpoeten sind unter ihnen, aber kein Revolutionsbarde, wie der württembergische Schwabe Herwegh.

Trotzdem diese Dichterstimmen in Haigerloch gedruckt wurden, findet sich der Dichter Fink nicht

darunter, obwohl er ein viel besserer Dichter ist als viele seiner dichterischen Landsleute, deren Stimmen wir in diesem Buche vernehmen. Drum soll er hier genannt sein, der wack're Sohn des „großen Schmied-Jörgen“ von Inneringen, und ein Lied von ihm, die reizenden Worte eines schwäbischen Bauernkindes über seines Vaters Kälble, mein Buch zieren:

Eusa[1]) Küahle hot a Kälble,
Des ist rund und nudelfett;
Glitza thuat's, wia g'schmiert mit Sälble,
's Tierle ist gar dundersnett.

Lot ma's[2]) naus, no macht es Jucker,
Daß ma krank se lacha muaß;
Streichlat ma's, no thuat's koi Zucker,
Höchstens stupft es mit 'm Fuaß.

's fährt a Metzger rei in Flecka,
— Los au[3]), wia sei Karo schnauft —
Thuat 'm Vater Geld na strecka,
Und — mei Kälble ist verkauft.

Eaba füahrt ma's num am Eckle,
Karo bellat hinta drei —

[1]) Eusa = unser.
[2]) Lot ma's = läßt man's.
[3]) Los au = hör auch.

'S Kälbles Muatter heult ganz schreckle,
Möcht beim Strohl[1]) koi Metzger sei! —

Das Thal der Eyach zeigt in seinen reichen Tannenwaldungen an beiden Uferseiten, daß wir uns dem württembergischen Schwarzwald nähern und das Gebiet der schwäbischen Alb hinter uns haben.

Eine Stunde unterhalb Haigerloch liegt heiter und einladend das Soolbad Imnau mit Parkanlagen und stattlichen Gebäuden. Aber Badegäste sah ich keine. Die Leute suchen in unsern Tagen, wo die Luftkuren Mode geworden, die Höhen auf, und die alten Mineralbäder in den Thälern leiden fast überall, auch im Schwarzwald, Mangel an Gästen.

Die Straße führt durch die Anlagen des Bades Imnau und am Hotel vorbei, und es gefiel mir, daß das Peitschenknallen hier ausdrücklich verboten ist.

Unweit Imnau begegnen wir den Grenzpfählen, die preußisch Hohenzollern und Württemberg von einander trennen. Die Straße herauf

[1]) Strohl = Strahl, Blitz.

wandert eine Schar jüdischer Frauen und Jungfrauen, die offenbar einen Sabbatsspaziergang nach Imnau machen.

Sie kommen von dem großen Dorf Mühringen, das malerisch teils in der Thalebene, teils an steilen Gehängen hingebaut ist.

Ueber ihm erhebt sich, das ganze Thal beherrschend und zierend, auf einem Bergvorsprung das Schloß Hohenmühringen, ein prächtiger, gotischer Bau aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Im Dorfe angelangt, ließ ich halten und fragte eine Bauernfrau, wem das Schloß gehöre. Sie nannte einen Baron v. M. Und als ich darauf sagte: „Der hat aber ein schönes Schloß!“ — meinte das Weib: „Ja, wenn er nu au g'scheiter wär'.“ Jetzt erinnerte ich mich, daß ich in den Zeitungen von den Eigentümlichkeiten dieses Herrn schon gelesen hatte.

Nach meiner Landkarte hatte ich von Mühringen aus zwei Wege nach Horb, den einen bergauf über Nordstetten, den andern thalab dem Neckar zu. Ich schwankte einige Augenblicke, weil Nordstetten der Geburtsort Berthold Auerbachs ist und er dort sein Grab hat. Was mich abhielt, den Weg da-

hin einzuschlagen, war die steile Straße, die ich den braven Pferden nicht mehr zumuten wollte.

Auerbach, ein armer Judenknabe von Nordstetten, war ein genialer Dichter, ein guter Romanschreiber und ein trefflicher Kenner der Philosophie seines Stammesgenossen Spinoza; aber er war kein Volksschriftsteller, so viele Dorfgeschichten er auch geschrieben hat.

Sein „Ivo der Hairle" hat mich als Gymnasisten seiner Zeit auch begeistert für ihn. Und seine ersten Dorfgeschichten, die auf Jugenderinnerungen fußten, haben noch manches echte, aber die späteren sind die reinste Unnatur. Er läßt die Bauern reden und denken, wie er, der Spinozist Auerbach, redete und dachte, wie aber nie ein Bauer spricht, noch je gesprochen hat.

Eine Menge seiner Erzählungen erscheinen so gemacht, so fabriziert, daß es unbegreiflich ist, wie er damit einst so viele Leser finden konnte. Er fand sie allerdings in Kreisen, denen die deutsche Volksseele und das Wesen des deutschen Bauern und kleinen Mannes noch fremder waren als ihm selber.

Er hat Dorfgeschichten geschrieben für die

Salons und für die Hofwelt und war selber aus einem Freiheitsmann ein Hofdemokrat geworden. Aber schwer Geld hat er dabei verdient, wenn seine Erzählungen auch unecht und, um schwäbisch zu reden, „alle verstunka und verloga“ waren.

Im Jahre 1877 sah ich ihn öfters in Vulpera bei Tarasp, wie er einsam in den Bergen wandelte, ein kleiner, stämmiger, ziemlich dicker Herr mit großen, geistvollen Augen. In seiner schwarzen Samtjuppe und dem weichen, schwarzen Filzhut glich er einem Münchner Künstler. Anzureden wagte ich den Altmeister der Dorfgeschichten nicht, hatte aber auch keine Lust dazu, was mich heute reut.

Was mich an ihm freut, ist, daß der gefeierte Schriftsteller, der sein Leben fern der Heimat in großen Städten verlebt hat, sich, trotzdem er 1882 in Südfrankreich starb, in Nordstetten begraben ließ, auf der einsamen schwäbischen Hochebene, die seine Wiege trug.

Unsereiner reicht dem Dichter Auerbach das Wasser nicht, kann aber auch nicht für die „Haute volée“ schreiben, ist nicht salon- und nicht hoffähig und bleibt drum ein armer Schlucker, vor

dem nicht einmal die Pfarrerskōchin von Haigerloch Respekt hat. —

Durch Wald ging die Fahrt weiter, und bald war ich im wiesen- und tannengrünen Neckarthale und zog am linken Ufer thalaufwärts. An der Brücke, die vom rechten zum linken Ufer führt, lag ein Floß, mir eine liebe Erinnerung an die gute alte Zeit der Flößerei auf der heimatlichen Kinzig.

Still wie ein See zog der Neckar durch die waldbegrenzten Wiesengründe dahin. Er ist hier noch so jung, dieser Schwarzwaldwasserknabe, und zieht seines Weges dahin wie ein schwermütiger Greis.

Aber mir gefiel er heute doch in seiner Melancholie. Die Sonne neigte sich dem Abend zu. Dort über jenen Tannenwäldern stund sie noch und warf im Scheiden ihre Strahlen auf den stillen Fluß, während ich auf einsamer Straße an ihm hinfuhr. Süßer Abendfrieden lag im Thale, und auch meine Seele bekam davon. Ich fühlte heimatliche Luft, denn ich war wieder im Schwarzwald, den ich nun nimmer verlassen sollte bis hinab nach Hasle und von da hinüber nach Freiburg.

Wie nahe einst das Kinzigthal mit dieser Gegend verwandt war, sehen wir an dem freundlich am Neckar gelegenen Städtle-Dorf Mühlen. Hier besaß das Kloster Wittichen, das in meinen „Waldleuten" eine Rolle spielt, Güter. Namentlich gehörte ihm die vom rechten Flußufer heute noch malerisch herüberschauende Meierei Egelsthal.

Auch die im Kinzigthal einst mächtigen freien Herren von Geroldseck hatten in Mühlen Besitz

Merkwürdig ist, daß noch 1715 das Stift Muri in der Schweiz dieses protestantische Dorf durch Kauf erwarb.

Daß die Zeiten, in denen Dörfer und Bauern von einem Herrn an den andern verpfändet oder verkauft wurden, wie heutzutag eine Kuh oder ein Pferd, aufgehört haben, rechne ich zu jenen Partieen des Fortschritts, die meinen vollen Beifall haben. —

Plötzlich taucht hinter Mühlen das Bild der Stadt Horb auf und nimmt mich ganz gefangen. Vor zehn Jahren fuhr ich einmal, von Rottenburg her kommend, hier an; aber es war Nacht, und ich langweilte mich sehr in dem Bahnhof von Horb, wo ich eine Stunde lang warten mußte bis zur Weiterfahrt nach Freudenstadt.

Drum sah ich heute Horb zum erstenmale und zwar im milden Lichte eines Sommerabends, und ich bekenne, daß dieses schwäbische Städtchen zweifellos das schönste und reizvollste ist unter



Horb.

all den vielen Städtchen des Gesamtschwarzwaldes.

Was sein Bild so reizvoll macht, ist nicht bloß seine Lage auf einem langgestreckten Bergrücken und in dem Einschnitte zweier Thäler, son-

dern auch die vielen Türme und Thore, die malerisch zerstreut auf der Höhe liegen.

Wie ich am Abend noch hörte, giebt es in Horb Leute, die von diesen alten Bauwerken gerne eines oder das andere niedergerissen sähen. Möchten diese Heldensöhne Horbs doch nur einmal ihre Stadt von der Ferne aus betrachten, und wenn sie nicht jeden Sinnes für Schönheit bar sind, so würden sie einsehen, daß sie ein Verbrechen gegen ihre Heimat begehen wollen.

Diese kaum 2000 Seelen zählende, im Mittelalter hohenbergische, später österreichische Waldstadt, hatte ehedem neun Thore und in der Stadtmauer zahlreiche Rundtürme. —

In Horb amtet heute der ehemalige Pfarrkurat Heberle von Alpirsbach, dessen Lob ich im „Abendläuten" gesungen. Er kam vor Jahr und Tag in seine Vaterstadt Horb als Präzeptoratskaplan, d. h. er ist lateinischer Schulmeister und Kaplan.

Ihm hatte ich von Hechingen aus geschrieben, er möge mir für ein ruhiges Nachtquartier sorgen. Ich erwartete nun, er werde mir am Abend entgegengehen und mir mein Quartierbillet übergeben.

Ich fuhr aber in das malerische Städtchen ein, ohne was von dem Präzeptor zu sehen. Einen Briefträger, der noch auf seinem abendlichen Gang die Straße kreuzte, fragte ich, wo das beste Gasthaus sei. Er meinte, das beste sei draußen am Bahnhof, aber die katholischen Geistlichen kehrten in der Krone am „untern Marktplatz“ ein.

Ich bin auf Reisen, was die Wirtshäuser betrifft, konfessionslos, und der Wirt, welcher mich am besten bewirtet, ist mir der nächste; sein religiöses oder politisches Bekenntnis ist mir dabei gleichgültig.

Es lag aber nach den Worten des Briefträgers die sichere Vermutung nahe, daß in der Krone mein Quartier bestellt sei. Ich fuhr drum dort an, hörte aber ein Nein. In der Stadt umherfahren oder gar noch den Berg hinauf zur Stiftskirche, wo Meister Heberle residieren sollte, wollte ich nicht. Ich stieg deshalb in der Krone ab, nachdem auch hier der Wirt mir ein stilles Quartier zugesagt hatte.

In dem großen Hause führte man mich ins dritte Stockwerk. Konrad und der Hausknecht

schleppten meinen Koffer hinauf, und ich ließ mich häuslich nieder. Dann schaute ich noch zum Fenster hinaus und hinab in die Gasse und hinüber auf den kleinen Platz, den ein Brunnen ziert mit dem Standbild des Grafen Rudolf von Hohenberg.

Still lag alles vor mir; es war der Abendfrieden des Samstags in einer kleinen Stadt; Wasser holen, Straßen kehren, Fenster putzen, Zwiegespräche halten die Beschäftigung der Leute.

Mir gegenüber schaute hemdärmelig ein alter Herr ebenfalls in den Samstagabend hinab. Ich glaubte sicher, es wäre ein pensionierter Generalleutnant, der hier seine Tage beschließt, so militärisch ernst und vornehm sah der Mann drein. Als ich später hörte, er sei der Accisor von Horb, also wahrscheinlich ein ehemaliger Feldwebel, wuchs mein Respekt vor meinem Nachbar.

Ich habe schon viele württembergische Offiziere gesehen vom General bis zum Leutnant, aber noch nicht viele mit einem so typischen Soldatenkopf, wie den Accisor von Horb.

Als ich hinabkam in die Wirtsstube, um meine Milch zu trinken, erschien plötzlich und stürmisch der Präzeptor Heberle. Er war gegen Nord-

stetten gelaufen, um mich abzuholen, da er sicher darauf gerechnet hatte, daß ich das Grab Auerbachs werde besucht haben.

Das Quartier hatte er in seinem Kaplaneihäuschen für mich hergerichtet; aber bescheiden, wie ich bin, wollte ich den Kronenwirt in Horb so wenig kränken wie den Radwirt in Hechingen. Auch mochte ich nicht mehr ausziehen, nachdem mein Gepäck mühsam in die Höhe gebracht worden war.

Meister Heberle holte nun noch die übrige Geistlichkeit der Stadt, den jungen Pfarrverweser und einen zweiten Präzeptor, alle drei helle, heitere Schwaben mit freiem Sinn und Blick. Ich mußte ihnen aber früher, als mir lieb, gute Nacht sagen; denn lange, lebhafte Abendgespräche habe ich stets mit langem Wachsein zu büßen.

Am 1. Juli.

Das war wieder eine schlechte Nacht! In meiner Nähe hatten ein Bezirksfeldwebel und ein Fahrradhändler ihre ständigen Wohnungen. Beide ließen mich ihre späte Heimkehr merken. Am spätesten aber trabten, wie ich diesen Morgen hörte, der Konrad und der Hausknecht an meinem Zim-

mer vorbei. Meister Konrad hatte wieder eine Bierreise gethan und war vor Mitternacht nicht heim gekommen.

Ich kann nicht sagen, wie oft ich in dieser Nacht wieder das Wirtshausleben verwünscht habe.

Müde schleppte ich mich in der Frühe in die nahe Liebfrauenkirche, um die hl. Messe zu lesen. In dem gotischen Kirchlein erbaute mich ein alter Flügelaltar mit vielen Figuren, alle flott und derb geschnitzt. Der Altar ist ein beredtes Zeugnis von der goldenen Zeit des Handwerks. Er soll Ende des 15. Jahrhunderts von den Webergesellen der Stadt gestiftet worden sein. Heute giebt's gar keinen Weber mehr in Horb. Die Fabriken haben Meister und Gesellen verdrängt, ohne daß die Fabrikanten Flügelaltäre stifteten.

Es läutete eben zusammen in den sonntäglichen Hauptgottesdienst, als ich im Weiterfahren auf der Höhe bei der Pfarr- oder Stiftskirche ankam. In Scharen zogen die Horber aus hellen Gassen und aus alten Giebelhäusern der Kirche zu, die außen durch ihre Lage und durch gotische Architektur weit mehr verspricht, als sie innen durch ihren Zopf hält.

Eine einzige Person, ein Wibervolk, sah ich in Volkstracht zur Kirche wallen. Sie kam mir vor wie eine edle Taube unter alten Hühnern, wenn man die proletarische Modetracht der andern Frauen mit ihr verglich.

Am Rande des Hügels, der die Kirche und einen luftigen, heitern Teil der Stadt trägt, steht das Kaplaneihaus des Präzeptors. Unten ist seine Schule, und im zweiten Stock wohnt er mit seinen Eltern.

Als mir seine Mutter das Zimmerchen zeigte, das für mich gerichtet war, und ich die Ruhe ringsum ermaß und mit meiner Wirtshausnacht verglich, reute es mich schwer, gestern abend nicht noch da herauf gestiegen zu sein.

Eine herrliche Aussicht ins Neckarthal hat Meister Heberle von allen seinen Fenstern aus, und wenn nicht die Schulmeisterei damit verbunden wäre, könnte selbst unsereiner den jungen Kaplan beneiden.

Diese Präzeptoratskapläne sind in den kleinen Städten Württembergs die Vertreter der mittelalterlichen Lateinschulen. Sie bereiten ihre Knaben völlig vor für die letzten Klassen des Gymnasi-

ums, und wenn klassische Bildung ein Glück wäre, könnte man sie zu den Wohlthätern der Menschheit zählen. —

Vor meinen Augen lag jenseits des Neckars die Hornau, nach der sich der größte und berühmteste Sohn der Stadt Horb, der Abt Martin Gerbert von Hornau, Fürstabt von St. Blasien im Schwarzwald, benannte.

Martin Gerbert (richtiger Gerber) war einer der bedeutendsten Männer des 18. Jahrhunderts. Er beherrschte nicht bloß alle Gebiete der Geschichte, der Philosophie und der Theologie, der Liturgie und der Kirchenmusik, er war auch ein großer Förderer der Kunst und ein besonderer Wohlthäter und trefflicher Fürstabt des von ihm regierten Schwarzwaldvolkes.

Es war eine kleine Schwäche von ihm, daß er seinen bürgerlichen und nach dem Handwerk riechenden Namen Gerber in Gerbert änderte, wohl in Anlehnung an den berühmten Abt Gerbert, den Lehrer Kaiser Ottos III., der als Silvester II. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Ich bin froh, daß ich außer meinen sonstigen Schwächen nicht auch noch die habe, meinen Namen

veredeln zu wollen; denn das wäre ein Kunststück. Mein Vater pflegte zu sagen: „Der Teufel in der Hölle, dem man sonst alle wüsten Namen giebt, heißt nicht Hansjakob.“ —

Ich mußte, um von der Pfarrkirche weg aus Horb fortzukommen, wieder bergab fahren, und dann ging's durch einen Thaleinschnitt hinauf auf eine rauhe, kahle Hochebene.

Sturm und Regen empfingen mich auf ihr, und ich mußte für einige Zeit den Wagen gänzlich zumachen lassen, was mir jeweils peinlich ist, weil ich mir vorkomme wie eingesperrt.

Wie müssen da oben erst im Winter die Stürme heulen, wenn sie im Sommer schon so scharf pfeifen.

Doch die Sonne siegte nach kurzer Zeit, es ward licht und helle und stille auf einmal. Der Wagen wurde wieder zurückgeschlagen, und ich sah die Welt in einer Herrlichkeit, wie noch nicht oft.

Die Berge der schwäbischen Alb, der Baar, des Schwarzwaldes liegen vor mir im lichten Schein eines Sommer-Sonntagmorgens. Ich steige aus, um mich zu laben an diesem Blick. Eine heilige Stille liegt über der weiten Welt, die vor

meinem Auge sich aufthut. Es schien, als ob alles den Tag des Herrn feierte in Ruhe und Andacht. Kein Windhauch ging, kein Vögelein sang, kein Bienlein summte an den einsamen Bergblumen, und keine Grille zirpte in den hellgrünen Gräsern.

Ich schreite weiter, immer wieder meine Seele in die Sonntagsfeier der Natur versenkend, und treffe auf einen Schäfer. Er ist ein alter, weißbärtiger Mann, der seine Poesie auf dem Hute trägt, den er mit einem Strauß von Erdbeeren geziert hat.

Ich nähere mich ihm in Ehrfurcht, denn er kam mir vor wie ein Druide, ein greiser Priester der Natur, der am Tag des Allmächtigen allein steht auf weiter Flur.

Dort drüben in einer Falte liegt sein Dorf, und während die andern in der Kirche beten und singen, schaut er andachtsvoll in das unermeßliche Gotteshaus, Natur genannt.

Eben läutet das Glöcklein vom Dorf herauf und verkündet die Wandlung, der christlichen Religion höchstes Geheimnis. Der Schäfer nimmt seinen erdbeergeschmückten Hut ab, bezeichnet sich

mit dem Zeichen des Welterlösers und schlägt auf seine Brust.

Seine Schafe weiden still weiter, und zu seinen Füßen liegt stumm sein Hund. Sie wissen nichts vom Tag des Herrn und von den Geheimnissen des Glaubens. Der Mensch allein schaut in die Gottesnatur am Sonntagmorgen und betet; er allein versteht die Stimme des Glöckleins und schlägt an seine Brust.

Ich vergaß ob dieses Bildes, selbst mein Haupt zu entblößen und Gott im Sakramente die Ehre zu geben. Aber der Schäfer nahm daran kein Aergernis; denn er sah mich nicht, bis ich ihn anredete.

Der einsame Hirte ist auch sonst ein einsamer Mann; sein Weib ist ihm schon vor vielen Jahren gestorben, und Kinder hat er keine. Seine Familie ist seine Herde, bei welcher er Tag und Nacht weilt vom April bis zum neuen Jahr. Vierhundert Mark ist dann sein Lohn vom Herrn der Schafe, wobei er seinen Lebensunterhalt selbst sich stellen muß. Und der alte Mann ist zufrieden bei diesem elenden Verdienst und darum in meinen Augen ein Held und vielen, vielen seiner Mitmenschen gegenüber ein Heiliger.

Aber diese Helden und diese Heiligen muß man nicht in engen Städten suchen, sondern droben auf einsamer Heide am Sommer-Sonntagmorgen, wenn das Glöcklein läutet vom Thale herauf und der einsame Hirte betet.

Der greise Mann erzählte mir, daß er noch etwas Geld verdiene mit Aufziehen und Dressieren von Schäferhunden. Dabei erfuhr ich wieder etwas, was ich noch nie gehört. Der Schäfer sagte mir, daß die Schafe gleich merken, ob ein Hund „Gemüt habe zum Angreifen", d. h. ob er scharf oder schwach sei gegen sie. Im ersten Falle respektierten sie ihn, im zweiten nicht.

Wir sehen also auch bei den Schafen ähnliches wie bei dem einen Braunen meines Fuhrwerks. Pferd und Schaf taxieren ihre Aufseher und Vorgesetzten nach ihren Leistungen, ob sie imstande und geartet sind, sich Achtung und Gehorsam zu verschaffen oder nicht.

Möchten viele Eltern bei der Kindererziehung von den Schafen lernen! —

Während ich noch mit dem Schäfer rede, schlägt unweit von uns eine Wachtel, die erste, die ich seit vielen Jahren in unserer vogelarmen Zeit wieder höre.

Ich schenke dem alten Hirten ein Geldstück; er will dafür den Erdbeerstrauß von seinem Hut nehmen und mir geben. Ich wehre es ihm; er ahnt nicht, daß er mir viel mehr innere Freude gemacht hat, als ich ihm lohnen kann.

Gerührt schied ich von dem einsamen Mann, der in allen Zügen das Bild der Zufriedenheit trug, und ich sagte mir:

„In einem schönern Tempel, als den der Hirte rings um sich hat, betet heute auf der ganzen Erde niemand. Und andächtiger werden nicht viele Menschen gewesen sein, als der alte Schäfer und ich, da wir am Sommer-Sonntagmorgen in dieses unermeßliche Gotteshaus vor unsern Blicken hineinschauten.“ —

Wir verlassen die Hochebene. Durch lichten Wald geht's abwärts. Dort drüben auf einem schmalen Bergrücken liegt das uralte Städtchen Dornstetten, der ältesten Orte einer auf dem ganzen Schwarzwald.

In Urkunden des achten Jahrhunderts ist schon die Rede von einer Tornegestetter Mark.

Kaiser Heinrich II. vergabte diese ganze Gegend samt dem unfernen Kniebisberg dem von ihm ge-

gründeten Stifte Bamberg. Und die Bischöfe von Bamberg blieben Oberlehensherren bis ins 15. Jahrhundert herauf, während die Zähringer, Fürstenberger, Geroldsecker und die Grafen von Württemberg sich als Lehensleute des Stifts ablösten im Besitze des alten Städtchens, das heute noch gar malerisch in die Welt schaut mit hohen Türmen und luftigen Häusern.

Ich wäre gerne hinübergefahren und hätte den Umweg nicht gescheut, um das greise Städtchen näher zu sehen und das „Dornstetter Male“ (Männlein) zu besuchen; allein es wäre sicher in dem gänzlich evangelischen Orte aufgefallen, wenn ein langer, schwarzer Mann katholischer Observanz und mit einem „Jesuitenhut“ angethan am hellen Sonntag da eingebrochen wäre. Und das Dornstetter Male hätte mich sicher mit großem Mißtrauen empfangen, trotzdem ich längst ein stiller Verehrer von ihm bin.

Das Dornstetter Male ist nämlich ein weithin berühmter Sympathiedoktor und Volksarzt. Wenn dem Bauer im Kinzigthal der Hättichsbur im Harmersbach und die andern „Dökter“ nicht helfen können, so fährt er zu dem kleinen

Mann hinaus nach Dornstetten und sucht Rat und Hilfe bei ihm.

Manch ein Mannsvolk und manch ein Wibervolk an der Kinzig hat mir schon erzählt, daß das Dornstetter Male geholfen habe.

Interessant ist dabei, daß die protestantischen Bewohner des Schwarzwalds ebenso gerne zum katholischen Hättichsbur gehen, wie die katholischen Bauern zum protestantischen Dornstetter Male. Beide sind fromme Christen, und das genügt dem Volke, um an ihre Heilkraft zu glauben. —

In einem weiten Bogen kommt eben die Eisenbahn, von der ich sonst auf meiner Fahrt wenig gesehen, von Freudenstadt dahergedampft. Auf einer riesigen Eisenbrücke kreuzt sie das Thal, dem ich entgegenfahre. In dem Thale liegt ein Dörfchen, Aach. Ich sah in demselben eiserne Brunnenstöcke, eiserne Brunnentröge und droben in der Höhe die kolossale eiserne Brücke. Es ging mir ein Gefühl der Kälte durch den Leib ob all des vielen Eisens.

Wir leben ja, trotz all der Lobeshymnen auf den nationalen Wohlstand und den riesenhaften Fortschritt, im eisernen und nicht im goldenen Zeitalter.

Eisen und nichts als Eisen begegnet uns überall: eiserne Bahnen, eiserne Brücken, eiserne Brunnen, eiserne Maschinen, eiserne Balken, eiserne babylonische Türme; alles läßt sich vom Eisen tragen und leiten; selbst die Staaten und ihre Fürsten meinen, ihr bester Schutz sei das Eisen, d. i. recht viele Bajonette.

Und weil alles sein Heil sucht im Eisen und in den Maschinen und in den Bajonetten, drum ist unsere Zeit so herz- und poesielos wie das Eisen.

Unter der mächtigen Eisenbahnbrücke bei Aach liegt der Kirchhof des Dörfchens an einer Thalwand. Es kam mir vor, als wollte er angesichts eines gigantenhaften Menschenwerks sagen: „Was ist all euer Großthun, ihr Menschen, wenn euer Dasein im Grabe endet, und was nützt's euch, wenn die Erzeugnisse eures Geistes Jahrhunderte überdauern, ihr selbst aber für immer untergeht im Grabe! Oder seid ihr nicht mehr wert als das Eisen?"

In Wahrheit, nur wenn der Menschengeist unsterblich ist, kann er Freude haben an seinen Geisteswerken, die ihn hienieden überleben! Ich

meine aber, ein Geist, der Unvergängliches schafft, muß selbst unvergänglich sein. —

Im gleichen Dorfe Aach sah ich noch ein neues, reizendes Kirchlein, reizend weniger ob seiner Bauart, als wegen des schönen Tuffsteins, aus dem es gebaut ist.

Die Existenz dieses kleinen Gotteshauses und der Zweck, dem es dient, giebt — so dachte ich im Weiterfahren — dem Geiste des Menschen ein viel ehrenderes und schöneres Zeugnis als die große Eisenbahnbrücke. Werke wie die letztere haben jenen Größenwahn hervorgebracht, vermöge dessen die Menschen glauben, Gott und Gottesdienst entbehren zu können. Sie haben jenen Hochmut groß gezogen, der da singt:

Es steigt empor der Mensch im Lauf der Zeit
Zur Allmacht und Allwissenheit —

und der da meint, der Gott der Menschen sei das Menschtum. Je mehr aber die Menschen an die Göttlichkeit und Gottheit des Menschtums glauben, um so mehr macht sich unter ihnen vielfach die Bestialität und das Tiertum breit. —

Ich hatte schon auf der Höhe beim Schäfer

mein nächstes Ziel, Freudenstadt, in der Ferne auf der Hochebene liegen sehen; aber es schien sich immer weiter entfernen zu wollen, je näher ich ihm kam. Auf und ab und ab und auf ging es von Aach weg fortwährend von einer Berghalde zur andern.

Die braven Pferde nahmen aber alle Hindernisse mit gleicher Unverdrossenheit und trabten im gleichen Tempo immer weiter.

Man sagt so gerne, das Pferd sei eines der dümmsten Tiere; aber wenn Dummheit sich paart mit Bravheit und Unermüdlichkeit, so wird sie nicht bloß achtungswert, sondern liebenswürdig. Und ich muß offen gestehen, meine zwei Braunen waren mir lieber als mancher dumme, faule, aufgeblasene und zu nichts taugliche Mensch, der mir schon im Leben begegnet ist und bei dem sich mit der Dummheit ebenso große Bosheit gepaart hat. —

An einem Waldrande traf ich eine Zigeunerfamilie, die einzigen fremden Wanderer am heutigen und am gestrigen Tage.

Der Mann, eine kräftige Erscheinung, saß unter einem Baum und schmauchte seine Pfeife,

als ob er der sorgenloseste Mensch der Welt wäre; die Frau, jung und schön, flocht, am Boden knieend, ihre rabenschwarzen Haare, und die Kinder spielten lustig auf einem Haufen Lumpen — vor dem Karren, der ihr Vaterhaus war.

Alle waren zweifellos ebenso zufrieden mit ihrem Lose wie der alte Hirte auf der Höhe. Je weniger eben der Mensch Bedürfnisse hat und kennt und je tiefer er auf der Stufe der Kultur und der Gesellschaft steht, um so zufriedener und glücklicher ist er.

Drum war der Zigeuner unter dem Tannenbaum sicher lebensfroher als der alte Pfarrer, der in vürnehmer Karosse an dem armen Mann vorbeifuhr. —

Endlich — es ging schon gegen ein Uhr des Mittags — war Freudenstadt erreicht. Ich meinte, ich wäre daheim; denn vor zehn Jahren wohnte ich einmal einige Tage als einziger Kurgast im Schwarzwald-Hotel und habe das Städtchen alltäglich nach allen Richtungen durchwandert.

Heute kam ich schon zum Beginn der Hochsaison, und das Haus war fast ganz besetzt. Um keinen Preis wäre ich auch nur einen Tag hier

geblieben, so freundlich auch der Hotelier Luz mich aufnahm und so vortrefflich man auch bei ihm ißt und trinkt.

Die Frau Luz war mir heute ein höchst seltenes Beispiel dafür, daß die grausame Zeit doch nicht alle Widervölker gleichmäßig verunstaltet. Die Dame erschien mir in den zehn Jahren, da ich sie nicht mehr gesehen, an Jugend und Schönheit zugenommen zu haben.

Ich wollte in einem Gastzimmer mein Mittagsschläfchen halten. Es war aber ein solcher Spektakel in den Gängen des Hauses, daß ich keine Sekunde Ruhe fand und darnach trachtete, sobald als möglich den Staub Freudenstadts wieder von den Rädern meines Wagens zu schütteln.

Herr Luz begleitete mich eine Strecke weit, um mir in der Oberstadt seine „Dependence“, die er eben erst eingerichtet, zu zeigen.

Von Freudenstadt habe ich in den „Dürren Blättern“ schon erzählt und will heute nur so viel sagen, daß es sich seit meiner damaligen Schilderung ungemein neuzeitig verändert hat. Es ist das reinste Nizza des schwäbischen Schwarzwaldes. Kurhaus reiht sich an Kurhaus, und an dem nach

Süden vorgeschobenen Bergabhang hat sich eine ganze Villenkolonie gebildet.

Hier hat sich Hotelier Luz auch eine Villa erstellt mit feiner Restauration und fürstlicher Einrichtung.

In der Nähe befindet sich das besuchteste Kurhaus der Stadt, „Zum Palmenwald“, einer Pietisten-Gemeinde in Stuttgart gehörend. Hier wird nicht bloß für den Leib, sondern auch für die Seele gesorgt. Gebete vor und nach Tisch und religiöse Vorträge gehören zur Kurordnung. Das freut mich, daß die Menschen in der Sommerfrische auch daran erinnert werden, daß sie eine unsterbliche Seele haben und nicht bloß höhere Wirbeltiere und Verdauungsmaschinen sind. —

Viel fröhliches Volk trieb sich am heutigen Sonntag-Nachmittag in dem Fremdenviertel Freudenstadts umher, lachte und scherzte, trank Bier und schaute von der Höhe herab ins tannen- und mattengrüne Schwabenland, das von hier aus weithin sichtbar ist.

Das hat der Schwarzwald vor der Schweiz voraus; er ist lieblicher und wärmer, die Schweiz mit ihren Gletscherfeldern und ihrem grauen,

riesenhaften Felsgestein imposanter, aber kälter. Sie bietet nichts für das Gemüt. Der Geist des Menschen staunt zwar über die Majestät der Alpen, aber das Herz bleibt leer und kalt. —

An der Südwand des Kniebis hin, über den aus dem „Abendläuten" bekannten Zwieselberg fuhr ich dem Wolfthale und damit dem Gebiete der Kinzig zu.

Die herrlichen Waldungen, welche diese Seite des Kniebis bedecken, sind seit meinem letzten Hier-sein auch verschändet worden durch Kahlhiebe, die jetzt Mode sein sollen in der Forstwirtschaft.

Es war Abend, als ich hinabkam ins Reichenbachthälchen. Vor der ersten Hütte saß ein Bauersmann in kurzen Hosen und dengelte seine Sense für den morgigen Mähetag. Ich freute mich, wieder einen Landmann in Volks-tracht zu sehen, nachdem mir seither im Schwaben-land nur Bauern in neumodischem Proletarier-Häs begegnet waren.

Beim „Klösterle" im Wolfthal angekommen, wäre ich das Thal hinabgefahren bis zum kleinen Häusche[n] beim Ochsen im Schappe, das mir vor drei Jahren ein liebes Asyl war; allein ich wußte,

daß um diese Zeit regelmäßig Kurgäste in demselben hausen, und dann wäre es eine Versündigung an den braven Pferden gewesen, nach so langer Fahrt sie noch länger und weiter zu plagen. So fuhr ich denn thalaufwärts nach dem nahen Bade Rippoldsau.

Hier erwartete mich zwar auch eine „volle Saison", aber einen halbwegs stillen Winkel hoffte ich doch noch bei Sieur Göringer zu finden.

Elektrische Beleuchtung, Kurmusik und lustwandelnde Kulturmenschen erster Güte bewiesen mir alsbald, daß Rippoldsau dermalen nicht eingerichtet sei für proletarische Freunde der Einsamkeit.

Im „alten Fürstenbau" wohnte noch niemand. In diesem stellte man mir ein Gemach zur Verfügung, in das ich mich bald zurückzog; denn ich kam mir in dieser Hoch-Saison-Gesellschaft vor wie ein armer, bescheidener Bauersmann in einem Hoftheater bei aufgehobenem Abonnement.

Am 2. Juli.

Der Wirtshaus- und Hotelteufel hat es nun einmal auf mich abgesehen. Ich mag ihm aus dem Weg gehen, so gut ich kann, er findet doch immer

Mittel, mich zu quälen. Im Fürstenbau wohnte allerdings kein Gast, aber in den Dachräumen die Familie eines Badbediensteten. Diese machte zu meinen Häupten bis gen Mitternacht alle mögliche Unruhe mit Gehen, Stuhl- und Tischrücken und mit Klopfen, daß mir, am Einschlafen gestört, die ganze Nacht verpfuscht wurde.

Ich stand im Unmut früher als gewöhnlich auf. Die ganze „noble" Badewelt war noch unsichtbar, als ich nach sieben Uhr über den Platz zum Brunnenhaus schritt. Hier saßen zehn bis zwölf Mädchen, Kinder des Thales, die mit Erdbeeren hergekommen waren, um sie an die Badegäste zu verkaufen.

Sie kamen aus dem Schappe und aus dem Seebe, manche bis zwei Stunden weit daher, um Erdbeeren zu verkaufen, das Körbchen zu 35 Pfennig.

Stundenlang haben die armen Kleinen die Beeren gesucht, sie mit großer Selbstverleugnung gebrochen, und nun mußten sie in aller Herrgottsfrühe aufstehen, um, wenn die „vornehmen Damen" im Morgenanzug ans Licht des Tages kommen, parat zu sein.

Wenn es gut geht, hat ein Kind zwei Portionen zu verkaufen, und dann bringt es 70 Pfennig heim; ein Blutgeld, weil das arme Kind es unter Mühe und Entsagung verdienen mußte.

Ich gab jedem ein Geldgeschenk, um ihnen ihren sauern Verdienst zu versüßen. Wenn sie zehn Jahre älter gewesen wären, hätte ich ihnen einen populären Vortrag gehalten über Arbeit und Kapital. Doch die jetzt zufriedenen Geschöpfe wären dadurch sicher unzufrieden und sozialdemokratisch geworden. Drum war es gut, daß die Kinder noch zu jung waren für meine Ideen über das Verhältnis von Arbeit und Lohn.

Im Brunnenhaus selbst fand ich den Sohn meines im „Abendläuten" erwähnten Jugendfreundes Severin, den ich vor drei Jahren im Schappe wieder entdeckt habe. Dieser Sohn ist Badefriseur und Inhaber aller Verkaufsbuden im Sauerbrunnen. Seinem Vater zu lieb ließ ich mich, gegen alle Gewohnheit, von ihm rasieren.

Indes kamen die Badelöwinnen zum Brunnen oder promenierten in der Allee. Sie mögen allerlei Gebresten haben, aber die Schönheit that sicher keiner weh; denn was nicht vorhanden, schmerzt nicht.

Von den Schapbachermaidlen, die in Volkstracht im Bad Kammerdienste thun, werden die meisten dieser Weltdamen übertroffen in jener Eigenschaft, die allen Wibervölkern die willkommenste ist.

Ein alter Herr, bis vor kurzem ein höherer Beamter in Straßburg, der dieser Tage mein Buch „Abendläuten“ gelesen hatte, kam auf mich zu und sagte mir, er habe aus dem genannten Buch ersehen, daß ich die schlechten Unterschriften der Staatsbeamten table. Er wolle mir nun mitteilen, daß Bismarck auch ein Feind schlechter Unterschriften gewesen sei und von ihm ein Erlaß existiere, wonach Berichte mit unleserlichen Namen zurückzusenden seien.

Wenn Bismarck im Badischen erster Minister gewesen wäre, hätten demnach sicher die Beamten auch bald deutlicher schreiben gelernt. Es ist ein wahrer Unfug, daß viele dieser Herren eine wirkliche „Force“ darein setzen, ihre Unterschrift so unleserlich als möglich zu gestalten.

Doch mir selbst ist es passiert, daß die Postdirektion Konstanz in einem von mir geschriebenen und als unbestellbar an sie zurückgekommenen Brief meine Unterschrift nicht lesen konnte und den Brief

an den Ort der Aufgabe zurücksandte mit dem Bemerken: „Adresse des Absenders aus der Unterschrift nicht zu erkennen.“

Ich schreibe sonst dick wie ein Dorfzimmermann, und Kinder können deshalb wenigstens meinen Namen lesen. —

Bald nach Mittag verließ ich den Sauerbrunnen in der sichern Hoffnung, am Abend in meinem Paradiese Hofstetten nach zwei schlechten Nächten wieder einmal eine gute zu finden.

Im Klösterle besuchte ich für einige Minuten den neuen Pfarrherrn. Der frühere, liebenswürdige Seelsorger, von dem ich im „Abendläuten“ ererzählt, ist heute Hof- und Stadtpfarrer von Sigmaringen.

Der neue hat, obwohl kein junger Mann mehr, sich um die beschwerliche Kniebispfarrei beworben, weil seine achtzigjährige Mutter aus Rippoldsau stammt und da sterben wollte, wo sie geboren wurde.

Ein Sohn, der seiner Mutter unter eigenen Opfern einen Herzenswunsch erfüllt, ist sicher ein braver Mann.

Am Burgbach vorbeifahrend, schaute ich hin-

auf zur einsamen Hütte des Schnepfen-Karle. Alles war tot ums verschlossene Haus. Er wird im Wald sein, der wackere Karle, bei dem herrlichen Sommerwetter — dachte ich und fuhr weiter.

Im Schappe übersah ich in Gedanken das Haus meines Freundes Severin und erkannte erst, als ich im Dorf angekommen war, meinen Irrtum. Beim „Valeri" ließ ich halten, dem Konrad ein Bier kredenzen und richtete der „Valerise" Grüße aus von ihrer Schwägerin, der Posthalterin zu Heiligenberg. Diese Grüße wollte ich bestellen schon um der Ehre willen, die mir droben in der Perle des Linzgaus mit dem „geistlichen Rat" widerfahren war.

Zur Rechten meines Wagens erschien auch aus seinem sonnigen Poststüble der Bruder des Erzbauern Bürle, der Postagent im Schappe, mit dem Angesicht eines alten Staatsrats. Von ihm erfuhr ich, daß Freund Severin nicht zu Hause, sondern im „Heuwen" sei.

Bald unter dem Dorf ließ ich wieder halten; denn unweit der Straße liegt der Hof des Marxenburen, meines Leidensgefährten von Illenau her, an dem ich seit Jahren nie vorbeigehe, ohne den

ständigen Märtyrer erblicher Belastung zu besuchen. Ich fand ihn, wie immer, im Bette, mit dem Rosenkranz in der welken Hand, leise klagend, stark leidend und duldend, ein Bild, bei dessen Anblick man verzweifeln müßte, wenn wir Menschen nur für diese Welt da wären.

In der Stube saßen des Bauern Knechte und Mägde und nahmen ihr Vieruhrbrot ein. Es bestund aus kaltem Sauerkraut, kaltem, gekochtem Speck, Kirschen, vom Baum eben gebrochen, und Apfelmost. Die guten Leute aßen diese Speisekarte unter einander hinein, als wäre alles Mandelmilch. Als ich laut staunte über dieses magenfeindliche Gift, meinte eine Magd: „Mir (wir) henn kei so Herremäge; uns macht des nix.“ Sie sprach damit ein wahres Wort aus über Kultur- und Naturmägen. —

Wenige Minuten unter dem Marxenbur mußte ich erst recht anhalten; denn da stund das Ochsenwirtshaus und nebenan mein liebes Häusdchen vom Mai 1896.

Vor dem Hause fuhr eben der Postle von Rippoldsau an, der Andres, der stattlichste Postillon im deutschen Reichsgebiet. Er ist vögelewohl-

auf, denn es ist auch für ihn Hochsaison; da regnet es Trinkgelder und Schoppen. Ich lasse ihm auch einen kredenzen.

Heute, im Jänner 1901, da ich diese Zeilen schreibe, liegt der Andres seit vielen Wochen im Armen- und Krankenhaus beim Klösterle, von Gicht und Rheuma gepeinigt. Er wird wohl nie mehr auf den „Bock“ kommen und sein Posthorn blasen. So vergeht auch die Herrlichkeit eines Postknechts, und nichts hat Bestand unter uns Menschen als der Schmerz und der Tod. —

Auch den liebenswürdigen Dr. Moser von Wolfach traf ich im Ochsen, wo er ein Meldeamt hat für Patienten, die von den Bergen herab zu ihm kommen oder nach ihm schicken.

In mein Häuschen konnte und wollte ich nicht; es waren, wie ich richtig geahnt, Kurgäste in demselben. Auch die braune Monika, meine Freundin und Kammerjungfer von damals, welche so emsig und getreulich der „Schweine, Kälber und Kurgäste“ wartete, traf ich zu meinem Bedauern nicht mehr. Sie hat nach dem Tode ihres Vaters dessen Hütte übernommen, geheiratet und

pflegt jetzt im einsamen Hirschbachthälchen Schweine, Kälber und ihre eigenen Kinder. —

Durchs waldige, sonnige Thal ging's weiter. Die Landleute auf den Feldern am Wege hin erkannten mich noch alle und grüßten mit freundlichem Lächeln.

In der „alte Wolfe“ wollte ich eine andere Freundin, die alte Viktoria, besuchen und ihr mein Beileid ausdrücken; denn seitdem wir uns nicht mehr gesehen, ist ihr Mann, der gute Klemens, aus dem Wolfthale geschieden für immer.

Er war vorher noch blind geworden und hatte vergebens Heilung gesucht in der Augenklinik zu Freiburg. Bei dem Anlaß hat die Viktoria auch mich in der Karthause mit ihrem Besuche beehrt. Den wollt ich ihr heute zurückgeben, aber im einsamen Häuschen an der Straße war alles wie ausgestorben. Ich grüßte die alte Dame im Geiste und ließ meine braven Rößlein weiter traben.

Unterhalb des Dorfes auf heißer Landstraße traf ich den Pfarrer der „alte Wolfe“. Mit einer blauen Brille bewaffnet gegen das Sonnenlicht, wanderte er im Staub dem Städtle Wolfe zu,

offenbar um den sommerabendlichen Durst zu stillen. Ich nahm ihn mit an sein nahes Ziel.

In Wolfe, der freundlichen Hauptstadt des oberen Kinzigthales, begrüße ich den heimatlichen Fluß und halte jenseits der Brücke am Hause, in welchem die Witwe Theodors, des Seifensieders, wohnt. Ich will der greisen Frau guten Tag sagen. Aber sie ist nicht daheim; sie macht selber Besuch auf dem Grabe ihres Theodor, der vor zwei Jahren, bald nach der diamantenen Hochzeitsfeier, dies irdische Jammerthal, in dem er so gerne geweilt, verlassen hat. Seine Jeanette aber sagt ihm zur Sommerszeit alltäglich ein Lebewohl auf seinem Grabe, draußen am Wolfbach.

Mit welchen Gefühlen, so dachte ich weiterziehend, mag eine achtzigjährige Witwe am Grabe ihres Mannes stehen? Was mag einem Menschen das Leben noch wert sein in solchem Alter auf einem Kirchhof?

Ich meine, man sollte sagen: Selig die Toten, die möglichst frühe in dieses Stadium übergehen, und bedauernswert die Lebenden, die alt werden müssen! —

Zwischen Wolfe und Husen fand ich das Bett

der Kinzig völlig trocken; nur Kieselsteine und Felsen lagen in ihm. Die liebe Industrie braucht ja alles Wasser, verschlingt Flüsse und Bäche in ihren Kanälen und schändet die Landschaft nicht bloß durch ihre Schlote, sondern auch durch ihren Wasserraub.

Dagegen freute es mich, die alte gotische Kirche im Huserbach renoviert zu sehen. Hell und freundlich die ganze Landschaft verklärend, schaute sie zu mir herüber. Und es kam mir der Gedanke, einmal einen Vergleich anzustellen zwischen einem Kirchturm und einem Fabrikschlot. Daß ich diesen Gedanken nicht gleich weiterspann, kam daher, daß jetzt die Berge um Hasle zum Vorschein kamen.

Die Finken schlugen am Wege hin lustig in den Abend hinein; mich aber überkam jene Wehmut, die mich immer ergreift, wenn ich dem Orte nahe, der meinen einzigen Himmel auf Erden umfaßt, meinen Kinderhimmel.

Noch nie kamen mir die Tannenwälder dieses Himmels so hell und so verklärt vor wie heute. Aber ich sah sie auch seit den Tagen der Kindheit nie mehr im Glanze eines sonnigen Juliabends.

Es schien, als wollten sie mir mit ihrem Verklärungsglanze die einstigen Himmelstage um so lebhafter in die Erinnerung rufen. Aber je mehr sie ihren goldgrünen Zauber auf mich wirken ließen, um so stärker ward in mir das süße Weh, das Heimweh nach dem längst verlorenen, nie mehr zu gewinnenden Paradies der Kindheit. Der alte Mann in dem Wagen, der langsam das Thal hinunter rollte, kämpfte mit Thränen. —

Es fiel mir ein, daß heute, als am ersten Montag im Juli, in Hasle Jahrmarkt sei. Ich traf aber nicht einen von demselben heimkehrenden Menschen auf der Landstraße. Selbst an solchen Tagen sind die Straßen vereinsamt und verlassen, da die Eisenbahn Menschen und Vieh befördert.

Ich fuhr nicht durch das Städtle, sondern außen herum. Einmal wollte ich nicht vor den scharfzungigen Haslachern „den Großen machen" mit meiner Equipage, und dann war ich zu wehmütig gestimmt und mochte diese Stimmung nicht noch vermehren. Denn aus jedem Hause und aus jeder Gasse wären die Genien meiner Kinderhimmelszeit auf mich zugeflogen und hätten sich zu mir in den Wagen gesetzt.

Diese jungen, heitern Genien einer glücklichen



Zeit hätten mir mein Alter noch mehr verdüstert. Drum ging ich ihnen aus dem Wege und fuhr

unbeschrieen dem stillen Thälchen zu, in welchem Hofstetten liegt, das Paradies meiner alten Tage.

Das liebe Dörfchen lag bald so friedlich vor mir im Lichte eines Hochsommerabends, daß auch mir ein Teil seines Friedens in die Seele kam. Doch nicht für lange.

Eben als ich vor den „drei Schneeballen“ anhielt, läuteten sie vom nahen Kirchlein herunter das Scheidezeichen für eine arme Frau, die nach langem Leiden gestorben war und die ich auch gekannt.

Dann erzählte mir Jörg, der Schneeballenwirt, wie seit meinem letzten Hiersein der „Großvater“, mein alter Freund, fast neunzigjährig gestorben sei, und daß sie in diesem Frühjahr auch des Schloßburen Theres begraben hätten, ein blühendes, kaum zwanzigjähriges Mädchen.

Wie oft hab' ich in der Nähe der Heidburg die Theres als Hirtin jauchzen und singen hören, und nun hat der grausame Tod auch dieses fröhliche Leben gebrochen.

Mein eben gewonnener Friede verwandelte sich wieder in Bitterkeit über unser Menschenlos hienieden.

Mein erster Gang galt den Gräbern des Großvaters und der Theres, und dann schritt ich wehmutsvoll hinauf zu meiner Hütte und schaute trüben Sinnes in der Dämmerung hinab ins Thal meines Kinderhimmels.

Glühende Wölklein hingen am Abendhimmel, vom nahen Walde her schlug eine Drossel ihr Abendlied, in den Birken um die Hütte lispelte leise der Abendwind, und von den Gehöften drunten im Thale löste sich stille der Abendrauch der Herdfeuer.

Tiefer Friede lag über der Natur. Mir kam es vor, als spräche aus diesem Frieden eine Stimme zu mir: „Ihr Menschen findet keinen Frieden auf Erden. Ihr seid geschaffen hienieden für Kampf, Not und Tod; aber euer wartet ein ewiger Friede, wenn ihr dieses irdischen Daseins Kampf recht kämpfet und Not und Tod überwindet im Glauben an eine bessere Welt."

In diesen Augenblicken, am zweiten Juliabend des Jahres 1900, beschloß ich, den Bau der von mir schon oft an dieser Stelle geplanten kleinen Kapelle auszuführen.

Es ist mir längst ein lieber Gedanke, im

Geiste zu sehen, wie noch lange nach meinem Tod das gläubige, fromme Landvolk des Thales



da herauf kommen und in der Kapelle beten und wie manch eine bedrängte Menschenseele dieses einsame Kirchlein aufsuchen wird, um ihrem Gott

ihre Not zu klagen — an der Stelle, da einst ein alter Mann sich hineinträumte in die Seligkeit seines Kinderhimmels.

In meinem „Abendläuten“ sprach ich schon davon, hier eine Waldkapelle zu errichten. Ein katholischer Rechtsanwalt in Schlesien sandte mir fünf Mark und ein Protestant aus Frankfurt ebensoviel zu meinem Baufonds; ein Beweis, daß beide christlichen Bekenntnisse mit meinem Plane einverstanden sind.

Ehe dieses Büchlein in die Welt tritt, soll, so Gott will, das Kirchlein still herabschauen ins Thal. —

Spät am Abend kam noch Wendel, der Sohn des Großvaters, zu mir aufs Zimmer, und mit ihm und dem Jörg sprach ich noch lange über die eben genannten Toten. Dabei erfuhr ich, was mir bisher fremd war, daß auch in Hofstetten und ringsum beim Landvolk die uralte Sitte des Totenbrettes besteht.

Die Leiche eines Gestorbenen wird nicht im Bette belassen, sondern alsbald angekleidet und auf ein Brett, das zwei Stühle tragen, oder auf die Stubenbank gelegt und bleibt hier — ohne Sarg und nur mit einem Tuche bedeckt, liegen bis zur

Stunde der Beerdigung. Das Volk glaubt, es finde „das Tote“ sonst keine Ruhe.

Wer in die Stube kommt, zieht einen Augenblick das Tuch vom Angesicht des Toten weg und betrachtet es, besprengt es mit Weihwasser und verdeckt es wieder; dann kniet er nieder und betet für des Leblosen Seele ein Vaterunser und Herr, gieb ihm die ewige Ruhe.

Untertags essen die Lebenden neben dem Toten, und am Abend kommen die Nachbarn von nah und fern und helfen den Angehörigen, vor dem Toten knieend, eine volle Stunde lang beten. Das heiße ich Poesie in der Religion und angesichts des Todes. —

Meine zwei Gesellschafter sagten mir noch, daß vor kurzem auch der Nonnenmacher auf dem Höllsberg, ein alter Freund von mir, von dem ich wiederholt in meinen Büchern erzählt, gestorben sei. Mit ihm sank eine Säule echten Volkstums ins Grab.

So verschwindet einer um den andern von denen, die mir im „Paradiese“ zur Freude und zum geistigen Gewinn waren. „Bald wirst auch du verschwinden“ — so sagte ich mir, da ich zur irdischen Nachtruhe mich niederlegte.

Am 3. Juli.

Die Nacht war, wie ich erhoffte, stille und friedlich. Ich wachte zwar lange, aufgeregt ob der wechselnden Gemütsstimmungen des Abends. Gegen Mitternacht hörte ich mit schweren Tritten jemanden über die Dorfbrücke herkommen, dann blieb es totenstill bis zum ersten Hahnenschrei.

Als ich in der Frühe aus der Kirche kam, löste sich das Rätsel, wer mitternächtlicherweile über die Brücke gekommen war. Kein anderer war es als mein Freund Severin, der Schöffschnider. Er war vom Jahrmarkt gekommen, hatte in Hasle im Wirtshause die Polizeistunde abgewartet und dann sein Quartier in Hofstetten aufgesucht. Er klopft jeweils nur Jörg, dem Wirt, am Fenster seiner Schlafstube. Der giebt ihm den Schlüssel zur Dependence, hier Spicher geheißen, und der Severin findet wankend und schwankend und ohne Licht sein Lager.

Er saß, als ich in die Wirtsstube trat, schon stille beim Morgentrunk, den er nie unterbricht bis zum Abend und bei dem er kein Wort spricht, wenn ihn niemand frägt oder reizt.

Er trinkt, trinkt, trinkt stillvergnügt bis um

fünf Uhr des Abends; dann hört er auf, legt sich abermals im Spicher nieder, um am andern Morgen, ehe der Hahn kräht, ebenso still, wie er getrunken hat, wieder hinauf zu wandern auf jene wunderbare Höhe, die mir die liebste ist im ganzen Schwarzwald.

Auf dem Jahrmarkt hat der Severin gestern Geld verdient als ehrlicher Makler beim Viehhandel; er „vertrinkts“ jetzt redlich und geht dann wieder in die Berge, um Schafe und Kälber zu kaufen für die Metzger von Hasle und um Geld zu verdienen zu neuem, stillem Trunk.

Ich begrüße ihn und bezahle ihm beim Wirt einen Trunk für geldlose Tage. Dann gehe ich hinauf in meine Stube und — weil Regen im Lande, hab' ich Zeit — lasse den Meister Konrad kommen, rechne mit ihm und gebe ihm sein wohlverdientes Trinkgeld. Da ich ihm die Goldstücke überreiche, frage ich ihn, auf welche Sparkasse er sie bringen werde. Zu meinem Staunen hörte ich, daß der Konrad keine Sparkasse brauche und in seinem langen Kutscherleben sich nichts erspart habe.

Er hat also, wie Severin, der Schôffschnider,

sein' Sach' auf nichts gestellt. Und ich glaub', das haben mit ihrem Trinken die nächtlichen Bierreisen meines wackern Kutschers gethan.

Uebrigens liegt auch ein Stück echter Lebensphilosophie darin, seine Sache in alleweg auf nichts zu stellen, seine Pflicht zu thun, aber irdisch nur dem Tage zu leben und nicht ängstlich zu sorgen für die Zukunft.

Severin, der Schôffschnider, und Konrad, der Pferdelenker, sind fleißige, kreuzbrave, ehrliche, arme Leute, aber eines wollen sie wenigstens ihr eigen nennen, und das ist ihr — Durst.

Ich vermag beim besten Willen keinen Stein auf derartige Menschen zu werfen. Wer's kann und thun zu müssen glaubt, der möge es thun.

Den Severin hat übrigens im Frühjahr 1901 der Tod erlöst von seinem stillen Durst. Auf dem reizend gelegenen Waldkirchhof von Biederbach haben sie den armen Mann begraben. Von allen Höfen und aus allen Hütten kamen die Völker und die Buren, um dem Schôffschnider die letzte Ehre zu erweisen. Selbst Jörg, der Schneeballenwirt, war auf die Höhe gestiegen, um seinen stillsten Gast zur ewigen Ruhe zu geleiten. —

Ich hatte ursprünglich vor, einen Tag hier zu bleiben und am heutigen Nachmittag eine Fahrt ins Kinzigthal hinab zu machen, wo im gastlichen, wunderbar gelegenen Pflugwirtshaus zu Schönberg Freund Reinhard, der Landeskommissär, seine Nerven stärkt — aber der Regen trieb mich heim.

Im geschlossenen Wagen, auf den die Schleußen des Himmels unaufhörlich ihre Wasser gossen, fuhr ich über die Eck und in das Elzthal hinab. Meister Konrad verlor keinen Augenblick die Geduld; er ließ auf sich regnen, als ob das Regenwasser nicht naß machte. Ich aber kam mir vor wie eine arme Seele, eingeschlossen in einem dunklen Raum der Ewigkeit.

In Waldkirch mußte er die Pferde erquicken, und ich verbrachte eine langweilige Stunde im Wirtshaus zur Post.

Es schlug auf dem Rathause zu Freiburg die siebente Stunde des Abends, als wir vor dem Pfarrhaus am Franziskanerplatz anlangten. Ich war daheim. Meine Schwester fand, ich hätte noch nie so gut ausgesehen wie nach dieser Reise. Ich aber hatte in sechzehn Tagen eine große

Strecke Landes durchfahren, und vieles war durch meine Seele und an ihr vorübergegangen. Nur ein Tag, der letzte, ward mir zuwider durch seinen Regen. Die andern alle bleiben voll Sonnenschein in meiner Erinnerung stehen.

Ich habe auf „verlassenen" Wegen vielen Genuß gehabt, mich erquickt an Leib und Seele und erfahren die Wahrheit der Worte des Dichters:

Einsam wandle deine Bahnen,
Stilles Herz, und unverzagt!
Viel erkennen, Vieles ahnen
Wirst du, was dir keiner sagt.

Und wenn meine Leser und Leserinnen an meinem Reisebericht ebenso vielen Gefallen finden, wie ich an der Reise selbst gefunden, dann bin ich doppelt befriedigt von dieser Sommerfahrt im Herbste meines Lebens.



diese Prophezeiung uns weich, wie sie ja sichtbar aus weichem Herzen kommt, das sich in dem ganzen Buche nicht verleugnet. Hansjakob der Gemütsmensch tritt hier schier auffällig hinter Hansjakob, dem zuweilen etwas knorrigen Original, zurück, aber auch dieses kommt zur Geltung, nur daß es einem nicht just den Atem nimmt. Das Buch ist ein Schatzkästlein. Wenn man's öffnet, strahlen einem die hellen Gedanken und die warmen, tiefpoetischen Empfindungen des Schreibers entgegen, zugleich aber strömt einem ein Hauch belebender Waldluft zu. Hansjakob zeigt sich auch hier als ein echter Dichter und ein echter Mensch, dessen Urwüchsigkeit man vielleicht hier und da wird etwas zu Gute halten müssen, dessen herzerquickende Unmittelbarkeit aber niemals ihr Ziel verfehlt.

Haus und Welt.

Erzbauern.

Erzählungen von Heinrich Hansjakob.

Illustriert von Hugo Engl.

Inhalt: Der Vogtsbur. — Der Benedikt auf dem Bühl. — Der Bur und der Bürle. — Die Buren am Wildsee.

3. Aufl. Oktav. Geh. Mk. 5.—, hocheleg. geb. Mk. 6.—.

Wer ein Freund unserer alten, deutschen Volkskultur ist, dem rate ich an, dies Buch zu lesen. Er wird Fesselndes darin finden, und manches wird ihm lieb werden. „Erzählung“ im landläufigen Sinn ist das, was darin erzählt wird, nicht, sondern es ist eine Sittenschilderung, die einfach und ohne gelehrtes Beiwerk das Leben, das Thun und Treiben der reichen Großbauern des Schwarzwaldes vorführt. Mitunter muten einige Züge ganz märchenhaft an — es klingt ein wenig das Liedlein von der „guten alten Zeit“ dabei mit. Die nivellierende Neuzeit hat das meiste dieser alten Waldherrlichkeit schon mit sich gefegt. Der Verfasser kennt und liebt den Heimatboden, dem seine Ausführungen gelten, und wir fühlen die Wahrheit und die Liebe, womit er sein Buch geschrieben, als wohlthuende Wärme.

Lechners Mitteilungen.

Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin.

Niedergeschrieben von Heinrich Hansjakob.

Illustriert von W. Hasemann.

4. Aufl. Oktav. Geh. Mk. 3.—, hocheleg. geb. Mk. 4.20.

Das neueste Buch von dem berühmten Volksschriftsteller Dr. Hansjakob hat den Titel: „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin." Dieses neueste Werk gehört zu den schönsten, die Hansjakob geschrieben. In geradezu wunderbarer Phantasie läßt er die alte Holzkiste erzählen, was sie alles auf den Höhen des Schwarzwaldes in Freude und Leid erlebt hat, bis sie zuletzt eine herrliche Ausstattung im prächtigen Studierzimmer des großen Mannes erlangte. Wir wünschen diesem interessanten Buche mit den hübschen Bildern recht große Verbreitung.

Rastatter Zeitung.

Waldleute.

Erzählungen von Heinrich Hansjakob.

Illustriert von W. Hasemann.

Inhalt: Der Fürst vom Teufelstein. - Theodor, der Seifensieder. - Afra.

4. Aufl. Oktav. Geh. Mk. 4.—, hocheleg. geb. Mk. 5 —.

Der bekannte Verfasser beschenkt uns in dem vorliegenden, schön ausgestatteten Werke mit drei allerliebsten Schwarzwaldgeschichten. Die Erzählungen vom „Fürsten vom Teufelstein", „Theodor, dem Seifensieder" und von der unglücklichen „Afra" führen dem Leser der Hansjakobschen Schriften längst bekannte Persönlichkeiten vor Augen, der Meister der Darstellung weiß sie aber so trefflich in den Mittelpunkt einer neuen Handlung zu stellen, daß sie uns jetzt erst recht als Gestalten von Fleisch und Bein erscheinen. Überaus anziehend und anschaulich schildert Hansjakob das Leben in der Försterei am Teufelstein, die Thätigkeit der Schwarzwaldflößer und der armen Tagelöhner auf den Bergkämmen seiner Heimat. Die Sprache ist augenscheinlich mit Sorgfalt gefeilt und fast ganz frei von

jenen kritischen Nebenbemerkungen, die nicht jedem gefallen. Hausjakob zeigt sich wieder als einen wahrhaft gottbegnadeten Erzähler, dessen Schriften nicht genug empfohlen werden können. — Das Büchlein liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Zeichen, welchen Anklang es bei der Leserwelt gefunden hat.

Wissenschaftliche Beilage zur Germania.

Der steinerne Mann von Hasle.

Erzählung von Heinrich Hansjakob.

Illustriert von C. Liebich.

3. Aufl. Oktav. Geh. Mk. 4.—, hocheleg. geb. Mk. 5.—.

Das vorliegende neue Werk wurzelt in dem Heimatstädtchen des beliebten Erzählers, Haslach, dessen Geschichte und Bewohner ihm schon so manchen dankbaren Stoff zu poetischen Gestaltungen gegeben haben. In der dortigen Kirche steht an der linken Seite des Schiffes ein gewaltiges Bild, das einen betenden, aufrecht stehenden Ritter in Überlebensgröße in Stein wiedergiebt. Keine Umschrift besagt, wer der Ritter sei, der seit einem halben Jahrtausend hier die Hände faltet. Der steinerne Mann ist der Graf Gottfried von Fürstenberg-Hasela, aus dessen Blute Fürsten und Könige stammen, die noch heute regieren, wurde doch seine Enkelin Adelheid die Gemahlin Friedrichs des Älteren von Hohenzollern. In schlichter, immer anmutender Darstellung, in lebensfrischer Zeichnung, die keinen Strich vergißt und Licht und Schatten trefflich verteilt, läßt der Verfasser längst vergangene Tage vor uns erstehen: streitbare Rittergeschlechter und aufstrebende Städte, Krieger und Mönche, Minnesänger und Geißler. Auch eine Herzensgeschichte ist mit Geschick in die lebensvolle Schilderung verflochten; die Tochter des steinernen Mannes, Herzelinde, entbrennt in Liebe zu einem Dienstmann ihres Vaters. — Allen denen, welche es lieben, sich aus der modernen Realistik in den Duft der Romantik und der Poesie vergangener Zeiten zu flüchten, sei der „steinerne Mann von Hasle“ aufs beste empfohlen.

Büchermarkt, Beilage z. Niederrhein. Volksztg.


377719
Hansjakob
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

